Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

AUS
DER BIBLIOTHEK
DES

An unsere geehrten Abonnenten!

Um unseren geehrten Abonnenten, wie überhaupt Jedermann, Gelegenheit zur Anschaffung **schöner und gediegener Kunstblätter** zu geben, offerieren wir die in unserem Verlage erschienenen **großen prachtvollen Kupferstiche**

Aufbruch zur Jagd

nach dem Gemälde von **F. Defregger** gestochen von **A. Petzsch**;
Papiergröße 59 cm breit und 71 cm hoch, Stichgröße 31 cm breit und 38½ cm hoch

Das Tischgebet

nach dem Gemälde von **F. Defregger** gestochen von **H. Walde**;
Papiergröße 71 cm breit und 59 cm hoch, Stichgröße 40 cm breit und 33 cm hoch

Die Heimkehr des Landwehrmanns

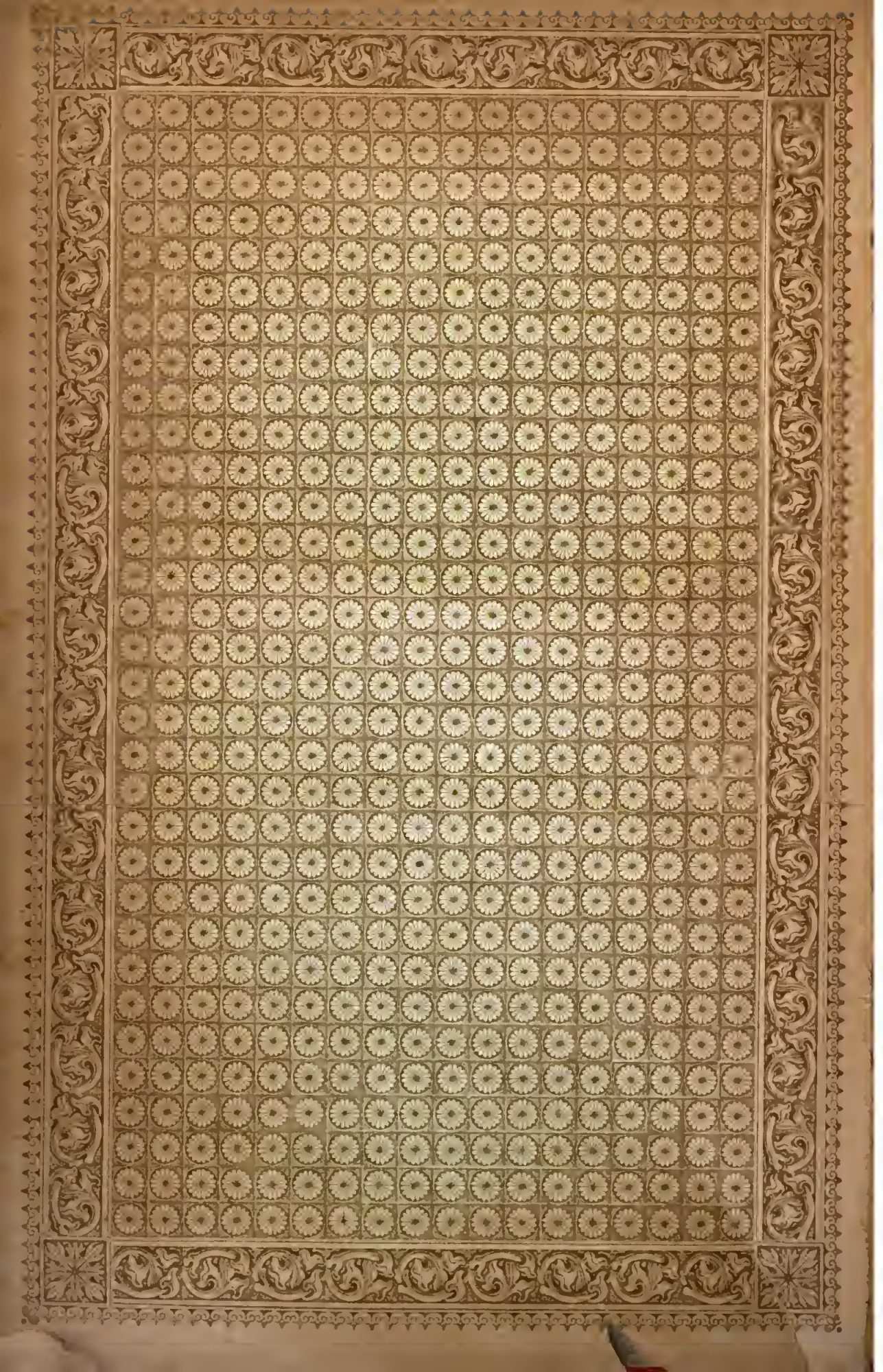
nach dem Gemälde von **A. Heck** gestochen von **A. Wagenmann**:
Papiergröße 71 cm breit und 59 cm hoch, Stichgröße 48 cm breit und 38 cm hoch

zu dem außergewöhnlich billigen Preise von

nur 1 Mark 50 Pf. pro Exemplar.

Nach den sonst im Kunsthandel üblichen Preisen würden diese Kupferstiche **10** bezw. **12 Mark** pro Exemplar kosten. Um die Kunstblätter den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, werden dieselben, wie schon bemerkt, nicht nur an Abonnenten, sondern an **Jedermann** in beliebiger Anzahl abgegeben. — Bestellungen nehmen die meisten Buch- und Kolportagehandlungen, Journalexpeditionen 2c. entgegen; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die unterzeichnete Verlagshandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Novellette „Der Doppelgänger" von E. Sallentien-Wewer. (S. 102)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Dreizehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275478A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schloß Bredow. Kriminalroman von K. v. Schlieben-Reventlow (Fortsetzung und Schluß) 7

Der Doppelgänger. Historische Novellette von Ludw. Sallentien-Wewer 79

Mit Illustrationen von A. Wald.

Aus was besteht der Mensch? Naturwissenschaftliche Thatsachen über uns selbst. Von E. Koller . . . 103

Mit 10 Illustrationen.

Liebesopfer. Novelle von A. Vogel v. Spielberg . . 116

Fahrten in Yukatan. Zentralamerikanische Reiseerinnerungen. Von Fred Morris 171

Mit 10 Illustrationen.

Aus der Schiffsküche. Lebensbild von der deutschen Marine. Von D. B. Warren 191

Vierbeinige Künstler. Charakterstudie aus der Tierwelt. Von G. Merker 201

Mit 9 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die Mitgift 216

Seite

Neue Erfindungen:
I. Ein amphibisches Fahrzeug 219
Mit Illustration.
II. Ein Instrument für die Massage der Augen . 220
Mit 2 Illustrationen.
Die Belagerung von Kufstein 224
Die Feinde der Bienen 227
Schwimmunterricht bei der kaiserlichen Marine . . 228
Napoleon I. und Cherubini 233
Der Schlaf der Fische 235
Ein Kalmückenprinz 235
Schicksale einer Panzerrüstung 236
Gemütsbewegungen unter den Vögeln 237
Eine Sprache, die nicht telegraphiert werden kann . 239
Londoner Marktverkehr 239
Dessalines Dose 240
Ein seltsamer Brauch 240

Schloß Bredow.

Kriminalroman von **K. v. Schlieben-Reventlow.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Vera überlegte. Wenn der Vagabund sich nun an die wirkliche Gertrud, für die er sie gehalten hatte, wandte, so kam heraus, daß sie dieser den für sie bestimmten Zettel Mieskos unterschlagen hatte, und das mußte immerhin zu unangenehmen Konsequenzen führen. „Warten Sie einen Augenblick!“ rief sie dem so geschickt verkleideten Wesner nach.

Er kehrte sofort um. „Haben Sie sich besonnen?“ frug er.

„Wieviel wollen Sie denn haben?“

„Zehn — nein, zwanzig Thaler.“

„Weiter nichts?“

„Nee. Wenn Ihnen das aber zu viel ist — ich weiß schon, wo ich sie kriege.“

Es widerstrebte ihr, sich mit diesem Menschen einzulassen, aber ihr blieb kaum eine Wahl. Er schien ein richtiger Strolch zu sein, der vielleicht auch gar nichts wußte und sie nur veranlassen wollte, ihre Börse zu ziehen, um sie ihr dann zu entreißen und im Notfalle sie nieder-

zuſchlagen. Sie mußte vor allen Dingen Zeit zu gewinnen ſuchen.

„Kommen Sie heute, wenn alles im Schloß ſchläft, unter mein Fenſter, dann ſollen Sie das Geld haben.“

„Warum nicht jetzt?“ fragte er mißtrauiſch.

„Ich habe nicht ſo viel bei mir.“

„Wo iſt Ihr Fenſter?“

„Das erſte Fenſter von der linken Ecke an der Vorderſeite.“

„Sind auch keine böſen Hunde abends los?“

„Nur auf dem Hof, auf der Rückſeite.“

„Gut, ich werde kommen,“ ſagte er. „Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden bis dahin, ſchönes Fräulein, Ihr Liebhaber wird wohl bald wieder kommen.“

Mit einem unverſchämten Lachen entfernte er ſich.

Wera blieb, Fritz erwartend, an der Pforte ſtehen. Es war ihr ſehr lieb, daß ihre Befürchtung eines Zuſammentreffens zwiſchen Kaspary und Mieſko nicht eingetroffen war. Aber ihr reger Geiſt ließ ſie nicht lange bei dieſer Freude beharren. Sie überlegte, wie ſie aus den Eröffnungen, welche der Stromer ihr zu machen verſprochen hatte, am beſten Vorteil ziehen könne.

Wenn ſie wußte, wo die Papiere waren, konnte ſie dieſelben vielleicht ſelbſt holen. Aber eine ſolche Unternehmung erſchien denn doch mit nicht geringer Gefahr verbunden. Wenn ſie bei derſelben abgefaßt wurde, wie ſollte ſie ihre Anweſenheit rechtfertigen? Sie hatte Mut genug, aber ein ſolches Unternehmen erſchien ihr doch zu gewagt.

Wie wäre es jedoch, wenn ſie Mieſko das Verſteck mitteilte? Dann konnte ſie ihn genau überwachen und ihm die Papiere abnehmen, ſobald er aus der Mühle heraus war. Das war entſchieden das Beſte.

Ihr kam auch wiederholt der Gedanke, daß der Burſche ſie vielleicht betrüge und gar nichts wiſſe. Aber dann

war ja auch nicht viel verloren. Zwanzig Thaler konnte sie schon immer daran wagen. Wenn er sie nicht täuschte, war die Kenntnis des Verstecks der Papiere ihr das Hundertfache wert.

Die Rückkehr des Leutnants unterbrach ihre Gedanken. Mehr noch als vorher empfand sie es als fast unerträglichen Zwang, seinen Galanterien lauschen, mit ihm scherzen und lachen zu müssen. Sobald es mit guter Manier möglich war, zog sie sich denn auch unter dem Vorwand, etwas Kopfschmerz zu haben und ruhebedürftig zu sein, in ihr Zimmer zurück.

An das geöffnete Fenster gelehnt, stand sie und wartete, bis überall der Lichtschimmer erloschen war. Als dies geschehen, sah sie eine dunkle Gestalt, in der sie den Landstreicher vermutete, vorsichtig aus einem Boskett auftauchen, sich überall umschauen und dann leisen Schrittes über den knirschenden Kies unter ihr Fenster kommen.

Sie lehnte sich zu demselben hinaus, so daß er sie sehen konnte.

„Haben Sie das Geld?“ frug er mit gedämpfter Stimme.

„Ja,“ antwortete sie in gleicher Weise.

„So werfen Sie es herunter.“

„Ich werde mich hüten.“

„Warum nicht?“

„Erst Ihre Mitteilung.“

„Erst das Geld.“

„So kommen wir nicht weiter. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Lassen Sie hören.“

„Ich werfe Ihnen erst zehn Thaler herunter, und dann, wenn Sie mir alles gesagt haben, den Rest.“

„Gut. Damit bin ich einverstanden. Also erst die zehn Thaler.“

Sie wickelte das Geld in ein Papier und warf es ihm zu. Er hob es auf und zählte es sorgsam durch.

„Stimmt," sagte er. „Nun hören Sie gut zu, Fräulein Gertrud: in der Kammer, in der der Müllerfranz schläft, ist eine Diele los, gerade unter seinem Bett. Das muß man erst abrücken, ehe man dazu kann. Da hinein hat der Franz die Papiere gelegt."

„Ist das auch wahr?"

„Gewiß und wahrhaftig."

„Ich will Ihnen etwas sagen: wenn Sie mich betrogen haben, schicke ich Ihnen morgen den Gendarmen nach."

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, Sie werden es sehen."

„Ich werde mich morgen davon überzeugen."

„Und die anderen zehn Thaler?"

„Hier sind sie." Sie warf sie ihm hinab und machte Miene, das Fenster zu schließen.

„Fräulein Gertrud!" rief er wieder.

„Was wollen Sie noch?"

„Ich könnte Ihnen noch etwas sehr Wichtiges erzählen."

„Was denn?"

„Kennen Sie den Kriminalkommissar Kaspary?"

„Ja. Was ist mit ihm?"

„Er war heute in Retschin."

„Das weiß ich."

„Aber was er gemacht hat, das wissen Sie nicht."

„Nein."

„Aber ich weiß es."

„Es interessiert mich zwar sehr wenig, aber wenn Sie es wissen, so sagen Sie es immerhin."

„Es ist wegen des Mordes in der Eisenbahn."

„So?"

„Ich will Ihnen alles erzählen, was ich weiß, alles,

was er gethan hat, wenn Sie mir noch zwanzig Thaler geben."

„Zwanzig Thaler! Ich sagte Ihnen ja, daß die Sache mich sehr wenig interessiert."

Sie hielt es für klüger, ihn nicht merken zu lassen, wie wichtig ihr seine Mitteilungen seien.

„Na, dann zehn wenigstens," gab Wesner nach, dem ihre Mitteilung, daß sie sich von der Wahrheit seiner Angaben überzeugen wolle, keinen kleinen Schrecken eingejagt hatte, denn wenn sie nach Retschin kam, so war es kaum zu vermeiden, daß sie die Verhaftung Mieskos erfuhr. Er suchte nun Zeit zu gewinnen. Seine Mitteilungen hatte er ihr nur gemacht, weil er ihr Vertrauen gewinnen und, wenn möglich, in ihr Zimmer kommen wollte. Er hatte so gut wie Kaspary bemerkt, daß die Schuhe, welche sie trug, nicht in die Spuren paßten, welche er mit Kaspary gemeinsam bei der Verfolgung der Flüchtigen gemessen hatte, und wollte gern sich überzeugen, ob sie nicht auch im Besitz kleineren Schuhwerks sei.

„Zehn sollen Sie haben, wenn Ihre Mitteilungen so viel wert sind," antwortete sie ruhig.

„O, viel mehr! Also Kaspary hat heute zu einem anderen Herrn in Retschin, ich glaube, zum Bürgermeister, gesagt, daß er heraus hätte, wer den Mord begangen hat."

„So? Wer denn?"

Ihre Stimme zitterte doch etwas.

„Ein Bruder von dem Ermordeten ist es gewesen."

„Weiter wissen Sie nichts? Das ist nichts Neues," kam es wieder fester von ihren Lippen.

„Er ist jetzt weggefahren, um ihn zu verhaften."

„Meinetwegen."

„Und die Reisetasche von dem Ermordeten hat er auch gefunden."

„So? Wo denn?"

„Im ſchwarzen Luch.“ Dieſes ihm unbedeutend ſcheinende Geheimnis glaubte er ruhig preisgeben zu können, um ſeinen Zweck zu erreichen.

„Das iſt ſchon intereſſanter.“

„O, ich weiß noch mehr.“

„Woher denn eigentlich?“

„Ich hatte ihn kommen ſehen und mich im Walde verſteckt.“

„Woher kennen Sie ihn denn?“

„Er hat mich in Berlin einmal verhaftet, wegen Diebſtahl, ich war aber ganz unſchuldig.“

„Natürlich.“

„Ich bin auch freigeſprochen worden. Aber ſeitdem kann ich ihn nicht leiden. Wie ich ihn kommen ſah, kroch ich ins Dickicht; und er kam mit dem anderen Herrn und ſetzte ſich auf eine Bank gerade vor mich hin.“

„Erzählte er noch mehr?“

„O, noch viel. — Aber es kommt jemand — morgen früh um Neun bin ich wieder hinten an der Gartenpforte, wo wir uns heute getroffen haben.“

Er entfloh eilig, als fürchte er eine Verfolgung. In Wirklichkeit war ihm nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen; einerſeits, ſich zu überlegen, was er ihr noch ſagen dürfe, andererſeits, ſie in Sicherheit zu wiegen und ſo lange als möglich von der Fahrt nach Retſchin abzuhalten.

Daß ſie dieſe Reiſe nicht antreten werde, ehe ſie ihn noch einmal geſprochen, deſſen glaubte er ſicher ſein zu dürfen. Das, was er ihr geſagt, mußte in ihr entſchieden den Wunſch nach weiteren Mitteilungen wecken. Aber ebenſo ſicher glaubte er auch annehmen zu dürfen, daß er auf einen längeren Aufſchub nicht zu rechnen habe. Was ſollte er thun?

Es erſchien ihm als das Beſte, an Kaspary zu tele-

graphieren. Nachdem er im Wald sein Vagabundenkostüm abgelegt und Haar und Bart wieder geordnet hatte, setzte er eine Depesche folgenden Inhalts auf:

„Polizeipräsidium Berlin für Kommissar Kaspary.

Wera will morgen vormittag nach Retschin. Wenn möglich, schleunigst zurückkehren.

Wesner."

Wie sollte er nun aber die Depesche rasch genug befördern? In Bredow einen Wagen zu nehmen, hätte Aufsehen erregt. Die Staatstelegraphenstation in Retschin war längst geschlossen, aber den Bahntelegraphen konnte er benutzen.

So müde er war, ging er doch noch nach Retschin und blieb, nachdem er seine Depesche aufgegeben, im „Goldenen Adler", nachdem er dem Kellner befohlen hatte, ihn früh um fünf Uhr zu wecken.

Ohne daß er es ahnte, war es der Umstand, daß er die Nacht in Retschin zubrachte, der bewirkte, daß Wera einen Verdacht, den sie anfangs geschöpft, wieder fallen ließ. So natürlich auch sein Kostüm gewesen war, so gut er seine Rolle als Landstreicher gespielt hatte — eines war ihr doch in seiner Erzählung befremdend erschienen, der sonderbare Zufall nämlich, daß Kaspary gerade vor dem Verstecke des Vagabunden Platz genommen und dem Bürgermeister seine bisherigen Entdeckungen mitgeteilt haben sollte.

Allerdings fand sie auch bei reiflichem Nachdenken keinen Grund dafür, daß der Vagabund sie getäuscht haben sollte. Daß er aus seiner Kenntnis des Geschehenen Geld herauszuschlagen suchte, war ganz natürlich — wenn er eben das war, was er schien. Wenn er aber nun in Kasparys Auftrage handelte, um sie zu verleiten, sich eine Blöße zu geben? Diese Annahme hätte nur Sinn gehabt, wenn Kaspary sie beargwöhnte.

War dies der Fall?

Peter Petrowitsch hatte ihr berichtet, daß im Dorfwirtshaus ein Mann logiere, der ihm verdächtig erscheine, den er für einen Gehilfen des Kriminalkommissars halte. Es lag ziemlich nahe, daß, wenn Kaspary wirklich Argwohn gegen sie hegte, er eben diesen Gehilfen beauftragt habe, sie im Auge zu behalten.

Sie sandte daher am nächsten Morgen zeitig Petrowitsch nach dem Gasthofe, um Erkundigungen einzuziehen, ob der, in dem sie Kasparys Gehilfen vermuteten, noch dort sei. Als der Genosse ihr die verneinende Antwort des Wirtes mit dem Hinzufügen überbrachte, daß jener ziemlich zu gleicher Zeit mit dem anderen Fremden, also mit Kaspary, verschwunden sei, glaubte sie beruhigt aufatmen zu dürfen.

„Siehst du wohl," sagte sie zu Peter Petrowitsch, „daß ich gut that, nicht auf dich zu hören? Wäre ich dir gefolgt, als du zur Flucht rietest, so würden wir die Papiere niemals wiederbekommen."

„Wir haben sie noch nicht," versetzte der angebliche Diener mit finsterem Gesicht.

„Aber wir sind auf dem besten Wege, sie zu erhalten."

Er zuckte die Achseln. Sein stummer Widerspruch schien sie zu verdrießen. Eine tiefe Falte bildete sich plötzlich zwischen ihren Augenbrauen. „Ich will dir etwas sagen, Peter Petrowitsch," begann sie nach einer kleinen Pause in sehr ernstem Tone. „Mir scheint, als habest du Furcht."

Er nickte bestätigend mit dem Kopf. „Wir liefern uns hier nutzlos ans Messer, du wirst es sehen."

„Und ich, ein Weib, bin mutiger als du! Geh, du bist nicht der, für den die Brüder dich hielten. Du bist feige. Setz dich zu den alten Weibern hinter den Spinnrocken!"

Eine leichte Röte bedeckte das bleiche Antlitz des Russen. „Dir wäre besser, du wärest stets dort geblieben," murmelte er in seinen Bart hinein. „Ich bin kein Feigling," fuhr er dann laut fort, „auf dem Schlachtfelde habe ich es bewiesen. Aber es ist etwas anderes, in den Reihen der Kameraden zu kämpfen, als an einem Morde teilzunehmen und nun die Häscher auf seinen Fersen zu wissen."

„Genug des Geschwätzes!" unterbrach Wera ihn schroff. „Hätte ich geahnt, daß du dich von solchen Schreckgespenstern ins Bockshorn jagen ließest, ich hätte mir wahrlich einen anderen Gefährten ausgesucht. Jetzt aber ist es zu spät dazu, jetzt mußt du deine Rolle zu Ende spielen. Der Einsatz ist dein Kopf so gut als der meine, vergiß das nicht, mein Freund. Also keine Schwachheiten oder Dummheiten. Nur Mut und Kühnheit kann uns zum Ziele führen. Die Papiere müssen wir haben. Sonst sind wir und unsere Brüder verloren, du weißt es."

Der Russe senkte das Haupt. „Du kannst auf mich zählen, Olga, aber du wirst sehen, das Unternehmen läuft schlecht ab."

„Wir werden es sehen. Jetzt geh!" —

Es war nicht eigentlich Zorn, der sie gegen den Genossen erfüllte, sondern mehr Verachtung. Ihr fanatischer Glaube an die Zukunftsmission, die sie erfüllte, hob sie über alle Bedenken hinweg. Ein erfahrener Psychologe hätte aber doch herausgefunden, daß ihr die Grenze des Weiblichen so weit überschreitender Heroismus im wesentlichen auf eine ihr selbst unbewußte und nur in unbewachten Momenten scharf hervortretende Eitelkeit zurückzuführen sei. Es schmeichelte ihr, auf einem erhabeneren Standpunkte zu stehen als die weit überwiegende Mehrzahl ihrer Geschlechtsgenossinnen, auf deren Sklavendasein, wie sie es nannte, sie mit Geringschätzung hinabschaute.

Daß trotz aller Anstrengung doch hin und wieder eine echt weibliche Schwäche durchbrach, das freilich vermochte sie nicht zu hindern. So stieg auch jetzt flüchtig in ihr der Gedanke auf, daß Peter Petrowitsch mit seinem einfachen, gesunden Menschenverstande doch vielleicht das Richtige getroffen haben könnte, daß die Gefahr, die ihnen drohe, sehr groß sei. Aber sie verwarf diesen Gedanken sofort wieder — es wäre ja zu beschämend gewesen, ihm, dem geistig unter ihr Stehenden, auch nur in einem einzelnen Falle ein Uebergewicht zuerkennen zu sollen.

Instinktiv suchte sie Schutz vor solchen unbequemen Gedanken, indem sie wieder zu handeln begann.

Sie begab sich, ohne das mindeste Bangen zu empfinden, zu dem Stelldichein, das der Vagabund ihr gegeben hatte. Aber wider Erwarten fand sie denselben nicht an dem bestimmten Platze. Sie wartete eine Viertelstunde, eine halbe Stunde — er erschien nicht. Aergerlich wandte sie sich zum Gehen. Kaum indessen mochte sie etwa hundert Schritte in der Richtung nach dem Schloß zurückgelegt haben, als ein wiederholtes „Pst, Fräulein Gertrud!“ sie veranlaßte, sich umzuwenden.

Es war Wesner. Ihm war gar nicht recht wohl bei der Sache. Er hatte sich bis zu dem Augenblick, in welchem Wera sich dem Schloß so weit näherte, daß es für ihn bedenklich erschien, ihr zu folgen, den Kopf darüber zerbrochen, wie er sie wohl von der Fahrt nach Netschin abhalten könne. Er hatte unweit der Pforte im Versteck gelegen und immer noch gehofft, daß ihm ein Auskunftsmittel einfallen werde. Um eine Entschuldigung für sein Zögern war er nicht verlegen.

„Ich bin von dem Gendarmen nicht schlecht gehetzt worden,“ erzählte er mit anscheinend keuchender Stimme. „Der verfluchte Kerl hatte mich beinahe schon am Kanthaken. Wäre das Gestrüpp nicht so dicht gewesen, daß er

sich kaum durcharbeiten konnte, so säße ich jetzt hinter Schloß und Riegel."

„Weshalb denn?"

„Ja, das kann auch nur so ein feines Fräulein fragen, das von Gott und der Welt nichts weiß," höhnte er. „Freilich, wäre ich ein Gutsbesitzer wie Ihr Vater oder auch nur ein lumpiger Kommerzienrat mit zehntausend Thalern Einkommen, so würde der Gendarm höflich die Hand an den Helm legen, wenn er mich sieht. Aber in der Kluft" — er wies auf seinen schäbigen Anzug — „hält mich gewiß niemand für einen Gardeleutnant in Zivil. „So ein Kerl von einem Vagabunden!" heißt es da gleich, „ins Loch mit dem Halunken, wenn er keine genügenden Legitimationspapiere hat und keine Arbeit nachweisen kann." — Als ob die immer so leicht zu haben wäre!"

„Wenn Sie wirklich arbeiten wollen, so finden Sie jetzt im Sommer bei der Ernte doch gewiß Beschäftigung."

„Mit der Kluft" — er blickte wieder auf seinen zerrissenen Anzug — „nimmt mich kein Bauer. Aber warum soll ich Ihnen gegenüber den Duckmäuser spielen? Mir liegt auch gar nichts an der Arbeit. Das fehlte mir noch, mir die Knochen aus dem Leibe zu rackern, damit so ein Gutsbesitzer oder Bauer sich von meinem Schweiße mästen kann. Nein, dazu ist Heinrich Mottel zu gut."

„Ist das aber etwa ein schönes Leben mit der ewigen Furcht vor den Gendarmen?"

„Ach, was mache ich mir sonst aus denen! Diesmal freilich war es etwas anderes."

„Warum denn?"

„Na, wenn sie die zwanzig Thaler bei mir fanden, was sollte ich dann sagen, wo ich sie her habe? Sie durfte ich doch nicht verraten. Da hätte es natürlich ge-

heißen, ich hätte das Geld gestohlen. Und dann war ich geliefert."

„Was werden Sie denn aber jetzt machen, um einer solchen Gefahr zu entgehen?"

„Jetzt vergrabe ich das Geld irgendwo im Walde und hole mir bloß immer einen Thaler davon. Aber ich glaube, ich höre Tritte — hier im Park ist es nicht geheuer, kommen Sie weiter mit hinein in den Wald."

„Das möchte ich nicht."

„Haben Sie Furcht?"

„Furcht?" Sie zeigte ihm einen kleinen Taschenrevolver. „Sehen Sie, das genügt, um mir ein halbes Dutzend von Leuten Ihres Schlages vom Leibe zu halten."

„Von mir haben Sie nichts zu fürchten."

„Ich gehe gern sicher."

„So kommen Sie wenigstens mit zurück bis zur Pforte, damit ich im Notfall rasch in den Wald kann."

„Meinetwegen."

Sie gingen zur Pforte. „Nun aber sagen Sie mir, was Sie noch gehört haben!" sprach Wera, an dieser stehen bleibend.

„Ja — aber das, was ich Ihnen gestern abend schon gesagt habe, ist doch auch eine Belohnung wert."

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß mich die Sache eigentlich gar nicht interessiert."

„Und doch sind Sie hierher gekommen? — Fräulein, den Heinrich Mottel machen Sie nicht dumm."

„Ich will ja nicht sagen, daß Ihre Mitteilungen ganz wertlos für mich wären, aber allzuhoch dürfen Sie Ihre Forderungen auch nicht spannen."

„Ein paar Thaler kriege ich doch aber noch?"

„Hier sind fünf Thaler, und die gleiche Summe erhalten Sie noch einmal, wenn das, was Sie mir noch sagen werden, wenigstens einigermaßen Interesse bietet."

„Das läßt sich schon hören. Also gut: Kaspary hat die Kleider, welche die Mörder getragen haben."

„In der That? Wo waren sie denn?"

Er bewunderte innerlich ihre Selbstbeherrschung. Nicht eine Miene hatte sie verzogen, während er erwartet hatte, sie werde Furcht oder Schrecken zeigen.

„In einem hohlen Baum," versetzte er, sie noch immer scharf beobachtend. „Und Kaspary meinte, in Berlin würde er schon herauskriegen, wo die Sachen herstammen, wenn auch Monate darüber vergehen sollten."

„Er denkt, die, welche die That verübten, werden so lange stillhalten, bis er das heraus hat? Wenn er sich nur nicht täuscht!"

Die Sachen sind nicht in Berlin gekauft, schloß er aus ihrer Sicherheit. Diese Ermittelung war immerhin von Wert.

„Wissen Sie sonst noch etwas?" frug sie ihn weiter.

„Ich muß mich besinnen. Es fällt mir nicht alles so rasch ein."

„Ich habe aber mehr zu thun, als hier zu warten, bis Ihr Gedächtnis sich geschärft hat."

„Viel werde ich wohl überhaupt nicht mehr wissen," mußte er zugestehen.

„Es scheint mir auch so. Nun noch eine Frage: Wann kehrt der Müllerbursche voraussichtlich zurück?"

„Ich denke, morgen."

„Woraus schließen Sie das?"

„So etwa zwei bis drei Tage pflegt er gewöhnlich fortzubleiben."

„So kann er heute schon zurückkommen, denn vorgestern ist er schon weggegangen."

„Schon vorgestern?"

„Ja. Mieskos Mutter sagt, daß dieser in der Nacht von vorgestern zu gestern weggegangen sei, also müßte er

den Müller getroffen haben, wenn letzterer nicht schon vorgestern weggegangen wäre."

„Ach, wenn der auskneift, thut er es immer in der Nacht, damit man ihn nicht weggehen sieht."

„Man soll ihn nicht weggehen sehen? Warum denn nicht?"

„Na, meinen Sie etwa, er geht weg, um in der Kirche zu beten?" lachte Wesner.

„Ah so, er geht auf Diebstahl aus."

Der angebliche Stromer zuckte die Achseln. „Wohl möglich, liebes Fräulein."

„Wenn er nun aber ertappt wird?"

„Dann brummt er eben dafür. Das ist ihm schon mehrmals passiert."

„Und das könnte jetzt auch der Fall sein," sprach sie nachdenklich. „Da könnte Mieško lange auf ihn warten."

Wesner biß sich auf die Lippen. Nochmals hatte er eine Unvorsichtigkeit begangen, die seine Bemühungen zunichte machen konnte. Nie wieder wollte er ein solches selbständiges Vorgehen wagen, das nahm er sich fest vor. Er war doch nicht schlau genug dazu.

„Das könnte ich bald heraushaben," meinte er.

„Auf welche Weise?"

„Ich weiß, wo er hinwollte; ich brauchte nur da nachzufragen."

„Ist es weit?"

„Heute abend würde ich zurück sein."

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihm auf. Wenn es ihm gelang, sie bis zum Abend zurückzuhalten, so war nichts verloren; spätestens mit dem Abendzuge mußte doch Kaspary kommen, und der würde, so hoffte er bestimmt, die Sache schon wieder in das rechte Geleise bringen.

Aber diese Hoffnung erlosch so rasch wieder, als sie aufgeflackert war.

„Es ist nicht nötig," sagte Wera in bestimmtem Tone. „Mein Interesse für die Sache geht nicht so weit."

„Und mein Geld?"

„Hier haben Sie noch die anderen fünf Thaler, damit mag die Sache erledigt sein."

„Und wenn ich noch etwas erfahre?"

„Wie sollten Sie es? Ein solcher Zufall wiederholt sich nicht so leicht."

„Ich könnte aber Kaspary beobachten."

„Der ist zu klug, um sich von Ihnen beobachten zu lassen."

„Vielleicht gelingt es doch."

„Das Mißlingen ist nur zu wahrscheinlich. Sie dürfen sich ja nirgends sehen lassen."

„In diesem Anzuge freilich nicht. Aber wenn ich mir einen anderen kaufe, dann geht es schon. Ich denke —"

„Nein, nein," schnitt sie ihm das Wort ab. „Ich verzichte auf Ihre fernere Hilfe."

Sie sprach in so bestimmtem Tone, daß er wohl einsah, jedes weitere Drängen in sie würde vergeblich sein und höchstens ihren Verdacht wecken. Sie hatte augenscheinlich einen Entschluß gefaßt, den zu ändern ihm keinenfalls gelingen würde.

„Adieu!" sagte sie kurz und wandte sich dem Schlosse zu.

Das einzige, was er nun noch thun konnte, war, sie möglichst im Auge zu behalten. Um im Park nicht aufzufallen, mußte er natürlich erst wieder sein Stromergewand ablegen.

Nachdem er dann den Gendarmen gebeten, sich für alle Fälle bereit zu halten, was dieser, glücklicherweise gerade durch seine Dienstpflichten wenig in Anspruch genommen, bereitwilligst zusagte, suchte er sich in einem Gebüsch, das den Gipfel eines kleinen Hügels krönte, einen Beobachtungsposten aus, von dem er das Schloß vollständig übersehen konnte.

Fast eine Stunde mochte er auf demselben zugebracht haben, ohne irgend etwas von Wera zu sehen, und er fing schon an, zu fürchten, daß diese sich vielleicht durch die Hinterthür seiner Beobachtung entzogen haben möge, als er sie mit dem Leutnant aus der Thür treten und den Weg nach dem Dorfe zu nehmen sah.

Sie wollen wahrscheinlich noch einmal nachsehen, ob Miesko nicht zurück ist, dachte Wesner. Er hielt es nicht für nötig, ihnen zu folgen, da Wera keinerlei Gepäck bei sich führte und jedenfalls das Schloß nicht ohne solches verlassen würde. Am liebsten wäre er jetzt in ihr Zimmer geschlichen, aber er fürchtete, von Petrowitsch dabei überrascht zu werden, den er nirgends sah und der sich jedenfalls im Schloß aufhielt.

Da sah er Gertrud aus dem Schloß kommen.

Eilig verließ er sein Versteck und bat, an dem jungen Mädchen vorbeigehend, dasselbe im höflichsten Tone, sich nach irgend einem Ort zu begeben, wo er sie unbeobachtet sprechen könne. Er sei der Beamte Kasparys, fügte er hinzu.

Unter anderen Umständen würde Gertrud wohl schwerlich seiner Aufforderung Folge geleistet haben, und auch jetzt besann sie sich, ob sie es thun solle. Aber sein Ton war so dringlich, daß sie nachgeben zu müssen glaubte.

„Kommen Sie nach der Birkenlaube," gab sie ihm zur Antwort und schritt nach dieser voran.

„Es liegt mir sehr viel daran, gnädiges Fräulein," begann er ohne Umschweife, „in das Zimmer des Fräulein Lassowitsch kommen und einige Minuten, vor jeder Störung sicher, in demselben verweilen zu können."

„Ich weiß nicht, ob ich dazu meine Hand bieten darf," meinte Gertrud zögernd.

„Es liegt in hohem Grade im Interesse der Untersuchung."

„Das mag ja ſein, aber ich weiß doch nicht, ob ich mich dadurch beſtimmen laſſen darf.“

„Herr Kriminalkommiſſar Kaspary würde Ihnen ſehr dankbar ſein.“

„Ja, wenn er ſelbſt hier wäre —“

„Es iſt das beſte, ja vielleicht das einzige Mittel, um nachzuweiſen, daß Fräulein Laſſowitſch ſchuldig iſt.“

„In welcher Weiſe wollen Sie dieſen Nachweis führen?“

„Ich bin überzeugt, daß ſie jetzt größere Schuhe trägt, um nicht merken zu laſſen, daß ihr Fuß in die von Herrn Kaspary und von mir gemeſſenen Spuren paßt.“

„Sie ſagte mir, als ich ihr meine Verwunderung darüber ausſprach, daß ſie ihren hübſchen kleinen Fuß durch ſo große Schuhe entſtelle, ſie müſſe es thun, weil ſie Froſtbeulen an den Füßen habe.“

„Jetzt, mitten im Sommer?“

„Es kommt vor, daß alte Froſtbeulen im Sommer aufbrechen.“

„Aber wohl nur ſehr ſelten. Das iſt eine Ausrede, die mir nur um ſo mehr zeigt, daß ich mit meinem Verdacht recht habe.“

„So gehen Sie doch jetzt hinein; ſie iſt fort.“

„Sie kann aber jeden Augenblick zurückkehren, und ihr Diener iſt jedenfalls auch im Schloß.“

„Dann wählen Sie am beſten die Mittagszeit.“

„Und wenn ein Diener mich trifft, während ich hinaufgehe?“

„So ſagen Sie, ich hätte Sie erſucht, in meinem Zimmer auf mich zu warten. Es liegt gleich neben dem der Ruſſin.“

„Tauſend Dank, gnädiges Fräulein!“

„Wenn es aber nicht nötig iſt, nennen Sie mich nicht. Fräulein Laſſowitſch hat ſo ſchon Verdacht auf mich. Sie ſieht mich manchmal ſo eigentümlich an.“

„Ich hoffe, auch so durchzukommen. Nochmals besten Dank.“

Er begab sich vorsichtig wieder in sein Versteck. Eben, als die Mittagsglocke läutete, kamen Fritz v. Bredow und Wera zurück und gingen in das Speisezimmer. Er wartete einige Minuten, dann trat er ebenfalls durch das Portal. Er schien Glück haben zu sollen; ohne auf irgend jemand gestoßen zu sein, kam er an das Zimmer Weras. Es war zwar verschlossen, aber der Schlüssel steckte, und er zögerte nicht, die Thür zu öffnen und einzutreten.

Zu seiner wenig angenehmen Ueberraschung sah er mehrere nahezu fertig gepackte Koffer herumstehen. Sie war jedenfalls dabei, ihre Abreise vorzubereiten. Da das Mittagessen aber sicherlich etwa eine Stunde währte, hatte er doch noch Zeit, seine Nachforschungen gründlich durchzuführen. Mit äußerster Vorsicht entnahm er dem ihm zunächst stehenden Koffer die obenauf gepackten Kleider, und gleich unter diesen fand er ein Paar zierliche Stiefelchen, deren Sohlen genau in die von ihm aufgenommenen Spuren paßten.

„Die werden mit Beschlag belegt!“ rief er freudig aus und barg sie in den Taschen seines Rockes. Dann legte er die Kleider genau so, wie sie gelegen hatten, wieder in den Koffer und wollte eben mit seinem Raube das Zimmer verlassen, als draußen auf dem Korridor Stimmen laut wurden. Zu seinem Schrecken erkannte er unter ihnen die Weras. Die andere schien Petrowitsch anzugehören, denn beide bedienten sich der russischen Sprache.

Was sollte er thun?

Trat er jetzt hinaus, so mußte sie unbedingt Verdacht schöpfen, und seine Behauptung, er habe auf Fräulein Gertrud warten wollen und sich wohl nur im Zimmer geirrt, konnte schwerlich diesen Verdacht entkräften. Und was erst, wenn sie das Fehlen der Schuhe bemerkte?

Mit Blitzesschnelle schossen diese Gedanken durch sein Hirn. Er mußte sich verbergen.

Aber wo? Die Stimmen näherten sich, es war keine Zeit zu verlieren.

Im nächsten Augenblick lag er unter dem Bett.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn die Thür öffnete sich, und Wera und ihr Diener traten ein.

Fünfzehntes Kapitel.

Kaspary war darauf gefaßt, mit Doktor Delmann keinen leichten Stand zu haben. Aus Gründen der Vorsicht lohnte er am Bahnhof Tiergarten, dicht vor Charlottenburg, den Kutscher, dessen Droschke er bisher benutzt hatte, ab und nahm in Charlottenburg ein anderes Gefährt.

Er wurde, nachdem er angegeben, daß er komme, um sich nach einer Patientin zu erkundigen, in das Sprechzimmer des Direktors geführt, der ihn ziemlich lange warten ließ. Endlich trat dieser ein.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?" frug er sehr höflich.

„Mein Name ist Lassowitsch," stellte Kaspary sich vor, „Iwan Lassowitsch. Ich komme im Auftrage meiner Nichte Wera, um mich zu erkundigen, wie es deren Gesellschafterin, Fräulein Olga Tanoff, geht."

„Sie werden mir verzeihen, mein hochverehrter Herr Lassowitsch, wenn ich, ehe ich Ihnen diese Auskunft erteile, Sie bitte, sich zu legitimieren. Es kommt heutzutage, wo alles auf den armen Privatirrenanstalten herumhackt, so häufig vor, daß Personen, welche Material sammeln wollen, unter irgend einem Vorwand sich hier einzuführen suchen. Sie haben doch jedenfalls eine Visitenkarte bei sich."

Jeder andere wäre hier leicht in Verlegenheit gekommen; der gewandte Kaspary nicht. In der ſicheren Vorausſicht, daß der Arzt nicht Ruſſiſch verſtehen werde, zog er aus ſeiner Brieftaſche das Schreiben Boris Meriſchoffs an die ruſſiſche Geſandtſchaft hervor.

„Ich habe mehr, als Sie verlangen," rief er lachend, „Hier iſt der Brief meiner Nichte, in dem ſie mich bittet, Nachrichten über Fräulein Tanoff einzuziehen. Sehen Sie, hier ſteht es: „Frage doch, bitte, einmal bei Herrn Doktor Delmann in Charlottenburg nach, wie es der armen Olga geht." — Das wird doch wohl genügen?"

„Vollſtändig," antwortete Doktor Delmann verbindlich, den Brief zurückgebend. „Sie müſſen, darum bitte ich nochmals, meine Vorſicht mir nicht verargen."

„Keineswegs."

„Nun denn, Herr Laſſowitſch, Fräulein Tanoff leidet an einer der am häufigſten auftretenden Formen des Irrſinns. Sie bildet ſich, wie Sie wohl ſchon wiſſen werden, ein, Wera Laſſowitſch, Ihre Nichte, zu ſein."

Kaspary hatte Mühe, ſein Erſtaunen bei dieſer Mitteilung zu unterdrücken. Ein ganz neuer Argwohn ſtieg in ihm auf. Sollte vielleicht die, welche ſich in Bredow für Wera Laſſowitſch ausgab, in Wirklichkeit Olga Tanoff ſein und ihre Herrin hierher gebracht haben, um ſich ihrer zu entledigen und deren Rolle zu ſpielen?

„Ich weiß das," entgegnete er ruhig. „Sie beharrt noch dabei?"

„Mit größter Beſtimmtheit."

„Sonderbar."

„Ja, es iſt das ſo eine Art Größenwahn. Im Anfang war ſie auch ſehr ungebärdig — nun, wir haben ja Mittel, ſolche ſchlimmen Patienten zu beruhigen."

„Etwas draſtiſche Mittel?"

„Sie ſind leider nicht immer zu vermeiden," gab Doktor

Delmann zu. „Das Intereſſe der anderen Patienten, die ſonſt leicht mit aufgeregt und in ihrer Geneſung gehindert werden, fordert es.“

„Natürlich.“

„Jetzt iſt ſie ruhiger geworden, hat aber geſtern noch in einem plötzlichen Wutanfall zwei Fenſterſcheiben zerbrochen.“

„Dann iſt alſo auf baldige Geneſung keine Ausſicht?“

„Leider nicht.“

„Ich dachte es mir. Es iſt von Wichtigkeit, Herr Doktor, daß die Kranke nicht eher zu meiner Nichte zurückkehrt, als bis ſie vollſtändig geheilt iſt, ſo daß kein neuer Anfall zu erwarten ſteht.“

„Ich ſtimme darin vollſtändig mit Ihnen überein, Herr Laſſowitſch. Der Schaden, den ſolche Patienten anrichten können, iſt unberechenbar. Wer mit ihnen verkehrt, ſchwebt in ſteter Lebensgefahr.“

„Und einer ſolchen darf meine Nichte unter keinen Umſtänden ausgeſetzt werden. Ich wiederhole es Ihnen, Herr Doktor, ja, ich mache es Ihnen zur ſtrengſten Pflicht, Fräulein Tanoff unter keinen Umſtänden eher zu entlaſſen, als bis Sie die Garantie dafür übernehmen können, daß ein neuer Anfall nicht zu befürchten iſt.“

„Ganz wie Sie es wünſchen, Herr Laſſowitſch.“

„Auf die Koſten kommt es nicht an, die zahlen wir gern, da das arme junge Mädchen meiner Nichte ſtets ſehr ergeben und ſehr anhänglich war.“

Der Doktor rieb ſich die Hände.

„Leider haben wir einen derartigen betrübenden Fall in unſerer eigenen Familie. Ein Neffe von mir, aber nicht ein Bruder von Wera, hat ſich durch Morphiumgenuß derartig ruiniert, daß ſeine Unterbringung in eine Anſtalt notwendig wurde. Aber ſeine Heilung macht dort gar keine Fortſchritte. Der Morphinismus iſt wohl unheilbar?“

„Durchaus nicht," rief eifrig Doktor Delmann. „Durch allmähliche Abstinenz, immer schwächere Dosen und geeignete Nebenbehandlung heutzutage ganz leicht zu heilen."

„So thäte ich vielleicht gut, meinen Neffen auch hierher zu bringen?"

„Was in meinen Kräften steht, um ihn zu heilen, sollte gewiß geschehen."

„Ich bin nicht abgeneigt, es zu thun, möchte aber dann doch vorher gern einmal etwas von Ihrer Anstalt sehen. Kann das geschehen?"

„Gewiß. Wünschen Sie jetzt gleich —"

„Am liebsten wäre es mir schon. Ich bin Diplomat, meine Zeit ist gemessen."

Doktor Delmann klingelte. Ein Wärter erschien.

„Rufen Sie Herrn Doktor Berger!" befahl der Direktor.

„Sie entschuldigen, Herr Lassowitsch," wandte sich Doktor Delmann wieder an diesen, „wenn ich mich des Vergnügens berauben muß, Sie persönlich herumzuführen, da meine Zeit gerade stark in Anspruch genommen ist. Herr Doktor Berger, einer meiner Assistenzärzte, wird mich vertreten."

„Ich bitte um Entschuldigung wegen der Störung, die ich Ihnen verursache," erwiderte Kaspary höflich; „aber Sie begreifen, daß, wenn man einen nahen Verwandten hierher bringen will, man vorher doch einigermaßen informiert sein möchte."

„Selbstverständlich. Ich hoffe, Sie werden mit meiner Anstalt zufrieden sein."

Der Eintritt Bergers unterbrach das Gespräch. Doktor Delmann sprach einige Worte zu ihm, so rasch und leise, daß Kaspary sie nicht zu verstehen vermochte. Sie enthielten aber jedenfalls eine Empfehlung.

„Ich vertraue Sie nun also der Leitung meines tüchtigsten Assistenzarztes an," fuhr Doktor Delmann, zu Kaspary

gewendet, laut fort. „Haben Sie die Güte, Herr Doktor Berger, dem Herrn Lassowitsch alles zu zeigen, was ihn interessiert."

„Auf Wiedersehen in kurzer Zeit!" verabschiedete sich Kaspary.

„Ich hoffe es."

Sie gingen zunächst in die Zimmer einiger Patienten, die sich gerade im Park befanden. Nicht ohne einigen Stolz wies Doktor Berger auf die elegante Einrichtung hin. Selbst die Eisengitter vor den Fenstern hatten nicht etwa die Form plumper Stangen, wie man sie in Gefängnissen findet, sondern die geschmackvoll entworfener Arabesken.

An jeder Thür befand sich eine Rosette, welche sich zur Seite drehen ließ und es ermöglichte, vom Korridor aus das ganze Zimmer zu übersehen.

„Das ist eine unerläßliche Vorsichtsmaßregel," erklärte der junge Arzt. „Bei Tag und Nacht muß eine permanente Kontrolle stattfinden, um Unglücksfälle oder Selbstmordversuche zu verhüten."

„Die bisweilen dennoch vorkommen?"

„Sehr selten. Ich bin allerdings erst seit zwei Jahren in dieser Anstalt, aber während derselben hat sich nicht ein einziger Selbstmord ereignet. Es liegt natürlich in eminentem Maße im Interesse der Anstalt, daß derartiges verhütet werde."

Sie kamen in ein Zimmer, in dem zwei Herren miteinander Schach spielten. Kaspary sah einige Minuten zu. So sehr er vor Ungeduld brannte, Olga Tanoff zu sehen, durfte er dies doch nicht zeigen, um keinen Verdacht zu erregen.

„Die Herren spielen beide sehr gut," bemerkte er, als sie dieses Zimmer wieder verlassen hatten.

„Der eine ist sogar Meister in diesem Spiel."

„Und dennoch geisteskrank?"

„Die Erkrankung einer Partie des Gehirns schließt nicht aus, daß die anderen vorzüglich im stande sind," gab Doktor Berger zur Antwort. „Wir haben hier Leute, mit denen Sie sich stundenlang unterhalten können, ohne im geringsten zu ahnen, daß sie an einer geistigen Störung leiden."

„In der That?"

„Gewiß. Manche sind ja auch periodisch ganz gesund, und nur von Zeit zu Zeit tritt das Uebel auf. Oder sie leiden an einer fixen Idee, und solange dieser wunde Punkt nicht berührt wird, ist bei ihnen nichts von einem Leiden zu spüren."

„Dennoch müssen sie in dieser Abgeschlossenheit leben?"

„Das ist unerläßlich, weil man nie wissen kann, wann wieder ein Anfall eintritt."

Sie kamen jetzt in den Park, einen großen, mit hohen Bäumen und Rasenstücken versehenen Gartenraum, in welchem eine Anzahl Patienten entweder im Gespräch umherging oder an den Turngeräten übte oder eine gleichfalls elegant eingerichtete Kegelbahn benutzte.

Einer der letzteren trat sofort, als er den Arzt bemerkte, auf diesen zu. „Meine Frau ist gestern hier gewesen, Herr Doktor," sagte er, „aber nicht zu mir gelassen worden."

„Das glaube ich kaum, Herr Meidrich," antwortete Doktor Berger. „Warum sollte sie nicht zu Ihnen gelassen worden sein?"

„Das kann ich eben auch nicht begreifen."

„Nein, nein, Sie täuschen sich oder Sie sind getäuscht worden. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Ihre Frau hier gewesen ist?"

„Ich habe ihre Stimme gehört. Sie war im Besuchszimmer."

„Sie haben jedenfalls die Stimme einer anderen

Dame für die Ihrer Frau gehalten. Ich werde übrigens nachfragen und Ihnen morgen genauen Bescheid geben."

„Ich danke Ihnen bestens, Herr Doktor. Und tragen Sie, bitte, Sorge dafür, daß derartige Ungehörigkeiten nicht wieder vorkommen."

Er grüßte achtungsvoll und kehrte in die Kegelbahn zurück.

„War seine Frau wirklich hier?" frug Kaspary.

„Sie ist schon seit sechs Jahren tot. Jeden Tag aber kommt er mit der gleichen Behauptung zu mir, und jeden Tag muß ich ihn in dieser Weise beruhigen."

„Es gehört viel Geduld zur Ausübung Ihres Berufes."

„Eine unerschöpfliche Geduld sogar. Wer die nicht besitzt, wird niemals ein guter Irrenarzt werden."

„Das glaube ich gern."

„Wünschen Sie auch die Abteilung für Kranke weiblichen Geschlechtes zu sehen?"

„Es würde mich allerdings auch interessieren. Ich habe erst einmal in meinem Leben eine derartige Anstalt besucht, sie war aber lange nicht so gut eingerichtet als die Ihrige."

„Ach ja, die Einrichtungen sind recht gut, obgleich —"

Der junge Arzt brach kurz ab und schloß eine Pforte auf, die in einen zweiten, dem ersten ganz ähnlich eingerichteten großen Garten führte. Nur die Kegelbahn fehlte. Statt dieser aber war ein großer Rasenplatz zu sehen, auf welchem einige Patientinnen sich dem Ballspiel hingaben. Andere saßen auf den Bänken und lasen, wieder andere promenierten. Besonders unter den letzteren befanden sich einige recht hübsche junge Mädchen.

Eines derselben, eine noch sehr junge Blondine mit fast kindlichen Zügen, näherte sich langsam den beiden.

„Ich habe einen Brief von Emil bekommen," flüsterte sie dem Arzte zu.

„So? Da sind Sie wohl recht froh?“

„Ob ich es bin! Er liebt mich noch immer, so lange wir nun auch schon getrennt sind.“

„Das ist sehr brav von ihm. Und Sie lieben ihn doch auch immer noch?“

„Mehr als mein Leben.“

„Hoffen wir, daß die Stunde der Wiedervereinigung bald schlage.“

„Morgen schon holt er mich ab.“

„Das ist ja herrlich! Da gratuliere ich von Herzen.“

Sie dankte mit einem reizenden Lächeln und ging.

„Die Arme!“ sagte der junge Arzt zu Kaspary. „Sie war mit einem jungen Apotheker verlobt, ohne Wissen seiner Eltern. Als diese von dem Verhältnis Kunde erhielten, verlangten sie, daß er es auflöse. Nur unter der Bedingung, daß dies geschehe, wollte sein Vater ihm zur Selbständigkeit verhelfen. Er sollte eine andere, eine ihm sehr zugethane und vermögende junge Dame heiraten. Eine Zeitlang widerstand er, schließlich gab er doch nach. Als sie es erfuhr, fiel sie in ein hitziges Nervenfieber. Körperlich genas sie von demselben, aber ihr Geist blieb umnachtet. Jetzt schreibt sie sich selbst täglich Liebesbriefe im Namen ihres früheren Verlobten, der inzwischen längst geheiratet hat, und glaubt dann fest, daß sie von ihm herrühren.“

„Ist keine Hoffnung auf Genesung vorhanden? Sie scheint noch sehr jung zu sein.“

„Sie ist erst achtzehn Jahre alt, aber daß sie je ihre Vernunft wieder erlangt, glaube ich nicht. Allerdings soll der Arzt sich hüten, das Wort „unheilbar“ auszusprechen, solange nur noch ein Schimmer von Hoffnung auf Genesung bleibt.“

Er erzählte dem Kriminalkommissar noch kurz die Geschichten einiger anderer Patientinnen.

„Wünschen Sie auch Zimmer in der weiblichen Abteilung zu sehen?“ frug er dann.

„Sie sind wohl ähnlich eingerichtet wie die in der Männerabteilung?“

„Genau ebenso.“

„Dann hat es wohl keinen Zweck, sie zu besuchen. Dagegen würde ich mich ganz gern von dem Zustande einer Patientin überzeugen, welche meine Nichte Wera Lassowitsch hierher bringen ließ, ihrer Gesellschafterin Olga Tanoff.“

„Fräulein Tanoff? Hm, sie befindet sich im Isolierpavillon.“

„Der Zutritt zu demselben ist doch wohl nicht untersagt? Das würde mir allerdings Bedenken einflößen, meinen Neffen hierher zu bringen.“

„Im allgemeinen bedarf es allerdings einer besonderen Erlaubnis des Direktors, um Fremde in den Isolierpavillon zu bringen. In diesem Falle allerdings glaube ich mich über dieselbe hinwegsetzen zu können.“

Sie näherten sich einem Gebäude, das im hinteren Teile des Gartens gelegen und wiederum durch eine hohe Mauer von demselben geschieden war. Eine kleine Pforte in derselben wurde von dem Arzt aufgeschlossen, und sie traten hinein.

„Fräulein Tanoff befindet sich im Zimmer Nummer sieben,“ sagte Doktor Berger. „Es war nötig, sie in eine Isolierzelle zu bringen, denn sie verfiel, als sie aus dem Schlummer erwachte, in welchem sie hier eingeliefert wurde und in welchen man sie im Interesse des Transports mittels narkotischer Mittel gebracht hatte, in einen Zustand vollständiger Tobsucht.“

„Das ist sehr bedauerlich.“

„In der That, denn wenn sie sich auch jetzt mehr in ihr Schicksal gefunden zu haben scheint, so ist ihr Zustand

doch ein derartiger, daß er zu den ernſteſten Bedenken Anlaß bietet."

Sie waren inzwiſchen vor der Thür der Zelle Nummer ſieben angelangt, welche der Arzt öffnete. Auf einem Sofa, deſſen Geſtell vollſtändig von Polſtern überdeckt war und welches das einzige Möbel eines kleinen Zimmers bildete, deſſen Wände in Mannshöhe gleichfalls ausgepolſtert waren, lag eine junge Dame, welche von den Eintretenden nicht die geringſte Notiz nahm. Reiches, kaſtanienbraunes Haar umwallte ein Antlitz, deſſen Züge unverkennbar den ſlaviſchen Typus trugen.

„Fräulein Tanoff!" redete der Arzt ſie leiſe an.

Sie antwortete nicht.

„Fräulein Tanoff, dieſer Herr hier möchte Sie gern ſprechen. Sie kennen ihn doch?"

Statt aller Antwort wandte ſie ihr Geſicht der Wand zu.

„Sie erkennt mich nicht, und ſie hat mich doch oft geſehen," meinte Kaspary in bedauerndem Tone.

„Fräulein Tanoff, kennen Sie dieſen Herrn nicht?" frug der Arzt.

Sie ſprang mit einem Satz vom Sofa auf. „Sie wiſſen," rief ſie heftig, „daß ich nicht Olga Tanoff, ſondern Wera Laſſowitſch bin, und daß ich widerrechtlich hier zurückgehalten werde. Warum? O, ich weiß es wohl!"

„Nun? Warum denn?"

„Damit es mir nicht möglich iſt, die Verruchten zu verfolgen, die meinen Verlobten getötet haben."

„Sie hält an dieſem Wahn mit einer Zähigkeit feſt, die jede Hoffnung auf eine baldige Geneſung ausſchließt," ſagte Doktor Berger achſelzuckend zu Kaspary.

Dieſer hätte der Unglücklichen gern ein Wort des Troſtes zugeflüſtert, allein er wagte nicht, es in Gegenwart des Arztes zu thun.

„In den Händen einer Verbrecherbande bin ich hier,"

fuhr sie leidenschaftlich fort. „Es giebt doch ein so einfaches Mittel, zu beweisen, daß ich recht habe, daß ich nicht geisteskrank bin. Warum holt man nicht die wirkliche Olga Tanoff? Sie kann doch nicht zweimal existieren. Wenn ich nicht Wera Lassowitsch sein soll, wo ist dann jene?"

„Sie vergessen, Fräulein Tanoff, was ich Ihnen bei meinem gestrigen Besuche sagte, daß es Fräulein Lassowitsch ist, die notgedrungen Sie hierher gebracht hat."

„Das ist eine Lüge. So schlecht, so falsch, so niederträchtig kann Olga nicht sein."

„Sie hat Sie hierher gebracht, weil Sie in Ihrer Wohnung zu toben angefangen, das Geschirr zerschlagen und auf die Straße geworfen haben."

„Das ist nicht wahr."

„Aber nicht allein Fräulein Lassowitsch hat dies angegeben, sondern auch der Diener Petrowitsch und die Zimmervermieterin."

„Sie lügen, lügen insgesamt."

„Wenn Sie doch endlich erkennen möchten, daß dies ein Wahn ist, daß jener Schicksalsschlag, der Fräulein Lassowitsch getroffen hat, und den Sie, ihre langjährige Freundin, schwer mitempfanden, einen in Ihnen schlummernden Krankheitskeim zur raschen Entwickelung brachte!" sagte der junge Arzt eindringlich. „Ich meine es ja wahrhaftig gut mit Ihnen; ich möchte Sie aus dieser traurigen Zelle befreien und zu Gefährtinnen bringen können, deren Einfluß auf Sie jedenfalls ein recht günstiger sein würde."

„Wenn Sie es gut mit mir meinen, so geben Sie mir die Freiheit!" rief sie ungestüm.

„Gern würde ich es thun, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht eher möglich, als bis Sie den Wahn, Sie seien Fräulein Lassowitsch, als solchen erkannt haben."

„Dann werde ich Zeit meines Lebens hier bleiben,"

ſchrie ſie verzweifelt. „Denn nie werde ich mich zu einer ſolchen Lüge erniedrigen.“

Der Arzt konnte nichts thun, als bedauernd die Achſeln zucken.

„O mein Gott,“ fuhr ſie jetzt in weichem Tone fort, „und ich bin doch noch ſo jung, ſo jung! Nicht genug, daß das Schickſal mir ſo jäh meinen Verlobten entriſſen hat, nun muß mich auch noch dieſer furchtbare Schlag treffen! Gott, mein Gott, was habe ich verbrochen, daß du mich ſo entſetzlich ſchwer ſtrafſt?“

Sie warf ſich wieder auf die Ottomane, das Geſicht in die Kiſſen bergend, und ihr jugendlicher Körper bebte in heftigem Schluchzen.

In dieſem Augenblick trat eine Wärterin ein und machte dem Arzt eine Meldung.

Kaspary benutzte den Moment, in welchem letzterer ihm den Rücken wandte, um dem jungen Mädchen ein „Haben Sie Mut — Rettung naht!“ zuzuflüſtern. Ob ſie es verſtanden, wußte er nicht, denn ſie beharrte in ihrer Lage, allein es ſchien faſt, als ließe im gleichen Moment ihr Schluchzen nach.

Mehr zu ſagen, durfte er nicht wagen, denn Doktor Berger wandte ſich wieder zu ihm.

„Meine Gegenwart iſt an einem anderen Orte notwendig,“ ſagte er entſchuldigend zu Kaspary, „und Sie haben ſich wohl auch überzeugt, daß der Zuſtand der jungen Dame ein ſolcher iſt, daß an eine Beſſerung in abſehbarer Zeit nicht gedacht werden kann. Wollen wir gehen?“

Kaspary mußte notgedrungen ſich ihm anſchließen. Sie verließen die Zelle, ohne daß die Inſaſſin derſelben ihnen mehr Aufmerkſamkeit hätte zu teil werden laſſen als bei ihrem Eintritt.

Bis zur Pforte der Männerabteilung geleitete Doktor

Berger noch den Besucher, dann verabschiedete er sich von ihm.

„Werden wir vielleicht bald einmal das Vergnügen haben, Sie hier wiederzusehen?“ frug er höflich.

„Ich denke, daß dies in sehr kurzer Zeit der Fall sein wird,“ entgegnete dieser.

„Sie werden allerdings Fräulein Tanoff nur in sehr wenig verändertem Zustande wiederfinden. In solchen Fällen wie der ihrige bedarf es stets langer Zeit, um eine Genesung oder auch nur eine Besserung herbeizuführen.“

„Nicht ihretwegen will ich wiederkommen, sondern um meines Neffen willen,“ sagte Kaspary leichthin. „Fräulein Tanoff wird, das ist sogar mir als Laien klar, noch lange Zeit der Pflege einer Anstalt bedürfen.“

„Leider.“

Der Gesichtsausdruck des jungen Arztes verriet, daß er in der That noch nicht so abgestumpft war, um nicht Mitleid mit den seiner Obhut anvertrauten Pfleglingen zu empfinden.

„Ich will Sie nun nicht länger von Ihren Berufspflichten abhalten, denen ich Sie schon eine so geraume Zeit entzogen habe,“ sagte Kaspary höflich. „Gestatten Sie mir noch den Ausdruck meines verbindlichsten Dankes für Ihre liebenswürdige Führung.“

„O bitte sehr!“ — Doktor Berger winkte einem Wärter, deren sich stets mehrere bei den Patienten befanden. „Geleiten Sie den Herrn an die Außenpforte, Köhler!“ befahl er und kehrte in die Frauenabteilung zurück.

Kaspary versuchte unterwegs noch, ein Gespräch mit dem Wärter anzuknüpfen, allein dieser, ein Mann mit auffällig hartem Gesichtsausdruck, antwortete so einsilbig, daß der Kriminalkommissar, nicht daran zweifelnd, es sei den Wärtern in dieser Beziehung strenges Verbot erteilt, seinen Versuch aufgab.

Draußen angekommen, begab er ſich zunächſt nach dem „Türkiſchen Zelt“, einem der größten Reſtaurants Charlottenburgs, und nahm daſelbſt ſein Mittagsmahl ein. Scheinbar aufmerkſam im Charlottenburger „Intelligenzblatt“ leſend, ſuchte er dann die Eindrücke, die er bei dem Beſuch der Irrenanſtalt gewonnen hatte, zu ſammeln und ſeine Schlüſſe aus ihnen zu ziehen.

Daß er jetzt erſt die wirkliche Wera Laſſowitſch kennen gelernt hatte, unterlag für ihn keinem Zweifel. Wie es möglich geweſen war, ſie in die Irrenanſtalt zu bringen, trotzdem ſie geiſtig vollſtändig geſund war, darüber hatte ihm der junge Arzt unabſichtlich vollſtändigen Aufſchluß gegeben. Sie war durch ein Betäubungsmittel in künſtlichen Schlaf verſenkt worden. Wahrſcheinlich während desſelben hatte dann Wera Laſſowitſch oder vielmehr Olga Tanoff, wie er ſie jetzt nennen mußte, das Geſchirr zerbrochen oder durch den mit ihr im Einverſtändnis handelnden Petrowitſch zerbrechen laſſen. Hierauf hatte man Wera nach Charlottenburg gebracht. Daß ſie bei dem Erwachen aus ihrem Schlummer ſich in hohem Grade aufgeregt zeigte, war nicht zu verwundern. Wer ſollte nicht, wenn er als geiſtig Geſunder ſich plötzlich als Inſaſſen einer Irrenanſtalt ſieht, in eine Art von Raſerei verfallen?

Uebrigens gab es ja ein Mittel, die Wahrheit raſch feſtzuſtellen. Hatte ihm Lehnert nicht geſagt, daß im Salon der Wohnung, welche Wera Laſſowitſch inne gehabt hatte, ſich die Photographie derſelben befinde?

Kaspary bezahlte ſeine Zeche und begab ſich dahin. Die Zimmervermieterin erhob keinen Einwand, als er die Wohnung zu ſehen verlangte, die er, wie er angab, für einen Freund zu mieten beabſichtige, da Fräulein Laſſowitſch, über den Tod ihres Bräutigams tief betrübt, nach ihren Gütern in Rußland zurückkehren wolle.

In einer Photographie, welche unter anderen Bildern auf einem Ecktischchen stand, erkannte er sofort die Züge der Unglücklichen, die er vor kurzem verlassen hatte.

„Ah, das ist ja Fräulein Lassowitsch, nicht wahr?“ rief er.

„Ja, das ist sie,“ entgegnete die Zimmervermieterin. „Es thut mir sehr leid, daß sie ausziehen will. Sie war immer so nett und freundlich, gar nicht ein bißchen stolz. Ihre Gesellschafterin, Fräulein Tanoff, war viel hochmütiger.“

„Nun, die Arme hat aber auch ein schlimmes Schicksal erfahren. Sie wissen doch, was ihr passiert ist?“

„Ob ich es weiß! Ich habe ja selbst deswegen zum Polizeileutnant kommen müssen, weil er wissen wollte, ob es wahr sei, daß sie alles Geschirr zerbrochen habe.“

„Es war natürlich wahr?“

„Gewiß. Als ich das Geklirr hörte, tobte sie ja noch so, daß ihr der Diener, der Petrowitsch, die Hände halten mußte, und Fräulein Lassowitsch war vor Schreck ohnmächtig geworden und lag auf dem Sofa.“

„Was geschah dann?“

„Ich mußte rasch eine Droschke herschicken und zu Doktor Hennings laufen, der gleich kommen sollte. Aber er wohnt ziemlich weit weg, und als ich wieder kam, hatten Fräulein Lassowitsch und Petrowitsch schon Fräulein Tanoff in die Droschke gebracht und waren mit ihr fortgefahren.“

Eine ebenso schlau ersonnene, als kühn und geschickt durchgeführte Komödie! dachte Kaspary bei sich, hütete sich aber wohl, seine Gedanken laut werden zu lassen. Er wollte versuchen, noch mehr zu erfahren, um sich auch noch nach einem anderen Punkte hin Aufklärung zu verschaffen.

„Die Wohnung ist ja prächtig eingerichtet,“ meinte er. „Bleibt das alles hier?“

„Die Möbel sind mein," antwortete die Zimmervermieterin, „aber die schönen Gemälde und die Kunstgegenstände hat Fräulein Lassowitsch angeschafft."

„Sie ist wohl sehr reich?"

„Ob sie reich ist! Bei ihr spielt das Geld gar keine Rolle. Ueber zwanzigtausend Thaler hatte sie allein hier auf der Deutschen Bank liegen, hat mir Petrowitsch erzählt."

„So, so! Ja freilich, wer so viel Geld zur Verfügung hat, kann sich schon etwas leisten. Ich werde meinem Freunde raten, die Wohnung zu nehmen. In einigen Tagen bekommen Sie Antwort."

„Ja, aber — Fräulein Lassowitsch hat noch nicht gekündigt."

„Das wird jedenfalls baldigst geschehen. Auf Wiedersehen!"

Er fuhr schleunigst nach der in der Potsdamer Straße belegenen Filiale der Deutschen Bank. Dort erfuhr er, daß Fräulein Lassowitsch ihr gesamtes Guthaben im Betrage von über achtzehntausend Thalern vor etwa einer Woche erhoben hatte.

„War sie selbst hier?" frug er.

„Nein, sie schickte ihre Gesellschafterin, Fräulein Tanoff."

„Und Sie zögerten nicht, dieser einen so bedeutenden Betrag auszuhändigen?"

„Nein. Fräulein Lassowitsch hatte uns bereits bei der Deponierung mitgeteilt, daß sie, wenn sie Geld brauche, dieses durch ihre Gesellschafterin abholen lassen werde. Auch trug die Quittung, welche letztere uns überbrachte, die Unterschrift des Fräulein Lassowitsch."

„Kann ich diese Quittung sehen?"

„Gewiß, Herr Kriminalkommissar."

Man suchte sie. Kaspary verglich die Unterschrift mit der, welche die angebliche Wera in Bredow auf seinen

Wunsch unter die Uebersetzung, welche sie angefertigt, gesetzt hatte. Beide ähnelten einander, zeigten aber doch charakteristische Unterschiede.

„Die Quittung ist doch echt?“ frug, etwas ängstlich geworden, der Kassierer.

„Ich halte sie dafür.“ Damit empfahl sich Kaspary und ging.

Die Sache hatte jetzt eine andere Gestalt angenommen. Die falsche Wera Lassowitsch hatte nicht nur jenen Mord auf dem Gewissen oder doch wenigstens Beihilfe bei demselben geleistet, eine That, die, so grauenvoll sie an sich war, doch auf politischen Fanatismus zurückgeführt werden konnte, sie hatte sich auch der Freiheitsberaubung gegen ihre Herrin zum Zweck eines gemeinen Verbrechens, sowie der Aneignung des Barvermögens derselben schuldig gemacht. Jetzt brauchte Kaspary auch nicht die Spur einer Besorgnis mehr zu hegen, daß ihre Verhaftung sich als ein Mißgriff erweisen könne. Er überlegte, ob er nicht Wesner telegraphisch anweisen solle, dieselbe zu vollziehen. Was ihn davon zurückhielt, das war in erster Linie die Befürchtung, daß die Verbrecherin, deren zum Aeußersten entschlossenen Charakter er ja nun zur Genüge kennen gelernt hatte, vielleicht noch im entscheidenden Moment Wesner einen Streich spielen könne, sodann aber auch die Hoffnung, ihr vielleicht in dem Augenblick, in welchem sie durch die Wucht des über sie Hereinbrechenden erschüttert sein mußte, ein Geständnis zu entreißen.

Zunächst mußte er sich über den Inhalt der Schriftstücke Gewißheit verschaffen. Er fuhr nach der Malackstraße. Der Student hatte es an Fleiß nicht fehlen lassen; der größte Teil der ihm aufgetragenen Arbeit war bereits vollendet. Er hatte mit dem umfangreichsten Schriftstück begonnen, mit dem von Herrn v. Aksakoff bereits erwähnten Bericht über die nihilistische Propaganda. Als

Kaspary denselben las, war es ihm keinen Augenblick zweifelhaft, warum Olga Tanoff alles daran gesetzt hatte, diesen Bericht in ihre Hände zu bekommen, denn unter den Namen derjenigen, welche als die Gefährlichsten unter den Nihilisten bezeichnet wurden, befand sich auch der ihre.

Kaspary ließ sich auch das Original des Berichtes zurückgeben und zahlte dann dem Studenten die andere Hälfte des Honorars. Hierauf fuhr er nach der russischen Botschaft.

Herr v. Aksakoff hatte Wort gehalten. Als er die Botschaft verlassen, hatte er dem Portier ein Billet für Kaspary übergeben, welches die Adresse Boris Merischoffs enthielt. Der Kriminalkommissar fuhr sofort nach dem Hotel du Nord und wurde in das Zimmer Merischoffs gewiesen.

Er fand in diesem einen Herrn, der wohl flott gelebt haben mochte, aber durchaus nicht dem Bilde glich, das Olga Tanoff von ihm entworfen hatte. Sein Gesicht trug den Typus des Lebemanns, aber in seinem ganzen Gebaren lag ein vornehmer Zug, der sofort für ihn einnahm. Auch war sein Schmerz um seinen Bruder so aufrichtiger Natur, daß, wenn Kaspary noch die leiseste Spur von Argwohn gegen ihn gehegt hätte, auch diese entschwunden wäre.

„Ich habe meinem Bruder," sagte er, „als er mir seine Absicht mitteilte, in den Polizeidienst überzutreten, auf das allerentschiedenste davon abgeraten. Aber Iwan hatte eine wahre Passion für diesen Dienst, die mir, offen gestanden, unbegreiflich erscheint."

„Mir nicht," bemerkte Kaspary. „Ich teile dieselbe."

„Ich kann mir ja denken, daß dieses fortwährende Spielen mit der Gefahr einen eigenen Reiz hat. Aber für jemand, der an sein Geschick das eines anderen Wesens ketten will, müssen höhere Rücksichten obwalten. Das

erkannte ja auch mein Bruder, und es war der Hauptgrund, warum er aus dem Dienst ausscheiden wollte. Dies sollte seine letzte Reise sein. Und ehe er sie noch vollendet, ereilt ihn das Geschick. Armer Iwan! Arme Wera!"

„Sie kennen die Braut Ihres Herrn Bruders?"

„Natürlich kenne ich sie. Es ist ein reizendes und herzensgutes Mädchen."

„Sie hegen keinen Groll gegen sie?"

„Warum sollte ich das?"

„Ihr Herr Bruder stand schon in vorgerückten Jahren. Allzufern lag der Gedanke nicht, daß, wenn er unvermählt stürbe, sein Vermögen Ihnen zufallen müsse."

„Iwan hatte eine eisenfeste Gesundheit, während die meinige — nicht ohne mein Verschulden, denn ich habe eine Zeitlang gar zu toll gelebt — eine ziemlich schwankende geworden ist. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß er mich überleben werde."

„Verzeihen Sie eine Frage: Haben Sie Ihrem Herrn Bruder in letzter Zeit die Bitte um ein Darlehen gestellt?"

„In letzter Zeit nicht. Früher, als ich noch Marineoffizier war, ist dies allerdings vorgekommen, aber schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr. Ich besitze immer noch genug von meinem eigenen Vermögen, um anständig leben zu können. — Aber diese Fragen sind so sonderbar, Herr Kriminalkommissar, daß ich den Grund wissen möchte, der Sie dazu veranlaßt."

„Hier dieser Brief." Kaspary reichte ihm das Schreiben, welches zu den in dem ersten Päckchen befindlichen Papieren gehörte.

„Aber das ist ja eine Fälschung!" rief Boris Merischoff, nachdem er einen Blick auf den Brief geworfen. „Diesen Brief habe ich nie geschrieben. Es ist eine niederträchtige Fälschung, um mich zu verdächtigen."

„Das ist auch meine Ansicht.“

„Aber wer hat den Schurkenstreich begangen? Läßt sich das nicht ermitteln?“

„Ich glaube, es bereits ermittelt zu haben.“

„Wer ist es? Ich bitte Sie, erzählen Sie mir, wie Sie zu diesem Brief gekommen sind!“

Kaspary leistete nicht allein dieser Aufforderung Folge, sondern gab auch in kurzen Umrissen den sonstigen Gang seiner Untersuchung an, ohne jedoch von Olga Tanoff zu sprechen. Er bezeichnete die Verdächtige stets so, wie sie sich ihm vorgestellt hatte, als Wera Lassowitsch.

„Wie klar hier auch alles zu sein scheint,“ rief, als er geendet, Boris Merischoff aufspringend, „so liegt doch eine verhängnisvolle Täuschung vor. Es ist unmöglich, ganz unmöglich, Herr Kriminalkommissar, daß Wera Lassowitsch die Schuldige ist.“

„Nach solchen Beweisen?“

„Und wenn Sie deren noch zehnmal mehr erbrächten, ich würde es nicht glauben.“

„Wie nun aber, wenn die, welche sich für Wera Lassowitsch ausgiebt, es nicht wäre?“

„Was soll das heißen?“

„Daß ich allen Grund zu der Annahme habe, Fräulein Olga Tanoff, die Gesellschafterin des Fräulein Wera Lassowitsch, spiele die Rolle der letzteren, nachdem sie sich ihrer entledigt.“

„Wie wäre das möglich?“

„Die Sache ist ebenso raffiniert als einfach in Scene gesetzt worden.“ Er berichtete nun, was er zuletzt ermittelt hatte.

„Dann muß diese Olga Tanoff ja ein wahres Ungeheuer sein!“ rief Boris Merischoff entsetzt.

„Wenigstens ein Weib, das an Kühnheit und Geschicklichkeit mit den schlimmsten männlichen Verbrechern wetteifern kann.“

„So sieht sie gar nicht aus.“

„Sie kennen sie?“

„Natürlich. Ich habe sie öfters bei Wera gesehen.“

„Sie würden sie wiedererkennen?“

„Sofort.“

„Wollen Sie mir einen Dienst leisten?“

„Gern.“

„So kommen Sie morgen mit nach Bredow.“

„Gut, aber was soll ich da?“

„Feststellen, daß die Dame, die sich in Schloß Bredow für Wera Lassowitsch ausgiebt, nicht diese ist, sondern Olga Tanoff.“

„Und dann?“

„Dann — hat sie ihre Komödie ausgespielt.“

„Ich bin bereit, Sie zu begleiten. Wann wollen Sie fahren?“

„Ich werde zum ersten Zuge am Bahnhof sein.“

„Gut. Ich erwarte Sie dort. Aber können wir nicht vorher etwas für die unglückliche Wera thun?“

„Es wäre wohl besser, abzuwarten, bis das vollständige Beweismaterial in unserer Hand, bis der Vogel gefangen ist.“

„Warum?“

„Weil sonst zu befürchten steht, daß Doktor Delmann nach Bredow telegraphiert, und daß wir dann das Nest leer finden. Er kann ja unserem Zeugnis gar nicht ohne weiteres glauben. Olga Tanoff ist seine Auftraggeberin, und es steht für ihn bis auf weiteres Zeugnis gegen Zeugnis.“

„Aber bedenken Sie die entsetzliche Lage, in der sich das arme junge Mädchen befindet!“

„Freilich — wüßte ich nur, wie man ihr helfen könnte, ehe die Verbrecherin nicht in unserer Gewalt ist! Unsere Macht hat auch ihre Grenzen. Gutwillig giebt Doktor Delmann seine Patientin sicherlich nicht heraus; auf Be-

fehl der Polizei sie aber zu befreien, ist eine Sache, die nur durch das Präsidium gemacht werden kann."

„Warum aber wollen Sie nicht dem Präsidenten die Sache vortragen?"

„Ich will es ja, aber heute ist es nicht mehr möglich, es ist schon zu spät."

„So fahren wir morgen mit dem zweiten Zuge. Sie gehen vorher zum Polizeipräsidenten."

„Das würde ich nur sehr ungern thun. Man kann in solchen Angelegenheiten, wenn erst einmal die Schuld sicher festgestellt ist, nicht rasch genug zugreifen."

„Sie haben ja doch Ihren Beamten dort."

„Der aber, so tüchtig er sein mag, einer solchen Gegnerin doch nicht gewachsen ist."

„So soll die arme Wera noch länger ihrer Verzweiflung überlassen bleiben? Ich bitte Sie, die Arme kann ja in Wahrheit verrückt darüber werden."

Kaspary kämpfte augenscheinlich schwer mit sich selber. „Gut, ich will thun, was Sie wünschen," sprach er endlich, „obwohl ich mir klar bewußt bin, wie schlimme Folgen es haben kann."

Boris Merischoff faßte seine Rechte. „Sie haben ein edles Herz, Herr Kriminalkommissar, ein Herz, wie ich es bei einem Manne Ihres Berufs nie gesucht hätte."

Kaspary lächelte. „Ja, ja," versetzte er, „man glaubt häufig, wir seien so eine Art Bluthunde, die mitleidlos jeden verfolgen, der sich irgendwie vergangen hat. Ich versichere Ihnen, das ist ein Irrtum. Aber ich verlasse Sie jetzt, ich habe noch mancherlei zu besorgen. Adieu!" —

Sein nächster Weg war zu dem Photographen. „Haben Sie die Photographien fertig?" frug er.

„Ja, aber die Vergrößerungen können Sie erst morgen haben."

„Das genügt vollständig."

Digitized by Google

„Und dann lege ich Ihnen auch noch ein paar beſſere Kopien bei.“

„Schön. Senden Sie mir die Sachen nach dem Präſidium; ſollte ich nicht mehr dort ſein, ſo laſſen Sie ſie für mich abgeben.“

„Wie Sie wünſchen, Herr Kriminalkommiſſar.“ —

Für heute war nichts mehr zu thun. Er durfte ſich auch ſagen, daß er ſeinen Tag wohl angewandt habe. Was irgend zu erreichen geweſen war, hatte er erreicht. Jetzt hielt er die Schuldigen in der Hand; er brauchte dieſe nur zu ſchließen, ſo waren ſie gefangen.

Und doch konnte er nicht ruhig ſchlafen, ſo ermüdet er auch war. Immer und immer wieder plagte ihn der Gedanke, daß Wera doch vielleicht Mieskos Verhaftung erfahren habe und die Flucht ergreifen könne, ehe es ihm gelungen, ſie feſtzunehmen.

Aber er hatte Boris deſſen Bitte nicht abſchlagen können, einerſeits, weil ihm viel daran lag, durch deſſen Zeugnis die Perſönlichkeit der Schuldigen ſicherer feſtzuſtellen, als dies auf Grund der Abweichung der Haarfarbe und der Behauptung einer als geiſteskrank Eingeſperrten geſchehen konnte; andererſeits, weil der Zuſtand des armen Mädchens ihm in der That ein herzliches Mitleid einflößte und er ſich der Befürchtung nicht entſchlagen konnte, daß ſie, je länger ſie in demſelben beharrte, deſto ſchlimmere dauernde Folgen davontragen könne.

Erſt nach Mitternacht ſchlief er ein, und noch im Schlummer verfolgte ihn in Geſtalt wirrer Träume ſeine Befürchtung, die Schuldige ſich entſchlüpfen zu ſehen.

Sechzehntes Kapitel.

Es waren in der That die Ruſſin und Petrowitſch, welche in das Zimmer traten, als Wesner ſich kaum unter dem Bett verborgen hatte.

Sie setzten ihre Unterhaltung in russischer Sprache fort. Was hätte Wesner jetzt darum gegeben, diese zu verstehen!

Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß von dem Morde die Rede war, denn mehreremal hörte der Lauscher den Namen Merischoff. Aber auch der Mieskos wurde genannt, und das erschien ihm als eine sehr schlimme Vorbedeutung, um so mehr, als er hörte, daß die Koffer geschlossen wurden. Letzteres war ihm freilich insofern lieb, als er nun nicht zu befürchten hatte, daß das Fehlen der Schuhe so bald entdeckt werden würde.

Es waren recht peinliche Augenblicke, die er durchmachen mußte, und mehr als einmal verwünschte er im stillen seinen Eifer, der ihn in diese Lage gebracht hatte. Auffallend war ihm, daß Petrowitsch durchaus nicht in jenem Tone sprach, den ein wohlerzogener Diener seiner Herrschaft gegenüber anzuwenden pflegt, sondern annähernd in der Weise eines Gleichgestellten.

Während sich Wesner diesen Betrachtungen hingab, klopfte es an der Thür, und auf den Ruf der Russin trat Gertrud in das Gemach.

„Wenn Sie uns wirklich so bald verlassen müssen, gnädiges Fräulein," sagte sie, „so soll es doch nicht geschehen, ohne daß Fritz und ich Sie nach Retschin begleiten."

„Nein, nein, das kann ich unter keinen Umständen annehmen," rief lebhaft die Russin. „Sie hängen so sehr an Ihren häuslichen Pflichten, Fräulein Gertrud, daß es fast ein Verbrechen wäre, Sie denselben zu entreißen, und Ihr Herr Vetter sehnt sich gewiß danach, wieder ohne die störende Gegenwart einer dritten mit seiner holden Cousine plaudern zu dürfen."

„Von dieser Sehnsucht habe ich nie etwas bemerkt," gab Gertrud kalt zur Antwort. „Er war es im Gegenteil, der zuerst den Gedanken aussprach, Sie nach Retschin zu geleiten."

„Nun gut, so nehme ich mit Dank Ihr liebenswürdiges Anerbieten an.“

Sie konnte es nicht gut länger zurückweisen, ohne befürchten zu müssen, Verdacht zu erregen.

„Wir brauchen aber jetzt noch nicht zu fahren,“ meinte Gertrud. „Wir haben noch vier Stunden bis zum Abgang des nach Königsberg gehenden Zuges, und unsere Rappen legen den Weg nach Retschin, wenn es sein muß, in einer kleinen Stunde zurück.“

„Ich habe in Retschin noch einiges zu besorgen.“ Aus der Russin Ton klang eine leichte Verlegenheit. „Es wäre mir deshalb lieb, wenn ich so bald als möglich dort sein könnte.“

„In diesem Fall werde ich sogleich Befehl geben, daß angespannt wird. Bis dies geschehen ist, nehmen Sie dann unten auf der Terrasse den Kaffee, nicht wahr? Wollen Sie nicht gleich mitkommen?“

„Ich habe hier oben allerdings nichts mehr zu thun. Trage die Koffer hinunter, Peter Petrowitsch.“

„Ich will Ihnen einen Diener zu seiner Unterstützung schicken.“

„Das ist nicht nötig; er ist stark, er wird mit den paar Koffern schon allein fertig. Nicht wahr, Peter Petrowitsch?“

Dieser bejahte und verließ hinter den beiden Damen das Gemach.

Froh, der Gefahr der Entdeckung entronnen zu sein, und dankbar gegen Gertrud, die wohl nur deshalb die Fremde so gedrängt hatte, mit ihr herunterzukommen, damit sich ihm Gelegenheit zum Entkommen biete, kroch Wesner unter dem Bett hervor, und sobald der schwere Tritt Peters auf der Treppe verhallt war, schlüpfte er aus der Thür.

Er wartete dann auf der entgegengesetzten Seite des

Korridors hinter einer Ecke, bis Petrowitsch wieder heraufgekommen war, und eilte, als dies geschehen, die Treppe hinunter, um das Schloß durch die hintere Thür zu verlassen.

Vor Entdeckung in Sicherheit, überlegte er, was nun zu thun sei. Selbst wenn er so rasch, als es ihm nur möglich war, sich nach Retschin begab, war nicht daran zu denken, daß er den Ort auch nur annähernd gleichzeitig mit dem Wagen aus dem Schloß erreichte. Im Dorf einen Wagen nehmen — ja, wo den herbekommen, da alle Pferde mit der Ernte beschäftigt waren?

Eine Idee schien ihm Rettung zu bieten. Wenn er den Gendarmen veranlassen konnte, ihm sein Pferd zu leihen.

Aber so entgegenkommend dieser sonst sich gezeigt hatte, diese Bitte schlug er rundweg ab. „Ein königliches Dienstpferd verleihen," sagte er, „das ist in der Dienstvorschrift streng verboten."

„Aber wie soll ich sonst rasch genug nach Retschin kommen?" rief Wesner in heller Verzweiflung.

„Bis zum Zuge kommen Sie zu Fuß noch hin."

„Und wenn sie nicht mit diesem Zuge fährt? Der Herr Kriminalkommissar hat mir befohlen, sie nicht aus den Augen zu lassen."

„Da sie zu dem gnädigen Fräulein Gertrud gesagt hat, daß sie mit dem Zuge nach Königsberg fahren wolle, und diese und der Herr Leutnant sie begleiten, wird sie sicher auch thun, was sie gesagt hat."

„Wir müssen es hoffen," brummte Wesner ärgerlich und ging noch einmal in den Park, um sich wenigstens über ihre Abfahrt zu vergewissern.

Die Damen waren schon eingestiegen, der Leutnant folgte ihnen, Peter Petrowitsch kletterte zu dem Kutscher auf den Bock, und das Gefährt setzte sich in rasche Bewegung.

Jetzt kam Wesner wirklich ein rettender Gedanke. Die etwas altväterische Kutsche, die man genommen hatte, weil es nach Regen aussah, hatte hinten ein Brett, auf das sich ein Bedienter stellen konnte, und zwei Lederschleifen zum Anhalten für denselben. Wesner wartete, bis der Wagen an ihm vorbeikam, dann schwang er sich auf das Brett, hockte sich dort nieder und machte so die Fahrt bis kurz vor Retschin mit. Unterwegs machten sich zwar ein paar des Weges kommende Bauernburschen das boshafte Vergnügen, dem Kutscher zuzurufen: „Hinten sitzt einer auf!" und der biedere Rosselenker hieb mit der Peitsche nach hinten, Wesners Arm empfindlich treffend, aber er verbiß den Schmerz und sprang erst ab, als die ersten Häuser von Retschin in Sicht kamen.

Es war ihm lieb, daß Fritz v. Bredow und Gertrud sich in der Begleitung der Russin befanden. Durch diese, so hoffte er, würde sie sich doch in ihren Nachforschungen etwas behindert fühlen. Daß sie solche nach Mieško anstellen werde, daran zweifelte er nicht. Er ahnte nicht, daß sie schon am Vormittag erfahren hatte, Mieško sei verhaftet worden, als der, welcher den reichen Russen im Eisenbahnwagen ermordet habe. Diese kleine Uebertreibung hatte sich die geschwätzige Fama gestattet. Dies war auch der Grund der plötzlichen Vorbereitungen zur Abreise.

Allerdings wollte die ebenso kühne als schlaue Person die Abwesenheit Kasparys noch zu einem letzten, verzweifelten Versuch benutzen, die Papiere in ihre Gewalt zu bekommen. Als sie die Verhaftung Mieškos erfuhr, war ihr Schrecken kein geringer gewesen. Einen Augenblick hielt sie sich für verloren. Bald aber hob sich ihr Mut wieder. Hätte man die Papiere bei Mieško vorgefunden, so würde Kaspary, wenn er das Märchen noch glaubte, das sie ihm bezüglich ihrer Person und des Zweckes ihrer

Reise nach Bredow mitgeteilt, ihr von dem Funde Mitteilung gemacht oder, falls er ihre List durchschaute, wohl ernstliche Maßregeln gegen sie getroffen haben. Daraus, daß keines von beiden geschehen, obwohl seit der Verhaftung Mieskos bereits mehr als vierundzwanzig Stunden verflossen waren, glaubte sie schließen zu dürfen, daß die Papiere sich noch in ihrem alten Versteck befänden, das ihr der Vagabund mitgeteilt hatte. An den Aussagen des angeblichen Stromers zweifelte sie nicht mehr, da Marfa ihr bestätigt hatte, daß die Handschrift auf dem Zettel die ihres Sohnes sei.

Wie nun aber zu den Papieren gelangen?

Sie hatte ursprünglich im Sinne gehabt, zu dem Müller zu gehen, diesem zu sagen, daß sein Sohn Franz im Verein mit Miesko ihr Wertsachen und Dokumente gestohlen, daß Miesko bereits gestanden, wo diese sich befänden, und daß sie deren Auslieferung von ihm verlange. Aber bei eingehenderem Nachdenken verwarf sie diesen Plan wieder. Es war leicht möglich, daß der Müller sich weigerte, jenem Verlangen nachzugeben, daß er die Erfüllung desselben wenigstens von der Forderung einer genügenden Legitimation abhängig machte, und auf diese Weise Weiterungen entstanden, welche ihr gefährlich werden konnten.

Sie hatte dann daran gedacht, den Leutnant mit dem Auftrage zu betrauen, ihr die Papiere zu beschaffen. Ihm, dem in Retschin Wohlbekannten, hätte der Müller schwerlich derartige Hindernisse in den Weg gelegt.

Allein auch dieser Plan erschien ihr nicht recht ausführbar. Daß Fritz sich weigern würde, ihr die Bitte zu erfüllen, glaubte sie zwar nicht, denn mit allen Künsten einer raffinierten Koketterie hatte sie ihn derartig umstrickt, daß sie sich seiner sicher fühlte. Aber wenn nun doch vielleicht die Papiere sich nicht mehr dort befanden, wo sie dieselben

vermutete, so war unnötiges Aufsehen entstanden, und Kaspary, dessen Rückkunft ja jeden Augenblick erfolgen konnte, hatte neuen Anlaß zum Verdacht gegen sie.

Sie entschied sich daher dafür, Peter Petrowitsch die Aufgabe zu übertragen, sich unbemerkt in die Mühle zu schleichen und die Papiere, falls dieselben sich noch in dem Versteck befänden, an sich zu bringen. Es war keine leichte Aufgabe, dies am hellen Tage zu vollführen, allein Peter Petrowitsch hatte trotz der ihm manchmal aufsteigenden Bedenken doch schon Dinge vollbracht, mit welchen das, was er jetzt thun sollte, kaum verglichen werden konnte.

Sie mußte jedoch auch den Fall ins Auge fassen, daß Peter Petrowitsch die Papiere nicht vorfinde. Auf welche Weise konnte sie dann Aufklärung erhalten, wo dieselben geblieben seien?

Sie bereute jetzt, den Vorschlag des Vagabunden, weiter in ihrem Interesse thätig zu sein, abgewiesen zu haben. Er wäre der rechte Mann gewesen, ihr jene Aufklärung zu verschaffen, wenn er nicht vielleicht schon selbst die Papiere gestohlen und sie nach Bredow gebracht hatte, um sie ihr anzubieten.

Der Gedanke, daß dies geschehen sein könne, erfüllte sie mit Mißmut. Er lag eigentlich ziemlich nahe. Wenn aber diese Voraussetzung zutraf, so war es ein Glück, daß Gertrud sie begleitet hatte, denn der Vagabund konnte sonst leicht auf die Idee kommen, dieser seine Beute zum Kauf anzubieten. Hatte er sich doch bereits in ähnlichem Sinne geäußert, wobei ihm freilich der für sie so wünschenswerte Irrtum bezüglich der Person untergelaufen war.

Lag aber die Sache so, dann war ferner vorauszusetzen, daß der schlaue Bursche sich darüber unterrichten werde, wohin die Damen sich begeben hatten, und daß er dann nach Retschin kommen und sie ausfindig machen werde.

Jedenfalls aber konnte hierüber der ganze Nachmittag vergehen, und sie hatte nur noch zwei Stunden Zeit bis zum Abgang des Zuges, den sie nur dann nicht benutzen wollte, wenn sie ganz sichere Auskunft hatte, in den Besitz der Papiere zu gelangen.

Vielleicht konnte sie inzwischen von Miesko etwas erfahren. Es war ja möglich, daß zwischen dem Zeitpunkt, in welchem er den Zettel an sie geschrieben hatte, und seiner Verhaftung der Müllerfranz zurückgekommen war und ihm die Papiere übergeben hatte. Sie waren vielleicht Miesko bei seiner Verhaftung abgenommen worden und befanden sich nun, da man ja hier ihre Wichtigkeit nicht ahnen konnte, im Gewahrsam der Polizei.

Durfte sie es wagen, sich an diese zu wenden?

Aus denselben Gründen, aus welchen sie nicht hatte zu dem Müller gehen wollen, nämlich um Kasparys Verdacht nicht zu erwecken oder zu vermehren, mußte sie dies unterlassen, es sei denn, daß sie die Ueberzeugung gewann, daß thatsächlich die Papiere sich in der Verwahrung des Bürgermeisters befanden. Dann freilich war sie entschlossen, alles zu wagen, handelte es sich doch darum, die Freiheit, vielleicht das Leben zahlreicher Genossen durch Vernichtung des von Iwan Merischoff abgefaßten Berichtes über die Thätigkeit derselben zu retten.

Mit einer Spannung, welche im Gespräch mit Fritz und Gertrud zu verbergen sie ihrer ganzen Gewandtheit bedurfte, erwartete sie die Rückkehr Peters. Diese erfolgte später, als sie gedacht hatte, erst eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges.

Unter einem Vorwande ließ sie Fritz und Gertrud im Speisesaal des Gasthofs zum goldenen Adler, in dem sie eingekehrt waren, zurück und ging mit dem Diener in ein unbesetztes Gastzimmer.

„Hast du die Papiere?“

„Nein, aber ich weiß, wo sie sind.“

„Wo?“

„In Verwahrung der Polizei.“

„In der That?“

„Ganz sicher.“

„So müssen wir sie schleunigst zu erlangen suchen, wenn möglich noch vor Abgang des Zuges.“

„Es hat nicht solche Eile. Kaspary kommt erst morgen zurück.“

„Woher weißt du das?“

„Ich werde sogleich alles berichten. Ich ging nach der Mühle und erfuhr von einem vor derselben Säcke aufladenden Knecht, daß der Müllerfranz zu Hause und in seiner Kammer sei. Ich bat, ihn zu rufen, und gab dem Knechte dafür ein paar Zigarren. Der Bursche kam. Mir lag natürlich daran, ihn zu entfernen. Er wollte nicht fort.“

„Warum nicht?“

„Er hatte Angst, daß man ihm wegen der Sache mit Miesko etwas anhaben könne. Denn dieser ist nicht, wie das Gerücht sagte, wegen der Eisenbahnangelegenheit verhaftet worden, sondern nur wegen einer Schlägerei mit dem Müllerfranz. Sie waren über die Papiere in Streit geraten.“

„Diese hatte Miesko?“

„Ja. Er war mit ihnen bereits auf der Flucht nach Bredow zu, als ein Polizist aus dem Walde hervorsprang und ihn festnahm.“

„Ah, so nahe schon waren wir dem Ziele!“

„Ja. Um den Burschen los zu werden, dessen Erzählung mir keinen sehr vertrauenswürdigen Eindruck machte, und um zu wissen, ob nicht doch vielleicht die Papiere noch in ihrem Versteck seien, und er es mir nur nicht sagen wolle, weil er mir nicht ganz traute, sagte ich

ihm eine Belohnung von fünf Thalern für den Fall zu, daß er nach Bredow gehen und dort Ihnen die Sache erzählen wolle."

„Das war unvorsichtig. Wenn er nun im Schloß nach mir fragt?"

„Ich habe ihm gesagt, er solle im Wirtshaus warten, bis ich ihn zu Ihnen hole."

„Das ist besser. Er ging?"

„Ja, nachdem ich ihm einen Thaler Draufgeld gegeben hatte."

„Und woher weißt du, daß Kaspary erst morgen wiederkommen will?"

„Als ich hierher zurückkomme, sehe ich zu meinem Schrecken in der Schenkstube den Beamten sitzen, der mit Kaspary war."

„Er ist hier."

„Ja."

„Um uns zu beobachten, vielleicht im Falle unserer Abreise uns zu verhaften."

„Weit entfernt. Auch er bemerkte mich und rief mich an. Ich ging zu ihm, um ihn nicht argwöhnisch zu machen. Er war stark angetrunken."

„Wenn er sich nicht bloß so stellte."

„Nein, er war es wirklich. Als ich das merkte, benutzte ich die Gelegenheit, um ihn auszuforschen."

„Und da sagte er dir, daß Kaspary erst morgen zurückkomme?"

„Ja, oder frühestens heute abend."

„Wenn er nur nicht beabsichtigt, uns damit sicher zu machen, bis Kaspary hier ist."

„Nein, nein. Dieser ist ganz von unserer Spur abgekommen. Es ist gelungen, Boris Merischoff zu ermitteln. Ein Kollege Kasparys ist unterwegs, um ihn zu verhaften."

„Das alles hat Kaspary telegraphiert?"

„Ja. Der Beamte sagte mir auch, daß Kaspary gegen mich Verdacht gehabt habe und nicht weit davon entfernt gewesen sei, mich zu verhaften."

„Gegen mich hatte er keinen Verdacht?"

„Auch, aber nicht so stark wie gegen mich."

„Ob nun dieser Mensch dich getäuscht hat oder nicht — ich kann mich eines Mißtrauens nicht erwehren. Aber gleichviel, selbst für den Fall, daß Kaspary mit dem Nachmittagszuge kommt, müßten wir uns der Papiere zu bemächtigen suchen."

„Und das wird gar nicht schwer halten," sagte der Russe, der, wie die meisten seiner Landsleute, leicht aus einem Extrem in das andere überging und jetzt ebenso zuversichtlich war, als vorher verzagt.

„Meinst du?" fragte sie zweifelnd.

„Miesko wird, wie der Beamte mir mitteilte, jedenfalls heute noch entlassen werden."

„Und du meinst, daß man ihm die Papiere wieder giebt?"

„Sicherlich."

„Woraus schließest du das?"

„Er hat zu dem Bürgermeister, der ihn verhaftete, gesagt, daß er diese Papiere Fräulein Gertrud überbringen solle."

„Statt dessen bringt er sie dann mir."

„Das glaube ich nicht. Der Beamte sagte, daß Miesko jetzt, nachdem ihm seine Haft einen so heilsamen Schrecken eingejagt habe, sicher Wort halten werde. Ich glaube auch, daß seine Furcht vor dem Gefängnis jetzt größer ist als die vor dem Leutnant."

„So müßte man ihm die Papiere abjagen."

„Das ist das Einfachste."

„Gut. Wann wird die Entlassung stattfinden?"

„Noch im Laufe des Nachmittags, so gegen sechs Uhr.“

„Du mußt um diese Zeit in der Nähe des Gefängnisses sein. Weißt du, wo es ist?“

„Noch nicht, aber das ist leicht zu erfahren.“

„Du folgst ihm dann. Er wird wahrscheinlich durch den Wald gehen. Unterwegs nimmst du ihm die Papiere ab und kehrst hierher zurück.“

„Und wenn er dann Lärm macht?“

„Stecke ihm einen Knebel in den Mund und binde ihn an einen Baum.“

„So soll er dort verhungern?“

„Er wird schon gefunden werden. Im Notfall kann man ja morgen durch einen Brief angeben, wo er zu finden ist.“

„Ein solcher Brief könnte aber auf unsere Spur führen.“

„Ich würde ihn heute abend schreiben und hier in den Kasten stecken, dann wird er doch erst morgen bestellt.“

„Das ginge.“

„Geh jetzt und versuche, den Beamten noch weiter auszuforschen.“

„Er scheint nicht mehr viel zu wissen.“

„Jedenfalls beschäftige ihn vorläufig.“ —

Als Peter Petrowitsch diesen Auftrag ausführen wollte, fand er Wesner nicht mehr vor. Dieser, der sich natürlich nur betrunken gestellt hatte, war nach dem Bahnhof gegangen, auf welchem er mit einer Sehnsucht, wie er sie kaum je in seinem Leben empfunden hatte, Kaspary erwartete.

— — — — — — — — — — — —

Der Kriminalkommissar hatte, seinem Versprechen gemäß, sich am Morgen zur Audienz bei dem Präsidenten melden lassen und von diesem die Zusicherung empfangen, daß ein anderer Kommissar mit der Aufgabe betraut werden solle, Wera in Freiheit zu setzen. Er hatte Boris

Meriſchoff hiervon ſofort durch einen Schutzmann benachrichtigen laſſen und, nachdem er bei dem Photographen die inzwiſchen fertig gewordenen Vergrößerungen geholt, die allerdings die Nachahmung der Handſchrift Meriſchoffs deutlich als ſolche erkennen ließen, ſich in der Mulackſtraße die Ueberſetzungen geben laſſen. Dem Agenten Lehnert hatte er aufgetragen, den Studenten nicht aus den Augen zu laſſen, bis er von der ruſſiſchen Botſchaft, an welche Kaspary nun je ein Exemplar der Photographien der Schriftſtücke mit einem Begleitſchreiben ſandte, den Beſcheid erhalte, daß dies geſchehen könne.

Dann war er nach dem Bahnhof gefahren, auf welchem, wenige Minuten vor Abgang des Zuges, Boris Meriſchoff ebenfalls eintraf, der ihm mitteilte, daß auf ſeine mit vollſter Beſtimmtheit abgegebene Verſicherung hin, die Dame ſei in der That Wera Laſſowitſch, der Kommiſſar deren ſofortige Freilaſſung verlangt und Doktor Delmann in dieſelbe gewilligt habe. Er habe Wera zu einer in Berlin lebenden Verwandten gebracht, da ihr Zuſtand äußerſte Sorgfalt erheiſche. Dies habe ihn ſo aufgehalten, daß er nur eben noch den Zug habe erreichen können.

Kaspary hatte nur Fahrkarten bis zur vorletzten Station genommen. Wesners Depeſche ließ ihn vermuten, daß ſeine Ankunft auf dem Bahnhof in Retſchin erſpäht werden möge, und ihm lag daran, die Verhaftung nicht eher vorzunehmen, als bis dadurch, daß Boris Meriſchoff die Ruſſin als Olga Tanoff rekognoszierte, auch das letzte Glied in der Kette der Beweismittel herbeigeſchafft ſei.

Dieſer Vorſicht hatte er es zu danken, daß ſeine Ankunft nicht von Petrowitſch entdeckt wurde, der, als er Wesner nicht mehr in der Schenkſtube vorfand, nach dem Bahnhof gegangen war, um ſich zu überzeugen, daß der Kriminalkommiſſar wirklich nicht ankomme. Er fühlte ſich ſehr befriedigt, daß dies nicht geſchah.

Wesner dagegen, der mit aller Bestimmtheit erwartet hatte, Kaspary dem Zuge entsteigen zu sehen, war sehr niedergeschlagen, als er den Gesuchten nirgends entdecken konnte. Auf den eigentlich doch so nahe liegenden Gedanken, daß Kaspary, da er die Russin in Retschin wußte, eine Vorsichtsmaßregel angewandt haben könne, kam er nicht gleich.

Ueberlegend, was er thun solle, setzte er sich auf eine auf dem Bahnsteig stehende Bank, den Kopf in die Hände gestützt, um recht ungestört nachdenken zu können.

„Ihnen ist wohl schlecht?" frug mit einem Male, dicht neben ihm stehend, Petrowitsch.

„Nein," wollte er eben entgegnen, besann sich aber noch rechtzeitig, daß er erst kurz vorher die Rolle des Betrunkenen gespielt, und seufzte ein wehmütiges „Ja".

„Soll ich Ihnen Wasser bringen?"

„Wenn Sie so gut sein wollen —"

Petrowitsch holte ein Glas Wasser, und Wesner leerte es anscheinend mit großer Gier.

„Ah, das thut gut!" sagte er.

„Und nun etwas Ruhe, das ist das Beste."

„Ja, ich werde mich schlafen legen."

„Soll ich Sie begleiten?"

„Nein, ich danke, es geht schon." Er stand auf, schwankte aber ziemlich stark.

„Machen Sie doch keine Umstände!" sagte Petrowitsch; „ich gehe so wie so nach dem Gasthof zurück. Sie wohnen doch auch im „Goldenen Adler", nicht wahr?"

„Ja, Zimmer neun."

„Schön. Kommen Sie nur!" Petrowitsch schob seinen Arm unter den Wesners, brachte ihn nach Zimmer neun und bettete ihn sanft auf das Sofa.

„Vor dem sind wir sicher," murmelte er im Hinausgehen.

Kaum war er hinaus, so richtete Wesner sich empor und lauschte aufmerksam, bis die Schritte des sich Entfernenden auf der Treppe verhallten.

„Der Kriminalkommissar hätte so dumm sein müssen wie ich," begann er dann ein Selbstgespräch, „um direkt hierher zu kommen und seine Rückkehr offenkundig zu machen, statt einfach eine Station früher auszusteigen und zu Fuß oder Wagen hierher zu kommen. Ob ich ihm entgegengehe? Er kann zwar nach meiner Depesche kaum im Zweifel sein, wo er die Flüchtigen zu suchen hat, aber besser ist es immer, wenn er über das, was inzwischen geschehen, unterrichtet ist. Freilich, eine angenehme Sache ist solch eine Beichte nicht, aber was hilft es? Es ist nur die Frage, ob ich Fräulein Lassowitsch, entgegen seinem Befehle, aus den Augen lassen darf. Allein es handelt sich ja nur um einen ganz kurzen Zeitraum, und ich kann wohl mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie jetzt nicht gleich abreisen, sondern Mieskos Befreiung abwarten wird.

Die Schwierigkeit ist nur, unbemerkt herauszukommen," fuhr er nach einer Pause in seinen Ueberlegungen fort. „Auf dem gewöhnlichen Wege — da würde wohl der gute Peter Petrowitsch sehr verwundert sein, mich so rasch hergestellt zu sehen. Durch das Fenster — ja, wenn es Abend wäre, könnte ich leicht auf das Dach des Waschhauses kommen und von da über den Holzschuppen auf den Hof; aber bei hellem Tage geht das doch nicht gut an. Was könnte da für ein Lärmen entstehen, wenn ich gesehen würde! Dabei vergeht die Zeit — Kaspary kann schon auf halbem Wege hierher sein. Ach was, ich wage es, ruhig die Treppe herunterzugehen, und dann hinten durch die Hofthür."

Ehe er ging, formte er aus dem Anzug des Vagabunden, den er seinem Ranzen entnahm, eine menschen-

ähnliche Gestalt, legte sie, nachdem er sie mit der Bettdecke zugedeckt hatte, auf das Sofa, welches der Thür gegenüber stand, schloß letztere ab und ging dann leise die Treppe hinunter und hinten über den Hof hinaus, für alle Fälle dabei noch ein leichtes Schwanken markierend, das er erst unterließ, als er auf der Landstraße vor etwa ihm nachspähenden Augen sicher zu sein hoffte.

Er hatte noch keine große Entfernung auf derselben zurückgelegt, als der Wagen mit Kaspary und Boris Merischoff in Sicht kam. Einerseits fühlte Wesner sich in hohem Grade erleichtert durch die Rückkehr des Kriminalkommissars, die ihn der von ihm jetzt so gefürchteten Notwendigkeit, selbständig zu handeln, überhob, andererseits bedrückt, weil das Eingeständnis seiner Fehler nun erfolgen mußte. Er legte in einem kurzen, aber wahrheitsgetreuen Bericht seine Beichte ab.

„Sie sehen," bemerkte Kaspary, als er dieselbe beendet hatte, „daß Sie noch lange nicht genügende Erfahrung besitzen, um ein selbständiges Vorgehen mit Erfolg durchführen zu können. Sie haben ja Ihre Fehler wieder gut zu machen gesucht, aber dies ist Ihnen doch nur zum Teil gelungen."

Wesner senkte das Haupt.

„Das Schlimmste dabei ist," fuhr Kaspary fort, „daß Fräulein Tanoff — denn diese ist in Wirklichkeit jene Person — jetzt so auf der Hut sein wird, wie sie es ohne Ihr Eingreifen keinenfalls gewesen wäre. Ich wollte, daß Herr Merischoff sie erst noch rekognosziere, ehe ich sie verhafte; ob dies jetzt noch durchführbar sein wird, ist mir zweifelhaft. Auch möchte ich, um Aufsehen möglichst zu vermeiden, sie lieber von den Herrschaften aus Schloß Bredow isolieren."

„Das wäre vielleicht nicht sehr schwer zu bewerkstelligen."

„Auf welche Weise?“

„Wenn man Mieſko jetzt freiließe, würde ſie ihm ſicherlich nach Bredow folgen.“

„Meinen Sie?“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Aber der Leutnant dann auch.“

„Immerhin ließe ſich die Sache in Bredow leichter erledigen als hier.“

„Das allerdings — vielleicht aber gäbe es auch ein Mittel, die Herrſchaften aus Bredow hier zurückzuhalten. Wenn man Olga Tanoff wiſſen ließe, daß ich mit dem Abendzuge beſtimmt komme, würde ſie, um ſich vor mir zu ſichern, wahrſcheinlich den Leutnant veranlaſſen, mich hier abzufangen.“

„Wenn er aber dieſen Verſuch wirklich machte?“ fiel jetzt Boris Meriſchoff ein.

„So würde er eben mißlingen. Schlimmſten Falls wagt man nichts dabei.“

„Doch. Wenn ſie von Mieſko erfährt, wie ſie getäuſcht worden iſt —“

„Das müßte man eben unmöglich machen.“

„Auf welche Art?“

„Man giebt Mieſko die Papiere wieder.“

„Und ſie nimmt ſie ihm nötigen Falls mit Gewalt. Beſonders da ſie fürchtet, daß ſonſt Fräulein Gertrud ſie bekomme.“

„Das meine ich. Damit erreichen wir noch etwas.“

„Was noch?“

„Daß ſie ſich noch mehr bloßſtellt.“

„Ganz recht. Aber wir ſind jetzt nahe am Ort; wir müſſen ausſteigen, meine Herren.“

Es geſchah; Kaspary lohnte den Kutſcher ab und ſandte ihn zurück.

„Sie, Herr Meriſchoff,“ wandte er ſich dann an dieſen

„halten ſich am beſten verborgen, bis Fräulein Tanoff abreiſt. Kennt Peter Petrowitſch Sie?“

„Gewiß.“

„Um ſo nötiger iſt es, daß Sie nicht in der Nähe des „Goldenen Adlers“ ſich blicken laſſen. Am beſten, Sie gehen hier die Straße links hinauf bis dahin, wo Sie das Schild ſehen, welches den hinteren Eingang der Bergheimſchen Gartenwirtſchaft bezeichnet. Dort treten Sie ein, gehen durch den Garten und das Haus und ſetzen ſich vorn im Gaſtzimmer an das Fenſter, wobei Sie jedoch Sorge tragen müſſen, durch eine Zeitung oder ſonſtwie Ihr Geſicht ſo zu verdecken, daß man es von der Straße aus nicht ſehen kann.“

„Gut.“

„Die Wirtſchaft liegt dem „Goldenen Adler“ ſchräg gegenüber. Ich geſelle mich zu Ihnen, ſobald ich für Mieskos Freilaſſung Sorge getragen und ihm die Papiere mit dem Auftrage übergeben habe, ſie nur Fräulein Gertrud auszuhändigen.“

„Wird er das thun?“

„Ich drohe ihm, daß er ſonſt ſofort wieder verhaftet wird. Er muß ſogleich zurück nach Bredow. Sie aber, Wesner, müſſen in etwa einer Stunde, nicht eher, damit man Miesko nicht einholt, und nicht ſpäter, damit Petrowitſch, der jedenfalls auf Grund Ihrer Mitteilung zu der von Ihnen angegebenen Zeit das Gefängnis beobachten wird, ihn nicht abfaßt, letzterem mitteilen, daß Miesko entlaſſen ſei.“

„Wenn er nun aber fragt, woher ich das weiß?“

„So ſagen Sie ihm, daß ich ſeine Freilaſſung telegraphiſch angeordnet und zugleich Ihnen meine Ankunft mit dem Abendzuge angemeldet hätte. Letzteres teilen Sie ihm auf jeden Fall mit, aber in unverdächtiger Weiſe.“

„Es ſoll geſchehen.“

„Jedes selbständigen Schrittes enthalten Sie sich aber."

„Zu Befehl."

„Sobald Sie diese Botschaft ausgerichtet, begeben Sie sich mittels vorher zu bestellenden Wagens, den Sie bis kurz vor Bredow benutzen und dann auf einem anderen Wege zurückkehren lassen, dorthin, nehmen Ihren Beobachtungsposten hinter Mieskos Hütte wieder ein und berichten mir bei meiner Rückkehr, was inzwischen geschehen. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Kriminalkommissar."

„Gut, gehen Sie jetzt."

Auch Merischoff schlug den ihm von Kaspary bezeichneten Weg ein, und dieser schloß sich ihm wieder an, nachdem er in der von ihm bereits angegebenen Weise mit Miesko verhandelt und denselben in Freiheit gesetzt hatte. —

Etwa eine halbe Stunde mochten sie, nachdem dies geschehen, noch am Fenster der Bergheimschen Gartenwirtschaft gesessen haben, als sie Petrowitsch in großer Eile aus dem Gasthof kommen sahen. Er lief mehr, als er ging, die Straße entlang. Nach einer Viertelstunde etwa kehrte er ebenso eilfertig zurück. Zehn Minuten darauf trat die Russin aus dem Hause und schlug dieselbe Richtung ein, die er vorher genommen hatte, von ihm auf dem Fuße gefolgt.

„Sie ist es, es ist Olga Tanoff," rief Boris.

„Ich zweifelte nicht mehr daran; es ist mir aber doch sehr lieb, dies bestätigt zu sehen."

„Wohin mag sie gehen?"

„Es läge mir viel daran, es zu erfahren, allein ich weiß nicht, wie ich es machen soll, ohne Verdacht zu erregen."

„Soll ich ihnen folgen?"

„Es wäre sehr freundlich von Ihnen, allein wenn Sie erkannt würden —"

„Ich werde sehr vorsichtig sein. Ich möchte gern auch etwas in der Sache thun.“

„Gut, wagen wir es. Viel kann ja auf keinen Fall mehr verloren gehen.“ —

Nach ungefähr zehn Minuten kehrte Boris Merischoff zurück.

„Fräulein Tanoff ist mit ihrem Begleiter fortgefahren,“ berichtete er.

„Wohin?“

„Zunächst nach Bredow.“

„Und die Herrschaften von dort läßt sie hier allein zurück? Das ist sehr auffallend. Wir müssen wissen, ob sie diese von ihrer Fahrt in Kenntnis gesetzt hat.“

„Sie hat auch den Wagen auf mehrere Tage gemietet.“

„Das beweist, daß sie sogleich, nachdem sie sich in den Besitz der Papiere gesetzt hat, entfliehen will.“

„Wir müssen ihr nach,“ rief Boris Merischoff ganz in Eifer.

„Ich will nur vorher noch einen Augenblick mit Fräulein Gertrud sprechen. Vielleicht haben Sie die Güte, inzwischen für einen Wagen Sorge zu tragen.“

„Der Lohnkutscher, bei dem Fräulein Tanoff den Wagen entnahm und von dem ich die Auskunft über das Ziel ihrer Reise erhielt, hat keinen mehr.“

„Anderswo wird schon noch einer zu haben sein.“

„Ich werde es versuchen. Wo treffe ich Sie dann?“

„Im „Goldenen Adler“.“

„Gut. Auf Wiedersehen!“

Kaspary ging in den „Goldenen Adler“ hinüber. Kaum trat er in den Speisesaal, so sprang Fritz v. Bredow auf und eilte ihm entgegen.

„Ich habe einige Worte mit Ihnen zu sprechen, Herr Kriminalkommissar,“ rief er.

„Bitte."

„Nicht hier. Vielleicht haben Sie die Güte, sich mit mir in ein leeres Zimmer zu begeben."

„Ich will es unter der Voraussetzung thun, daß unsere Unterhaltung nur kurz sein wird, denn ich habe sehr wenig Zeit."

„Wahrscheinlich, weil Sie Ihrem lächerlichen Verdacht gegen Fräulein Lassowitsch weitere Folge geben wollen," rief Fritz, dem Kommissar in ein Zimmer folgend, dessen Thür er geöffnet hatte.

„Herr Leutnant, ich verbitte mir jede Kritik meiner Amtshandlungen," antwortete Kaspary ernst.

„Und ich verbitte mir, daß Sie eine Dame, welche Gast meines Vaters ist, in dieser Weise belästigen."

„Sie haben in keiner Weise das Recht, sich in mein Vorgehen einzumischen," rief Kaspary, nun auch ein wenig von seiner sonstigen Ruhe verlierend. „Ich werde dieselben in jeder Weise zu vertreten wissen."

„Auch als Kavalier dem Kavalier gegenüber?"

„Ah, darauf wollen Sie hinaus? Bedaure sehr, Herr Leutnant, eine Amtssache nicht auf das persönliche Feld übertragen zu können. Ich warne Sie, Herr Leutnant, in dieser Weise fortzufahren. Machen Sie den geringsten Versuch, meine Schritte zu durchkreuzen, so haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn ich, um dieselben zu sichern, Maßnahmen ergreife, die Ihre ganze Zukunft als Offizier in Frage stellen."

„Sie würden das bitter zu bereuen haben."

„Keineswegs. Ich weiß die Folgen meiner Handlungen besser abzumessen als Sie, der Sie sich durch eine Abenteurerin haben umgarnen lassen."

„Eine Abenteurerin! Sie wagen es, Fräulein Lassowitsch eine Abenteurerin zu nennen?"

„Noch mehr. Ich nenne die Dame, welche Sie meinen

und welche nicht die Spur eines Anrechtes auf den Namen Wera Lassowitsch hat, eine Verbrecherin."

„Beweisen Sie das, oder . . ."

„Lassen Sie jede Drohung gefälligst bleiben, Herr Leutnant. Dergleichen macht auf mich nicht den mindesten Eindruck. Was ich gesagt habe, werde ich beweisen, nicht um Ihretwillen, dem eine Lektion gar nichts schaden könnte, sondern um Ihres braven Herrn Vaters willen, dem ich schweren Kummer ersparen möchte. Ich will Ihnen nicht den ganzen Indizienbeweis vorlegen, den ich gegen die Person, deren Sie sich so warm annehmen, gesammelt habe, und der keinen Zweifel daran übrig läßt, daß sie bei dem an Iwan Merischoff verübten Mord beteiligt war, sondern Ihnen zunächst nur darthun, daß sie nicht Wera Lassowitsch ist — diese schmachtete bis heute mittag im Irrenhause, geistig gesund durch die Betrügerin dorthin gebracht —, sondern daß wir es mit der Gesellschafterin des Fräulein Lassowitsch, mit Olga Tanoff, zu thun haben."

„Wie wollen Sie das beweisen?"

„Durch das Zeugnis des Herrn Merischoff, des Bruders des Ermordeten."

„Der selbst verdächtig ist, den Mord verübt zu haben. Ein gänzlich heruntergekommener Mensch! Wahrlich, ein klassischer Zeuge!"

„Hüten Sie sich, derartiges in seiner Gegenwart zu sagen. Er möchte vielleicht nicht so viel Geduld mit Ihnen haben wie ich. Er ist nach Auskunft der russischen Botschaft in Berlin ein sehr achtungswerter Herr."

„Und sein Brief an seinen Bruder?"

„Ah, davon wissen Sie auch? Nun, mein Herr Leutnant, dieser Brief ist gefälscht, und die Fälscherin heißt Olga Tanoff."

„Unglaublich!"

„Sehr glaublich sogar bei dieser Dame. Uebrigens können Sie sich von der Fälschung überzeugen — sehen Sie hier die photographische Vergrößerung des Briefes."

Fritz prüfte aufmerksam das Schriftstück; die Fälschung war augenscheinlich. „Und wer beweist, daß Fräulein Tanoff die Fälscherin gewesen ist?" fragte er etwas kleinlauter.

„Sie war die einzige, welche Vorteil davon zu haben hoffen konnte, indem sie mich auf eine falsche Spur zu bringen gedachte, ferner die einzige, welche die Briefschaften Iwan Merischoffs in Händen gehabt hat, ehe ich sie erhielt. — Aber, Herr Leutnant, ich wiederhole Ihnen, meine Zeit ist kostbar. Ich muß unsere Unterredung abbrechen. Sind Sie nun überzeugt?"

Fritz schwankte. Aber ihm fiel ein, daß die schöne Fremde ihn gebeten hatte, nicht an ihr zu zweifeln, auch wenn der Schein gegen sie sei; daß er ihr dies versprochen.

„Nein und abermals nein," rief er. „Ich glaube es nicht. Sie lassen sich täuschen durch ein verhängnisvolles Zusammentreffen von Umständen."

„So bleibt nur noch ein Mittel. Wollen Sie mich begleiten?"

„Wohin?"

„Nach Bredow."

„Was wollen Sie dort?"

„Beobachten, wie Fräulein Tanoff sich der Papiere bemächtigt, welche Mieszko hat, und —"

„Und sie verhaften?"

„Ja."

„Gut, ich gehe mit Ihnen."

Die Plötzlichkeit dieses Entschlusses erweckte Bedenken in dem Kriminalkommissar. „Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, Herr Leutnant," sagte er in sehr ernstem Ton, „daß jeder Versuch, mich etwa in dem, was

ich für nötig halte, zu behindern oder Fräulein Tanoff zu warnen, Sie mit dem Gesetz in Konflikt bringen und mich zu Maßregeln zwingen würde, wie ich sie Ihnen bereits andeutete. Sie sind gewarnt — jetzt kommen Sie!"

Sie begaben sich nach dem Speisesaal zurück, wo sie Gertrud im Gespräch mit Boris Merischoff fanden, der sich der jungen Dame selbst vorgestellt hatte.

„Wir haben keinen Augenblick Zeit mehr zu verlieren," rief Merischoff.

„Haben Sie einen Wagen?"

„Ja, aber mit einem Paar elender Klepper."

„Da Fräulein Lassowitsch ohne uns nach Bredow zurückgefahren ist," sagte Gertrud, „so sehe ich nicht ein, warum wir hier noch warten sollen. Ich lade Sie ein, meine Herren, mit uns in unserem Wagen Platz zu nehmen. Er wird Sie jedenfalls schneller nach Bredow führen als jene Mietspferde."

Diese Einladung war durchaus nicht nach dem Geschmack des Leutnants; aber sie war in so bestimmter Form gehalten, daß ihm nichts übrig blieb, als sich zu verbeugen und einige Worte zu murmeln, die man bei gutem Willen als eine Unterstützung der Einladung auffassen konnte.

Sofort wurde nun das Anspannen angeordnet, und wenige Minuten später rollte der Wagen auf der Chaussee nach Bredow dahin. Unterwegs wurde die ganze Angelegenheit seitens des Kriminalkommissars auf Gertruds Wunsch noch einmal gründlich erörtert, und Fritz v. Bredow, der sich hierbei vollständig schweigsam verhielt, konnte nicht umhin, im stillen anzuerkennen, daß in der That die Beweise gegen die, deren Verteidigung und Unterstützung er sich zu seiner Aufgabe gemacht hatte, nahezu erdrückend genannt werden mußten.

Erst dann brach er sein Schweigen, als auf die Aeuße-

rung Kasparys, daß er noch nicht recht wisse, wie er Wesner von seiner Ankunft benachrichtigen solle, ohne Verdacht zu erregen, Gertrud sich erbot, Wesner zu seinem Vorgesetzten zu senden.

„Du möchtest dir wohl auch einen Orden verdienen," sagte er spöttisch, „indem du der Polizei Botendienste leistest?"

Kaspary wollte ihm antworten, aber Gertrud kam ihm zuvor.

„Es ist jedenfalls richtiger," erwiderte sie ruhig, aber scharf, „denen Unterstützung zu gewähren, welche Verbrecher zur Verantwortung ziehen, als diesen Verbrechern selbst."

„Deren Verbrechen denn doch erst noch des Beweises bedarf. Und bis dieser erbracht ist, thätest du besser —"

„Ich danke dir für deine gute Absicht, Vetter," unterbrach sie ihn, „muß dich aber bitten, in Bezug auf mein Benehmen die gleiche Zurückhaltung zu beobachten, wie ich diese bisher bezüglich des deinigen geübt habe."

Darauf ließ sich nicht gut etwas erwidern. Finsteren Blickes sah er zu, wie sie ausstieg und durch das Dorf ging, nachdem verabredet worden war, daß man sich an der hinteren Parkpforte wieder treffen wolle.

Seine Mahnung an Gertrud hatte nicht das Motiv, der Russin einen Dienst zu leisten. Sein Vertrauen zu dieser war doch tiefer erschüttert worden, als er in einem gewissen Trotz merken lassen wollte. Aber während der Fahrt hatte er Gertrud gegenüber gesessen und oft und lange seinen Blick auf ihr hübsches, jetzt schmaler und ernster noch als sonst gewordenes Gesichtchen geheftet. Er fühlte, daß er ihr Kummer verursacht habe, und empfand Reue darüber. Verglich er dann wieder ihr ruhiges, klares und doch nie die Grenzen echter Weiblichkeit überschreitendes Wesen mit dem oft von einem Extrem zum

anderen überſpringenden und nur zu oft ſich über die Vorſchriften der Konvenienz hinwegſetzenden Gebaren der Ruſſin, ſo mußte, das konnte er ſich keinen Augenblick verhehlen, dieſer Vergleich entſchieden zu Gunſten Gertruds ausfallen. Er wäre auch kaum jemals ſo tief in die Netze der ſchönen Fremden geraten, wenn ihn nicht die Eitelkeit und dann die Eiferſucht auf Kaspary weiter getrieben hätte, als er ohne eine ſolche Regung gegangen wäre.

Und nun — es war eigentümlich — nun war es wieder Eiferſucht, die ihn zu Gertrud zurückführen zu wollen ſchien. Boris Meriſchoff, der in den Kreiſen der großen Geſellſchaft wohl ſelten oder nie auf eine Erſcheinung geſtoßen war, die mit derjenigen Gertruds Aehnlichkeit hatte, und auf den das einfache, ſichere Weſen des jungen Mädchens wohl gerade um des Kontraſtes willen eine beſondere Anziehungskraft ausübte, begegnete Gertrud, ohne ihr gerade den Hof zu machen, mit ganz beſonders zuvorkommender Artigkeit, die Fritz um ſo unangenehmer empfand, als er ſich bereits daran gewöhnt hatte, Gertrud gewiſſermaßen als ſein Eigentum zu betrachten. Ehrlich, wie er war, mußte er ſich eingeſtehen, daß er in der letzten Zeit ſehr wenig dazu gethan hatte, ſich dasſelbe zu erhalten, und daß, wenn er jetzt die Gefahr eines Verluſtes vor Augen ſah, dieſer nur eine wohlverdiente Strafe für ſeine Flatterhaftigkeit geweſen wäre.

Dieſe Erkenntnis wirkte in ganz beſonders hohem Grade verſtimmend auf ihn. —

Es dauerte nicht lange, bis Wesner erſchien. „Sie hat Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt," verſicherte er, „um von Mieſko die Papiere zu erlangen. Aber er blieb feſt. Die Furcht vor dem Gefängnis war zu groß. Erſt als Petrowitſch, den ſie als Wache vor der Thür

aufgestellt hatte, hereinkam und einige Worte auf russisch zu ihr sagte, wahrscheinlich die Meldung, daß Fräulein Gertrud sich nahe, verließ sie ihn mit der Drohung, daß er seine Hartnäckigkeit schwer zu bereuen haben werde. Sie wolle die Papiere haben und sie werde sie erlangen, koste es, was es wolle."

„Da können wir uns allerdings auf einen weiteren Gewaltstreich gefaßt machen," sagte Kaspary nachdenklich. „Ihnen genügt auch das noch nicht, Herr Leutnant?"

„Nein. Ich sehe darin nichts als den Ausdruck ihres heißen Wunsches, in den Besitz der Papiere zu gelangen, und dieser Wunsch hat allerdings nach dem, was sie mir anvertraute, seine Berechtigung."

Er legte besonderes Gewicht auf das Wort „anvertraute"; er schien damit sagen zu wollen, daß jede Mühe, ihn zu Eröffnungen über den Inhalt des ihm Anvertrauten zu veranlassen, vergeblich sein werde.

Kaspary zuckte die Achseln und wandte sich zu Boris Merischoff, der ihm die Frage vorlegte, ob es nicht ratsamer erscheine, Fräulein Gertrud ein Stück entgegenzugehen. „Voraussichtlich hat Mieszko ihr die Papiere gegeben, und ich halte Olga Tanoff zu allem fähig," fügte er hinzu.

„Jetzt, wo es noch hell ist, wird sie schwerlich etwas unternehmen," antwortete Kaspary. „Später allerdings, wenn es dunkel geworden sein wird, möchte ich Fräulein Gertrud nicht raten, mit den Papieren in der Hand den Weg allein zu machen. Doch da kommt sie schon."

In der That erschien Gertrud an der Biegung des Weges, die er bei seinem Eintritt in den Wald bildete. „Ich habe die Papiere," rief sie, als sie noch eine Strecke entfernt waren. „Verbergen Sie sich rasch, meine Herren; Petrowitsch folgt mir, es ist wohl nicht nötig, daß er Sie sieht."

Rasch gehorchten die vier Männer, ihr Versteck hinter einem am Wege stehenden großen Haufen geschlagenen Holzes suchend, und Gertrud schritt nun langsamer der Parkpforte zu.

Noch hatte sie indessen dieselbe nicht erreicht, als die Russin, mit eiligen Schritten, von Petrowitsch gefolgt, um die Ecke des Weges biegend, ihren Namen rief. Sie blieb stehen und erwartete die Herankommende.

„Sie haben von Miesko Papiere erhalten," begann jene mit seltsam metallisch klingender Stimme, „welche für mich von höchster Wichtigkeit sind. Wollen Sie mir dieselben geben?"

„Das darf ich nicht. Ich habe sie bereits dem Kriminalkommissar zugesagt."

„Nur auf wenige Stunden."

„Ich darf es nicht."

„Fräulein Gertrud, Sie wissen nicht, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie mir diese Papiere verweigern, die ich haben will und haben muß. Noch einmal, wollen Sie mir dieselben gutwillig geben?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß dies unmöglich ist."

„So geschehe, was geschehen muß." Mit diesen Worten warf sie sich auf Gertrud, diese mit ihren Armen fest umschlingend, während Petrowitsch dem jungen Mädchen einen bereit gehaltenen Knebel in den Mund steckte und sie dann mit großer Gewandtheit an Händen und Füßen fesselte.

Boris Merischoff und Fritz v. Bredow wollten aufspringen, Gertrud zu Hilfe zu eilen, aber mit einer Kraft, die niemand in dem schlanken Körper Kasparys gesucht hätte, hielt dieser sie zurück.

„Einen Moment noch," flüsterte er ihnen leise zu.

„Sie haben sich von Anfang an als meine Feindin gezeigt," sprach jetzt die Russin, nach der Anstrengung

des kurzen Kampfes ſtoßweiſe Atem holend, „und ich hätte nicht übel Luſt, Sie unſchädlich zu machen. Aber ich will nicht unnötig meine Hand mit Blut beflecken. Zuerſt ſollen Sie Zeugin ſein, wie ich dieſe Papiere, um die Herr Kaspary wohl ein Jahr ſeines Lebens geben würde, vernichte.“

Sie zog die Schriftſtücke einzeln aus der Umhüllung und reichte ſie, nachdem ſie dieſelben geprüft, dem Diener, der ſie verbrannte und die Aſche ſorgfältig zerdrückte.

Fragend ſchaute Wesner ſeinen Chef an; er konnte ſich deſſen Paſſivität bei der Vernichtung der in ſeinen Augen ſo koſtbaren Papiere nicht erklären. Aber Kaspary gebot ihm durch einen Wink, ſich ruhig zu verhalten.

Als das letzte Stückchen Papier verglimmt war, wandte ſich Olga Tanoff wieder zu Gertrud.

„Wir müſſen uns jetzt davor ſichern,“ ſagte ſie in kaltem, mitleidsloſem Tone, „daß Ihre Zunge nicht zu früh ausplaudere, was geſchehen iſt. Erſt dann, wenn wir in Sicherheit ſind, darf man es erfahren. Ich würde Sie am liebſten in eine ſehr gut eingerichtete Penſion bringen, in der Sie einer anderen jungen Dame, die es wagte, ſich meinem Willen zu widerſetzen, Geſellſchaft leiſten könnten. Allein der Transport dahin iſt zu umſtändlich. Sie werden deshalb aus dieſem kleinen Fläſchchen eine Portion Morphium zu ſich nehmen, welche genügen wird, Sie für einige Zeit in einen Schlummer zu bringen, den keine ärztliche Kunſt zu unterbrechen im ſtande iſt. Erſt wenn wir in Sicherheit ſind, dürfen Sie erwachen. Wollen Sie gutwillig ſich fügen?“

Gertrud ſchüttelte verneinend das Haupt.

„Gut, ſo werde ich Sie dazu zwingen,“ fuhr Olga Tanoff in gleichem Tone fort, ſich zu ihr niederkauernd. „Nimm ihr vorſichtig den Knebel aus dem Mund, Petrowitſch. Ich gieße ihr dann das Morphium ein, und ſo-

bald dies geschehen, bringst du den Knebel wieder an Ort und Stelle."

Petrowitsch gehorchte. Kaum aber hatte er sich an Gertruds Seite niedergelassen, als er sich von Kaspary, der mit einem wahren Tigersprunge sich auf ihn gestürzt hatte, gepackt und wie mit eisernen Klammern festgehalten fühlte. Zu gleicher Zeit warf Wesner Olga Tanoff zu Boden und hielt sie fest, während Boris Merischoff und Fritz Gertrud von Banden und Knebel befreiten.

„Sie glaubten Ihr Spiel bereits gewonnen," wandte Kaspary sich, nachdem er Petrowitsch gefesselt, an Olga, „aber Sie haben sich getäuscht. Sie sind entlarvt und werden die verdiente Strafe für Ihre Verbrechen erhalten."

„Sei es drum," gab sie mit haßfunkelnden Augen zur Antwort. „Aber jene Papiere, unter denen ein Bericht Merischoffs sich befand, der den hervorragendsten meiner Genossen Leben oder Freiheit kosten müßte, ist für immer vernichtet. Ich habe mein Ziel erreicht."

„Sie irren. Sehen Sie hier die Photographien jener Papiere, die sich bereits gestern morgen in meinen Händen befanden."

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Olga auf die photographischen Abzüge, die er ihr entgegenhielt, dann mit einer Kraft, deren niemand ein Weib für fähig gehalten hätte, den sie umschlingenden Armen Wesners sich entreißend, leerte sie, ehe jemand sie daran hindern konnte, mit einem Zuge das Fläschchen Morphium, das sie krampfhaft in der Hand gehalten hatte, und sank tot zu Boden.

Erschüttert standen alle; Gertrud konnte ihren Thränen nicht wehren. Fritz trat zu ihr, nachdem er Kaspary die Hand gedrückt, eine stumme Bitte um Verzeihung, die der Kriminalkommissar ihm gern gewährte.

Der sonst in seinem Benehmen so sichere junge Offizier fühlte jetzt Gertrud gegenüber eine eigentümliche Be-

fangenheit, die erſt ſchwand, als Gertrud auf ſeine vage hingeworfene Bemerkung: „Es iſt doch eine furchtbare Tragödie, die ſich da abgeſpielt hat," in herzlichem Tone mit einem Hinweis darauf, daß er wohl am meiſten verloren habe, antwortete.

Er proteſtierte lebhaft und führte die heftig bebende Gertrud von dem Schauplatze der Kataſtrophe fort. „Du faſſeſt die Sache falſch auf," ſagte er. „Gewiß habe ich für ... für die Ruſſin ein lebhaftes Intereſſe empfunden, das ihr eigenartiges Weſen wohl in jedem jungen Manne erwecken mußte, aber auch nicht mehr."

Gertrud ſchwieg.

„Du glaubſt mir nicht?" fuhr er fort. „Gertrud, ſeit meinen Knabenjahren habe ich nie aufgehört, eine warme, innige Zuneigung zu dir zu empfinden, und es ſchien mir auch, als ob ..."

„Als ob ich deine Freundſchaft erwiderte?" unterbrach ſie ihn. „Gewiß war dies der Fall. Es wäre ja unnatürlich geweſen, hätte ich es nicht gethan."

Er biß ſich auf die Lippen und ſchwieg einen Augenblick. Dann aber rief er, unfähig, ſich länger zurückzuhalten: „Freundſchaft! Warum dieſe Maske, Gertrud?"

„Eine Maske?"

„Du weißt, daß meine Gefühle gegen dich andere ſind als nur rein freundſchaftliche. Allerdings," ſetzte er bitter hinzu, „haſt du mir nie Gelegenheit gegeben, zu erfahren, ob du dieſe Gefühle erwiderſt."

„Sollte ich mich dir aufdrängen, während du jener — Fremden nachlieſeſt?"

„Gertrud! Nicht dieſen Ton!" bat er innig. „Sieh, durch jene iſt mir ja ſelbſt erſt recht zum Bewußtſein gekommen, wie hoch du ſtehſt, wie ſehr mein wahres Glück mit dir verbunden iſt. Willſt du mir nicht eine flüchtige Verirrung verzeihen?"

Sie ſchwieg, augenſcheinlich bewegt.

„Gertrud, ich habe dich ja ſo lieb, ſo lieb," bat er.

„Ich will dir Glauben ſchenken," ſprach ſie, ſeine angſtvolle Spannung gewahrend, mit leiſer Stimme, „wenn du mir eines verſprichſt."

„Alles!"

„Nur eines: deinem guten, alten Vater nicht wieder durch leichtſinniges Leben Kummer zu bereiten."

„Das verſpreche ich von ganzem Herzen," rief er ungeſtüm. „Und nun iſt wieder alles zwiſchen uns wie früher, nicht wahr?"

Sie ſchlug ihre treuen Augen mit einem Blick zu ihm auf, der ihm mehr verriet, als Worte es hätten thun können.

— — — — — — — — — — — —

Kaspary und Wesner hatten die Leiche Olga Tanoffs unter einem Baum ins Gras gebettet. Kaspary blieb mit dem gefeſſelten Petrowitſch bei der Toten zurück, während Wesner ins Schloß eilte, um die Anzeige zu machen und Hilfe zu holen. Dann begann der Transport nach dem Schloſſe.

Auch der herbeigerufene Arzt konnte nichts thun, als den eingetretenen Tod beſtätigen. Die kühne Verbrecherin hatte ſich ſelbſt gerichtet.

Peter Petrowitſch, ihr ergebenes Werkzeug, wurde zu mehrjährigem Zuchthaus verurteilt und dann nach Rußland ausgeliefert.

Ende.

Der Doppelgänger.

Historische Novellette von **Ludw. Sallentien-Wewer.**

Mit Illustrationen von A. Wals.

1.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Maitage des Jahres 1858. Vor dem Hauptportal des Pariser Tuilerienpalastes, in dem seit sechs Jahren wieder ein Kaiser, Napoleon III., residierte, fuhr ein eleganter Wagen vor. Die Posten zu beiden Seiten des Eingangs präsentierten vor dem Aussteigenden, der große Staatsuniform trug. Es war der Minister des Auswärtigen, Graf Walewski.

Der Graf hatte offenbar dem Kaiser einen wichtigen Vortrag zu halten, denn seine Aktenmappe, die er mit sich aus dem Wagen nahm, war sehr umfangreich. Die französische Politik befand sich an einem wichtigen Wendepunkte. Im Januar hatte das fürchterliche Orsinische Attentat gegen Napoleon III. stattgefunden, und zahlreiche Briefe von Italienern bedrohten den Monarchen, dessen Umgebung für sein Leben zitterte. Der Neffe des großen Korsen hatte den Italienern, als er noch als Flüchtling in Rom lebte und aus politischen Gründen dem Geheimbunde der Carbonari beigetreten war, die Befreiung von

der Fremdherrschaft versprochen. Als Napoleon nun Kaiser geworden war, verlangten die Verschworenen, daß er sein Wort halte und seine Macht zur Befreiung Italiens einsetze. Als er sich dazu nicht geneigt zeigte, verurteilten sie ihn zum Tode, und die furchtbaren Attentate, die der Italiener Pianori im Jahre 1855 und nun vor wenigen Monaten Orsini gegen ihn in Scene gesetzt hatten, bewiesen, daß es den Verschworenen sehr ernst mit ihrem Todesurteile sei.

Napoleon III. faßte jetzt den Entschluß, sein Wort einzulösen. Er hatte mit dem piemontesischen Premierminister Grafen Cavour eine heimliche Begegnung in Plombières gehabt und es dann öffentlich ausgesprochen: „Frankreichs heiligste Aufgabe sei, die unterdrückten Völker von ihrem Joche zu befreien.“ Man konnte somit vorhersehen, daß in nächster Zeit etwas Wichtiges geschehen werde, und daß wahrscheinlich der Krieg mit Oesterreich unvermeidlich sei.

Graf Walewski stieg mit seiner Mappe die Treppe empor, die zu den im ersten Stock gelegenen Zimmern des Kaisers und der Kaiserin führte. Er gelangte bis in das Vorzimmer des Kaisers und traf hier dessen Halbbruder, den Herzog von Morny, des damaligen Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers. Außer diesem Würdenträger befand sich hier der Kammerdiener Napoleons, der ganz blaß aussah. Morny trat rasch auf den Grafen Walewski zu und zog ihn in eine der Fensternischen, die nach der Rue de Rivoli hinausführten.

„Hören Sie nur!“ sagte er halblaut, nach dem Arbeitszimmer des Kaisers deutend.

Man hörte heftige Stimmen. Walewski erkannte die erregte, schreiende Stimme der Kaiserin Eugenie und die ebenfalls erregte Stimme des Kaisers. Es fand wieder einmal eine der heftigen Scenen statt, die Eugenie in

ihrer Rücksichtslosigkeit dem Kaiser stets bereitete, wenn nicht alles nach ihrem Willen ging und ihre übergroße Herrschsucht irgend welchen Widerstand fand.

Trotzdem man durch zwei Thüren von dem streitenden Ehepaar getrennt war, hörte man doch die kreischende Stimme Eugeniens, die in solchen Augenblicken ganz ihre kaiserliche Würde vergaß und nur die leidenschaftliche Spanierin war, die in Momenten der Erregung auf gar nichts Rücksicht nimmt. Sie erreichte damit stets, was sie bezweckte, denn der Kaiser haßte alle häuslichen Scenen, weil er dadurch lächerlich zu werden fürchtete. Wer bei den Franzosen aber lächerlich wird, ist verloren. Das Ende solcher heftigen Scenen war daher immer, daß Napoleon klein beigab und Eugenie ihren Willen behielt, wenn er auch noch so thöricht und nach der Ueberzeugung des Kaisers sogar verderblich war.

„So geht es schon seit einer halben Stunde," erklärte der Herzog von Morny. „Ich bin zum Vortrag befohlen, und es handelt sich um eine wichtige Sache, aber ich muß natürlich warten, ebenso wie Sie warten müssen. Der Kaiser wird wieder eine seiner schweren Aufregungen erleiden, die seiner Gesundheit stets so sehr schaden."

„Was ist denn geschehen?" fragte Graf Walewski. „Wieder eine Eifersuchtsscene?"

„Nein," entgegnete der Herzog. „Ich glaube, es handelt sich um den amerikanischen Geisterbeschwörer Home. Der Kammerdiener machte mir einige Andeutungen. Sie sind wohl besser in der Angelegenheit unterrichtet, lieber Graf, als ich, der ich bis vor wenigen Wochen in Petersburg war."

„Dieser Schwindler!" entgegnete Walewski. „Es ist ein Skandal, der nunmehr länger als anderthalb Jahre dauert. Dieser Home ist ein Hochstapler, der allerdings sehr gewitzigt ist. Vor ungefähr achtzehn Monaten ist er

zum erstenmal hier in Paris aufgetaucht und hat seine spiritistischen Sitzungen abgehalten. Die Kaiserin hörte davon und interessierte sich alsbald für den Schwindel, denn sie ist, wie Sie ja wissen, sehr abergläubisch. Sie veranlaßte es, daß eine „Séance" bei Hofe stattfand. Ich habe nicht daran teilgenommen. Es waren nur wenige Personen aus dem intimsten Kreise der Kaiserin, zu dem wir ja beide, Herr Vetter, nicht gehören, zugelassen. Unter anderen war auch der gerade zu Besuch anwesende König Max von Bayern dabei. Der amerikanische Schwindler hat nun derartig unheimlichen Spuk gemacht, daß der König von Bayern sich vor Schreck wiederholt bekreuzte und die Kaiserin in Ohnmacht fiel.*) Der Kaiser durchschaute schon damals, daß es sich um einen Schwindel handle; er sprach in den nächsten Tagen mit mir über die Angelegenheit und meinte, daß der Amerikaner seine Füße durch besondere Uebung ebenso zu gebrauchen verstehe wie seine Hände; daß er in der Dunkelheit sich seiner Schuhe entledige und dann mit Hilfe der Füße ganz unheimliche Kunststücke verübe. Schon damals wollte er den Amerikaner mit einer größeren Geldsumme vom Hofe fortschmeicheln, aber die Kaiserin widersetzte sich auf das entschiedenste. Bald darauf hat Home der Kaiserin ein weiteres Kunststück vorgemacht, und zwar im Eisenbahnzuge auf der Fahrt von Compiègne nach Paris. Er ließ im verdunkelten Salonwagen sämtliche Möbel: Sessel, Polster, Tische einen derart infernalischen Tanz aufführen, daß der dreijährige kaiserliche Prinz in Krämpfe verfiel.*) Sie wissen, wie das Kind dem Kaiser an das Herz gewachsen ist. Damals setzte er alles daran, den Amerikaner zu entfernen, aber er mußte wieder vor den Wutanfällen der Kaiserin nachgeben."

*) Historisch.

Walewski schwieg, und was er und Morny in diesem Augenblicke von der Kaiserin dachten, war gewiß nichts Liebenswürdiges. Die männlichen Verwandten Napoleons waren alle Gegner der Spanierin, weil sie wußten, daß sie ein Unglück für die Dynastie war und einen unheilvollen Einfluß auf Napoleon ausübte. Sie zeigten diese Abneigung nicht so deutlich wie Prinz Napoleon, der „rote Prinz" genannt, der ein offener, erbitterter Feind der Kaiserin war. Aber gerade weil Walewski und Morny aufrichtige Anhänger und Freunde Napoleons III. waren, haßten sie heimlich Eugenie, die sie als seinen „bösen Genius" bezeichneten.

„Und was ist heute geschehen?" fragte Walewski.

„Bertrand, der Kammerdiener, hat mir Andeutungen gemacht. Sehen Sie doch, wie dem armen Kerl die Thränen über das Gesicht laufen, er ängstigt sich um die Gesundheit seines Herrn. Gestern abend hat wieder eine Geistersitzung stattgefunden, und der Kaiser hat sich leider von der Kaiserin verleiten lassen, daran teilzunehmen. Der Amerikaner beging die Taktlosigkeit, die angeblichen Geister auf eine Tafel schreiben zu lassen: „Der Kaiser der Franzosen soll Oesterreich den Krieg erklären und Italien befreien."*) Diese Dreistigkeit hat den Kaiser außerordentlich verstimmt. Noch gestern abend ließ er die Kaiserin bitten, den Gaukler sofort und für immer zu entlassen. Das hat die Kaiserin, deren Schützling Home nun einmal ist, sehr übelgenommen. Daher die Scene da drinnen, die nun endlich beendet scheint. Es ist ruhig geworden. Bertrand, wollen Sie nicht einmal nachsehen?"

Der Herzog wies auf das Arbeitszimmer des Kaisers, und Bertrand öffnete vorsichtig die Thür und schlich auf

*) Wörtlich wahr.

den Zehenspitzen in das Gemach, das sich zwischen dem Vorzimmer und dem Arbeitskabinett befand.

„Die Kaiserin hat entschieden ihren Willen durchgesetzt," sagte Walewski, seine Stimme bis zum leisesten Flüstern dämpfend. „Welch eine Frechheit von dem Amerikaner, sich in die Politik zu mischen! Wir beide wissen ja, was im Gange ist. Wenn der Kaiser jetzt seine langgehegten Pläne ausführt, so heißt es, er habe nach den Befehlen des Schwindlers gehandelt und mache seine Politik von solchen Leuten abhängig. Welch ein Skandal, wenn die Oppositionspresse, wenn das Ausland davon erfährt! Nein, nein, dieser Amerikaner muß unbedingt fort."

„Das glauben Sie selbst nicht. Die Kaiserin beschützt ihn, und Sie kennen ihren Eigensinn. Es giebt keine Macht der Welt, die sie veranlassen könnte, ihren Eigensinn aufzugeben. Wenn der Schwindler nicht selbst geht, ist er nicht los zu werden, und daß er von selbst geht, ist wohl nicht anzunehmen. Er genießt doch hier zu große Vorteile."

Bertrand erschien und winkte dem Herzog von Morny, in das Arbeitskabinett des Kaisers einzutreten.

Napoleon III. saß leichenhaft blaß in einem Sessel. Er machte beim Eintritt Mornys einen Versuch, sich zu erheben, aber sein Körper versagte ihm den Dienst. Er hatte augenscheinlich einen seiner nervösen Anfälle, die sich in stundenlanger Apathie äußerten.

Erschreckt trat der Herzog an den Sessel des Monarchen und sagte, alle Etikette beiseite setzend, zu seinem Halbbruder: „Louis, du befindest dich schlecht! Soll ich nach den Aerzten schicken?"

„Laß nur, laß nur! Ich danke dir," entgegnete Napoleon matt, seine halbgeschlossenen Augenlider ein wenig öffnend. „Es hat wieder eine Scene gegeben, und ich bin schwach gewesen."

Der Kaiser sagte die Worte mit Müdigkeit in der Stimme und mit unzweifelhafter Resignation.

Morny war entrüstet. „Gegen solche Weiberlaunen

müßte doch schließlich Gewalt helfen," meinte er.

Der Kaiser sah seinen Halbbruder fast erschreckt an. „Gewalt?" sagte er. „Du kennst sie nicht. Wenn ich versuchte, gegen sie Gewalt anzuwenden, sie wäre im

ſtande, das Fenſter aufzureißen und auf die Straße hinunter um Hilfe zu rufen.“ *)

Der Kaiſer ſchwieg. Nach einer kurzen Pauſe winkte er dem Herzog, mit ſeinem Vortrage zu beginnen.

2.

Es war am Tage nach der Unterredung, die Graf Walewski mit dem Herzog von Morny im Vorzimmer des Kaiſers gehabt hatte. Der Graf ſaß in ſeinem Arbeitszimmer im Miniſterium des Auswärtigen Amtes, als ihm der Beſuch der Gräfin Villamarina di Moreno gemeldet wurde.

Die Gräfin war dem Miniſter nicht bekannt, er ließ daher bei ihr anfragen, welcher Veranlaſſung er die Ehre ihres Beſuches zu verdanken habe, und erhielt die Mitteilung, daß die Dame auf Veranlaſſung des Kaiſers komme.

Sie wurde nun natürlich ſofort vorgelaſſen. Als die Gräfin, die ſchon ſchneeweißes Haar hatte, in den Salon des Grafen trat, bat er ſie, Platz zu nehmen und ihm mitzuteilen, womit er ihr dienen könne.

„Ich komme in der Angelegenheit meines unglücklichen Neffen, des Marcheſe Ormonte,“ erklärte ſie. „Der Kaiſer hat mir geſagt, ich ſolle mich an das Miniſterium des Auswärtigen wenden, und ich glaube daraus ſchließen zu dürfen, daß er meinen unglücklichen Neffen begnadigt hat. Herr Graf, mein Neffe iſt unſchuldig. Er hat vielleicht leichtfertig gehandelt, aber er iſt nicht ſchlecht. Er iſt kein Feind des Kaiſers. Niemals wäre es ihm eingefallen, etwas gegen dieſen zu unternehmen. Es muß ſich um einen Irrtum handeln.“

„Das iſt nicht der Fall,“ entgegnete Graf Walewski. „Wir haben die ſicherſten Beweiſe, daß er ſich an einer

*) Napoleons eigene Worte.

Verschwörung gegen das Leben des Kaisers beteiligt hat. Wir haben in seiner Pariser Wohnung Papiere gefunden, aus denen klar hervorgeht, daß er mit Leuten in Verbindung steht, die an der Verschwörung des Orsini teilgenommen haben. Er ist sehr stark kompromittiert, und die Sicherheit des Kaisers erfordert die strengsten Maßregeln gegen alle Verschwörer."

„Seine Majestät sagten mir gestern abend aber doch, ich solle mich an Sie wenden," wiederholte die Gräfin.

„Gestern abend?" fragte Walewski erstaunt. „Haben Sie Seine Majestät gestern abend gesehen und gesprochen?"

„Ja, gestern abend gegen zehn Uhr."

„Aber das ist ganz und gar unmöglich," entgegnete der Minister. „Seine Majestät hat gestern abend die Tuilerien nicht verlassen, und auch dort können Sie den Kaiser um jene Zeit nicht gesprochen haben, denn wir Minister hatten eine Sitzung bei ihm, die von neun bis elf Uhr abends währte."

„Und doch habe ich den Kaiser um jene Zeit gesprochen," entgegnete erregt die Gräfin. „Es war im Palais Royal. Ich hatte durch eine Empfehlung gestern abend eine Audienz beim Prinzen Napoleon, der ja dort residiert. Ich sprach den Prinzen nur wenige Minuten. Er sagte mir, er könne in der Angelegenheit meines Neffen nichts thun und seine Fürsprache werde höchstens schaden. Ich ging verzweifelt vom Prinzen hinweg, denn seine Fürsprache war meine letzte Hoffnung gewesen. Als ich die Treppe herunterkam, sah ich unten im Vestibül den Kaiser, der gerade das Palais betreten hatte. Ich warf mich ihm zu Füßen und bat für meinen Neffen um Gnade. Der Kaiser sagte mir bloß, ich solle mich an das Ministerium des Auswärtigen wenden, dann schritt er an mir vorüber die Treppe empor."

„Und das soll gestern abend geschehen sein?" fragte

Graf Walewski, die Gräfin mit Mißtrauen betrachtend, denn sie schien ihm nicht ganz bei Sinnen zu sein. „Ich versichere Sie, der Kaiser hat gestern abend die Tuilerien nicht verlassen, und um die von Ihnen angegebene Zeit fand ein Ministerrat statt, an dem der Kaiser selbst teilnahm."

Napoleon III. liebte es ja, in einfachem Wagen und ohne alle Begleitung besonders in den Abendstunden Besuche bei Bekannten zu machen, aber Graf Walewski war seiner Sache diesmal sicher: die Person, welche die Gräfin gesprochen hatte, konnte unmöglich der Kaiser gewesen sein.

— — — — — — — — — — — —

Napoleon Joseph Charles Paul, Sohn des ehemaligen Königs von Westfalen Jerome Napoleon, führte offiziell den Namen Prinz Napoleon und wurde vom Volke mit dem Spitznamen Plon-Plon bezeichnet. Im Jahre 1852, als Napoleon III. Kaiser wurde, erhielt Plon-Plon den Titel eines „kaiserlichen Prinzen". Der damals gerade dreißig Jahre alte Vetter des Kaisers suchte etwas darin, sich in Opposition zum Hofe zu setzen. Er war, wie bereits erwähnt, der erbitterte Feind der Kaiserin, und Eingeweihte behaupteten, sein Haß sei aus unerwiderter Liebe entstanden. Er habe die Kaiserin, als sie noch Fräulein v. Montijo war, geliebt und sich bei ihr einen Korb geholt. Gegen den Kaiser machte er als Senator wiederholt durch Reden im Senat Opposition, und so wurde der Prinz allmählich der Mittelpunkt, um den sich die demokratisch gesinnten Bonapartisten scharten.

Der Kaiser hatte das Palais Royal für ihn einrichten lassen, aber die Leute, die hier beim Prinzen verkehrten, waren fast ohne Ausnahme Gegner des Hofes, Feinde der Kaiserin und standen in der Opposition gegen den Kaiser. Dieser ließ seinen Vetter gewähren; so wußte er wenigstens, wer seine Gegner waren. Der Prinz war im

Jahre 1858 noch Junggeselle, und in seinen Gesellschaften ging es sehr frei und ungeniert zu. In seinen Salons versammelten sich jeden Abend Leute, die gewissermaßen zu den Stammgästen des Palais Royal gehörten.

So saßen an dem Abend, an dem auch die Gräfin Villamarina die vergebliche Audienz beim Prinzen hatte, ein Dutzend der vertrautesten Genossen des Prinzen im Salon um den großen Tisch in der Mitte, der mit Drucksachen und Bildern bedeckt war. Alle diese Preßerzeugnisse enthielten scharfe Angriffe gegen den Kaiser, Karikaturen auf die Kaiserin. Der Prinz war nicht im Zimmer, sondern empfing die Gräfin Villamarina in Gegenwart seines Sekretärs in einem anderen Raume. Die Gräfin war ihm sehr warm empfohlen worden, er scheute sich aber doch, die Tante eines Verschwörers am hellen Tage in seinem Hause zu empfangen, deshalb hatte er ihr erst für eine späte Abendstunde die kurze Unterredung bewilligt, bei der der Sekretär als Zeuge zugegen war. Vielleicht fürchtete er auch eine Falle, die ihm auf Veranlassung der Kaiserin gelegt werden sollte.

Der Prinz hatte in wenigen Minuten die Audienz beendet und trat jetzt in den Salon zu den Bekannten zurück. Er saß aber kaum einige Minuten wieder unter ihnen, als der Kammerdiener eintrat und mit verstörtem Gesicht meldete: „Seine Majestät der Kaiser!“

Ein wirklicher Schreck bemächtigte sich aller Anwesenden. Aber bevor sich der einzelne noch über die Bedeutung dieses Besuches klar geworden war, stand der Kaiser, der dem Diener unmittelbar gefolgt war, im Zimmer. Der Prinz war aufgesprungen, um den hohen Gast zu begrüßen.

Der Kaiser reichte ihm die Hand.

„Ich weiß, lieber Vetter, daß sich in Ihrem Hause das Genie und das Talent ein Stelldichein geben, und

wie ich ſehe, haben Sie heute wieder eine Zahl hervorragender Geiſter um ſich verſammelt. Geſtatten Sie mir, einen Augenblick in dieſem intereſſanten Kreiſe zu verweilen. — Meine Herren," wendete ſich der Kaiſer an die Anweſenden, „ich wäre untröſtlich, wenn ich hier irgendwie ſtören ſollte. Ich bitte Sie darum, ſo zu thun, als wäre meine Perſon nicht anweſend. Bitte, fahren Sie in dem gewiß ſehr geiſtvollen Geſpräche fort, in dem ich Sie unterbrochen habe. Ich bitte Sie dringend, über dasſelbe Thema weiterzuſprechen."

Der Kaiſer ließ ſich auf einem Seſſel nieder und betrachtete mit liebenswürdigſtem Lächeln die Geſellſchaft.

Dieſe hatte ſoeben einen ſarkaſtiſchen Witz, den der Prinz über die Kaiſerin gemacht hatte, belächelt, und es war ſelbſtverſtändlich unmöglich, dieſes Thema weiter zu behandeln. Herr v. St. Beuve, der Senator, einer der ſchärfſten Gegner des Kaiſers im Senat, erklärte endlich: „Wir ſprachen von den Frauen im allgemeinen, Majeſtät."

„Ein ſehr intereſſantes Thema, wenn nicht überhaupt das intereſſanteſte," entgegnete der Kaiſer. „Doch ich glaube, Herr Eugen Delacroix, der anweſend iſt und in welchem Frankreich einen Dichter und Maler gleichzeitig beſitzt, iſt eine der kompetenteſten Perſönlichkeiten. Er kennt die Frauen vom Standpunkt des Dichters und des Malers aus."

Delacroix verbeugte ſich geſchmeichelt, aber es war ihm nicht wohl zu Mute. Unmittelbar vor dem Platze des Kaiſers lag nämlich auf dem Tiſche eine äußerſt boshafte Karikatur auf die Kaiſerin von der Hand Delacroix', und offenbar hatte der Kaiſer, der ſo ſcharf beobachtete, dieſes Bild mit der deutlichen großen Unterſchrift des Malers bereits geſehen.

Um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſagte Delacroix: „Wir modernen Künſtler ſind eigentlich

nur Arbeiter, die mit den Ideen anderer arbeiten. Was über die Frauen zu sagen ist, haben Dante, Shakespeare, Milton, Byron schon gesagt, und besser als wir es vermöchten."

„Sie vergaßen Viktor Hugo," bemerkte Theophile Gautier.

Der Kaiser beugte sich zu dem Prinzen hinüber und flüsterte ihm etwas in das Ohr.

„Wie, Sire," sagte der Prinz erstaunt, „Sie kennen Theophile Gautier nicht, unseren berühmten Kunstkritiker und Schriftsteller?"

Der Kaiser lächelte verbindlich. „Persönlich kannte ich den Herrn nicht. Aber ich kenne ihn als Schriftsteller, und gewiß hat er nie einen dankbareren Leser gehabt als mich. Als ich Gefangener auf der Festung Ham war, las ich seine „Reise durch Spanien". Ich war durch diese Lektüre wie befreit. Ich war nicht mehr Gefangener, denn im Geiste war ich in Spanien, ich reiste mit dem Dichter, ich begeisterte mich an seinen herrlichen Schilderungen. Nie wird die Dankbarkeit für den Mann bei mir schwinden, der mir wenigstens für Augenblicke die Freiheit wiedergab."

Der Kaiser hatte mit großer Wärme gesprochen, und Gautier war tief gerührt. Er verbeugte sich wiederholt, und seine ganze Schriftstellereitelkeit war so lebendig, daß er wohl in diesem Augenblicke der begeistertste Anhänger des Kaisers war.

Und nun kam der gefürchtete Moment. Der Kaiser streckte seine Hand nach den auf dem Tische liegenden Bildern und Drucksachen aus.

„In einer solchen Gesellschaft, die dem Gastmahl des Plato gleicht, muß auch das Gedruckte und Gezeichnete interessant sein, mit dem die edelsten Geister sich beschäftigen."

Er ergriff die Karikatur auf die Kaiserin und betrachtete sie. Des Kaisers Gesicht verfinsterte sich. Sein Blick flog drohend über die Gesellschaft, die ausnahmslos mit verlegenen, zum Teil schreckensbleichen Gesichtern dasaß.

Arsène Houssaye, der diese Scene später beschrieben hat, erzählt, daß in diesem Augenblick niemand in dem Kreise zu atmen wagte.

Plötzlich brach Prinz Napoleon in ein respektwidriges, infernalisches Gelächter aus, und als die Anwesenden entsetzt den Prinzen betrachteten, weil sie glaubten, er sei vor Schreck wahnsinnig geworden, erhob sich der vermeintliche Kaiser, nahm Schnurr- und Knebelbart ab, und vor den Erstaunten stand — Vivier, der bekannte Schauspieler, der auf Veranlassung des Prinzen diese Scene gespielt hatte.

Ueber die Gesichter, die jetzt die Gäste machten, wollte sich der Prinz fast tot lachen.

Vivier ähnelte dem Kaiser vollständig in der Figur, in der Sprache, und wenn er den charakteristischen Napoleonsbart anlegte und mit seinem großen schauspielerischen Talent alle Aeußerlichkeiten des Kaisers kopierte, war er ein derartiger Doppelgänger des Kaisers, daß selbst die Kaiserin diesen Mann für ihren Gemahl gehalten hätte. Der „rote Prinz" hatte zufällig von dem Talent Viviers, den Kaiser zu kopieren, gehört und sich nun mit seinen Gästen einen Scherz gemacht, der um so besser gelungen war, als selbst die Dienerschaft nichts von der Verkleidung wußte und den Schauspieler für den Kaiser gehalten hatte.

— — — — — — — — — — — —

Die Pariser Polizei war unter dem dritten Napoleon ebenso vorzüglich eingerichtet wie unter dem ersten. Sie hatte Spione überall, selbstverständlich auch in dem Hause des „roten Prinzen". Am Abend des Tages, an dem die Gräfin Villamarina den Grafen Walewski besucht hatte, wußte dieser bereits, welche komische Scene Prinz Plon-Plon am Abend vorher seinen Gästen durch Vivier bereitet hatte.

Auf eine Anfrage bei der Polizei war in wenigen Stunden prompt diese Auskunft und die Aufklärung über die unerklärliche Begegnung mit dem Kaiser, welche die Gräfin gehabt haben wollte, erfolgt.

3.

Der Amerikaner Home war damals ein Mann in den vierziger Jahren und eine jener hageren, sehnigen Gestalten, die typisch für den amerikanischen Yankee sind. Er hegte nur den einen Wunsch, Geld zu verdienen, und solange er die Freundschaft der Kaiserin genoß, hatte er seinen Wunsch stets erfüllt gesehen, denn sie überhäufte ihn mit kostbaren Geschenken und mit Geldzuwendungen.

Die Kaiserin Eugenie war sonst eine sehr kluge Frau, aber, wie so viele Spanierinnen, äußerst abergläubisch. Sie glaubte an die Wunder des Amerikaners, denn sie sah seine Leistungen, die anscheinend nur durch übernatürliche Kräfte möglich waren. Man darf nicht vergessen, daß man von den spiritistischen Tricks, von den Schwindelmanövern, die bei spiritistischen Sitzungen angewendet werden und die jetzt ziemlich bekannt sind, damals noch nichts wußte. Die Sachen, die Home vorführte, waren durchaus neu, und von der Art und Weise, wie solche Gaukeleien ausgeführt werden, ahnte damals noch niemand in Paris etwas. Wie es sich nachher herausstellte, arbeitete Home mit sehr einfachen Mitteln, eine Entdeckung seiner Schwindeleien war jedoch ausgeschlossen, weil er klug genug war, seine Sitzungen nur in Gegenwart der Kaiserin abzuhalten. Es waren ihm Tausende von Franken dafür geboten worden, wenn er in den vornehmsten Kreisen von Paris seine Geisterbeschwörungen machen wollte. Er hatte aber derartige Angebote stets abgelehnt. Er wußte, daß es ihm die Kaiserin hoch anrechnete, daß er nur in ihrem Dienste stand und für sonst niemand zu haben war. Er wußte auch, daß ihn die Monarchin reichlich durch Geld entschädigte, wenn er derartige verlockende Offerten ausschlug.

Das Wichtigste für ihn war aber wohl, daß er sich durch Sitzungen, bei denen die Kaiserin nicht zugegen war,

der Gefahr einer Entlarvung ausgesetzt haben würde. In Gegenwart der hohen Frau, die gegen ihn nicht das leiseste Mißtrauen hegte, war dagegen eine Entdeckung vollständig ausgeschlossen, denn es ist an einem Hofe unmöglich und undenkbar, daß in Gegenwart des Herrschers oder dessen Gemahlin eine Skandalscene stattfindet. Eine solche wäre aber doch bei einer Entlarvung unvermeidlich gewesen, denn man hätte gegen den Geisterbeschwörer gegebenen Falls sogar Gewalt anwenden müssen. Wenn bei der Kaiserin Sitzungen stattfanden, so waren die wenigen Auserwählten, die daran teilnehmen durften, Gäste der Kaiserin, und es wäre eine unerhörte Majestätsbeleidigung gewesen, hätte ein Gast in ihren Zimmern einen Skandal zu provozieren gewagt. Home war also völlig sicher vor einer Entdeckung.

Wenige Tage nach dem Vorfall im Palais des „roten Prinzen" erhielt der Amerikaner einen Brief des Herzogs von Morny, worin er gebeten wurde, den Minister in einer wichtigen Angelegenheit mit seinem Besuche zu beehren. Der Herzog empfing ihn mit äußerster Freundlichkeit und kam bald auf seine Geisterbeschwörungen zu sprechen.

„Ich muß es Ihnen offen gestehen, mein Herr," sagte er, „daß ich bis vor wenigen Tagen nicht Ihr Anhänger gewesen bin. Ich denke aber jetzt anders darüber, da Sie Beweise geliefert haben, die unumstößlich sind. Ich muß Sie natürlich um Diskretion bitten, trotzdem ich fast annehme, daß das sehr überflüssig ist, denn ich glaube, daß ein Mann, dem die Geister so unterthan sind wie Ihnen, schon im voraus weiß, was ich ihm sagen will."

Home lächelte vielsagend.

„Wahrhaftig, ich glaube, Sie wissen, um was es sich handelt. Nun, wozu die Umschweife, ich spreche zu Ihnen nicht aus eigenem Antriebe, sondern im Auftrage einer anderen Persönlichkeit, der höchsten, die Frankreich hat."

„Im Auftrage des Kaisers," sagte Home, der seine Freude kaum verbergen konnte.

„Sie haben es erraten, oder vielmehr, Sie haben es gewußt. Diese hohe Persönlichkeit haben Sie vor einigen Tagen gelegentlich der Sitzung bei Ihrer Majestät der Kaiserin in Bestürzung versetzt, indem Sie eine politische Anspielung machten, die den geheimsten Gedanken dieser Person vielleicht entsprach. Gestatten Sie, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß das von Ihnen aus politischen Gründen etwas unvorsichtig war und daß, wie Ihnen vielleicht auch bekannt sein wird, die hohe Frau glaubte, Ihnen wegen Ihrer Indiskretion zürnen zu müssen. Doch wie dem auch sei, diese hohe Person ist trotzdem nunmehr von Ihrer Kenntnis bezüglich der Dinge, die uns anderen Sterblichen verborgen sind, überzeugt. Diese hohe Person steht gegenwärtig vor gewichtigen Entscheidungen. Würden Sie sich dazu entschließen, dieser Person in einer Sitzung, die hier bei mir stattfinden soll, einige Fragen zu beantworten, oder vielmehr beantworten zu lassen? Es sollen nur sehr wenige Zeugen, nur Vertraute zugegen sein. Natürlich muß die Sache mit äußerster Diskretion behandelt werden. Die Sitzung soll eben deshalb auch hier und nicht in den Tuilerien stattfinden. Die hohe Person will selbst ganz aus dem Spiele bleiben. Sie verstehen mich. Sie wünscht von Ihnen, daß Sie so thun, als wüßten Sie nicht, wen Sie vor sich haben, als wäre diese Person gar nicht anwesend."

„Ich verstehe," entgegnete Home, „und begreife, daß man diese Diskretion wünscht. Ich bin bereit, alles zu thun, was in meinen Kräften steht. Nur muß ich im voraus bemerken, daß die Geister nicht auf alle Fragen antworten, und daß ich in einer Sitzung stets nur eine bestimmte Anzahl von Fragen stellen darf, da sonst die Geister zornig werden."

„Das ist Ihnen alles anheimgestellt. Ich darf Sie wohl darauf aufmerksam machen, daß der Dank der hohen Person für Ihre Leistungen kaiserlich sein wird. Auch ich werde Ihnen jeden Wunsch erfüllen, den ich überhaupt erfüllen kann."

Home erklärte, er stehe dem Kaiser zu Diensten. Er wußte ja, daß auch in Gegenwart des Monarchen keine Skandalscene stattfinden konnte, und daß sich auch ein Kaiser nicht dazu hergeben wird, selbst den Entlarver zu machen. Die Geldgier ließ den Yankee auch nicht lange überlegen. Den Kaiser zu seinem Anhänger bekommen, hieß für ihn die bisherigen Einnahmen verdoppeln. Napoleon III. zum Anhänger zu haben, das bedeutete für Home die Aussicht auf eine glänzende Zukunft.

Es wurde ein Zimmer in der Wohnung Mornys ausgesucht, das dem Beschwörer geeignet für seine Geister schien, dann wurde ausgemacht, daß außer dem Kaiser und Morny nur noch der Graf Walewski anwesend sein dürfe. Die Sitzung sollte am Abend stattfinden.

— — — — — — — — — — — —

Als Home am Abend pünktlich zur Stunde im Palais des Herzogs erschien, stand der Kaiser bereits am Kamin und beantwortete die tiefe Verbeugung des Amerikaners mit einem Kopfnicken.

Es wurde alles zur Sitzung fertig gemacht. Die Vorbereitungen waren sehr einfache. Home hatte nichts mit sich gebracht als eine Schiefertafel. Er ließ die drei anwesenden Herren diese Tafel betrachten, zum Beweise, daß nichts darauf geschrieben sei. Dann wurde ein kleiner Tisch, der auf vier Beinen stand, in die Mitte des Zimmers gestellt und mit einem Tuche bedeckt, das bis auf den Boden reichte. Hierauf stellte Home hinter den Tisch einen Stuhl für sich und einige Schritte vom Tische entfernt, seinem Platz gerade gegenüber, einen anderen Stuhl.

Durch eine tiefe Verbeugung bat er den in Schweigen verharrenden Kaiser, auf diesem Stuhle Platz zu nehmen. Der Monarch folgte der Einladung, hinter ihm stellten sich Walewski und Morny auf. Letzterer hatte noch eine besondere Aufgabe bei dieser Sitzung, da kein Diener dabei anwesend sein sollte. Zu seiner Rechten standen nämlich auf einem Tischchen zwei große, silberne, fünfarmige Leuchter, auf denen Kerzen brannten, und er hatte es nun übernommen, nach den Zurufen des Amerikaners jedesmal vor diese Leuchter einen Lichtschirm zu schieben, wodurch es halbdunkel im Zimmer wurde, oder den Lichtschirm zu entfernen, so daß es wieder hell ward.

Home nahm hinter dem Tische Platz und legte die Schiefertafel unter den Tisch, wobei er die Decke recht auffällig zurückschlug, damit man sich überzeuge, daß nichts darunter verborgen sei.

Er setzte sich dann zurecht, faltete die Hände, indem er die Ellenbogen auf den Tisch stützte, und sprach dann mit halblauter, eigentümlich klingender Stimme ein englisches Gebet.

„Schirm!“ kommandierte er dann französisch, und Morny schob den Schirm vor die Leuchter. Man sah in dem Halbdunkel deutlich die Gestalt des Amerikaners, man sah seine über dem Tisch befindlichen, gefalteten Hände. Die Gestalt des Kaisers war ganz in Dunkel getaucht.

„Ich bitte zu fragen,“ tönte die Stimme des Amerikaners.

„Soll ich thun, was ich zu thun gedenke?“ vernahm man die Stimme des Kaisers, und da man den Sprechenden nicht sah, so klang sie fast unheimlich.

Tiefe Stille trat in dem Raume ein, in dem die vier Personen sich befanden. Plötzlich hörte man einen sonderbaren Laut. Es war das eigentümliche Knirschen und Kreischen, das ein Griffel verursacht, mit dem man auf einer Schiefertafel schreibt.

Walewski und Morny überlief, wie sie später selbst zugaben, ein Frösteln. Der Laut, den der von unsichtbarer Hand geführte Griffel verursachte, hatte wirklich etwas Unheimliches.

Das Geräusch hörte auf. Wieder trat die unheimliche Stille ein. Dann rief Home: „Licht!" und das Zimmer wurde hell.

Man sah Home noch immer mit gefalteten Händen am Tische sitzen. Er bat den Grafen Walewski, die Tafel unter dem Tische hervorzuholen, da er das selbst nicht thun dürfe.

Auf der Tafel stand in sehr ungelenken Zügen: „Denke an Deinen Schwur!" Diese Handschrift war so absonderlich, wie sie wohl eine Menschenhand für gewöhnlich nicht hervorbringt.

Walewski verlas die Aufschrift, und der Kaiser versank in tiefes Nachdenken, das die Anwesenden nicht zu stören wagten.

Endlich schien Napoleon aus seinem Sinnen zu erwachen. „Wie viele Fragen darf ich stellen?"

„Drei," entgegnete Home.

Er legte wieder wie zuvor die Tafel unter den Tisch, setzte sich zurecht und kommandierte: „Schirm!"

Aus dem Dunkel hörte man die Stimme des Kaisers: „Wird es mir und Frankreich zum Heile gereichen, wenn ich mein Vorhaben ausführe?"

Wieder die Stille, wieder das Knirschen des Griffels.

Plötzlich ein Schreckensschrei.

Home war zu Boden geworfen, der Tisch, auf den er sich gestützt hatte, ebenfalls. Helles Licht beleuchtete das Zimmer. Walewski und Morny stürzten sich auf den wütenden Amerikaner, dessen rechtes Bein Vivier — denn er war natürlich die Person, die Home für den Kaiser gehalten hatte — festhielt.

275478A

Die Thüren des Nebenzimmers wurden aufgerissen, und herein stürmten eine Anzahl Herren, die in dem Nebenzimmer verborgen gewesen waren. Unter ihnen befand sich der Minister des Innern, der Polizeipräfekt von Paris und der Chef der Kriminalpolizei.

Den Eintretenden bot sich ein sonderbarer Anblick. Dem Schauspieler Vivier war sein falscher Bart abgefallen, denn er rang mit dem Schwindler. Dessen Bein war ohne Schuh, der unter dem Tische stand. Der Fuß war mit einem Strumpfe bekleidet, der keine Spitze hatte, so daß die Zehen frei blieben.

Der Kniff des Amerikaners bestand in folgendem: Er zog unter dem Tische den rechten Fuß aus den Salonschuhen, die er trug, und ergriff mit den Zehen einen Griffel, der in dem Schuh lag. Den Griffel mit der großen und der benachbarten Zehe festhaltend, schrieb er alsdann auf die Schiefertafel die angeblichen Antworten der Geister.

Als Home sah, daß der Mann, den er für den Kaiser gehalten, eine fremde Person sei, wußte er sogleich, daß er in eine böse Falle gegangen sei.

Es erfolgte eine kurze Beratung unter den vornehmsten Anwesenden, dann erklärte Graf Walewski dem Amerikaner: „Aus besonderen Rücksichten sollen Sie nicht verhaftet werden, wenn Sie noch heute nacht abreisen. Vorher werden wir aber eine Hausſuchung in Ihrer Wohnung halten. Weigern Sie sich, abzureisen, so werden Sie sofort als Gefangener abgeführt, und ich garantiere Ihnen, wir haben Gefängnisse, aus denen man nicht mehr herauskommt.“

Die Wahl konnte Home natürlich nicht schwer fallen. Zwei Stunden später reiste er, unauffällig von zwei Polizeibeamten in Zivil begleitet, nach Brüssel ab. Man hatte ihn gezwungen, einen Brief an die Kaiserin zu schreiben,

worin er erklärte, in dringenden Familienangelegenheiten sofort abreisen zu müssen. Briefe von der Kaiserin an ihn, die man in seiner Wohnung fand, belegte man mit

Beschlag, ließ ihm aber alle Kostbarkeiten und sein Geld. Am nächsten Tage meldeten die Zeitungen aus Brüssel seine Ankunft. Die Kaiserin, die zuerst argwöhnte, daß Gewalt gegen ihren Schützling angewendet worden sei,

beruhigte sich nunmehr in der Annahme, daß er freiwillig gegangen sei. —

Nach einigen Tagen erst teilten Walewski und Morny dem Kaiser mit, in welcher Weise sie den Schwindler entlarvt und fortgebracht hatten. Napoleon III. ließ einige Tage darauf Vivier zu sich kommen.*)

Er empfing ihn sehr liebenswürdig, veranlaßte ihn, in seiner Maske als Kaiser sich vor ihm zu produzieren, und ergötzte sich sehr an dem gelungenen Spiel seines Doppelgängers.

Den größten Vorteil von diesen Vorgängen aber hatte der verhaftete Marchese Ormonte. Der Kaiser begnadigte ihn und entließ ihn aus dem Gefängnis. Diese wohlberechnete Großmut paßte ganz zu der italienfreundlichen Politik, die Napoleon III. jetzt einschlug und die bekanntlich im nächsten Jahre zum Feldzug gegen Oesterreich führte.

---

*) Siehe das Titelbild.

Aus was besteht der Mensch?

Naturwissenschaftliche Thatsachen über uns selbst.

Von

E. Koller.

Mit 10 Illustrationen.

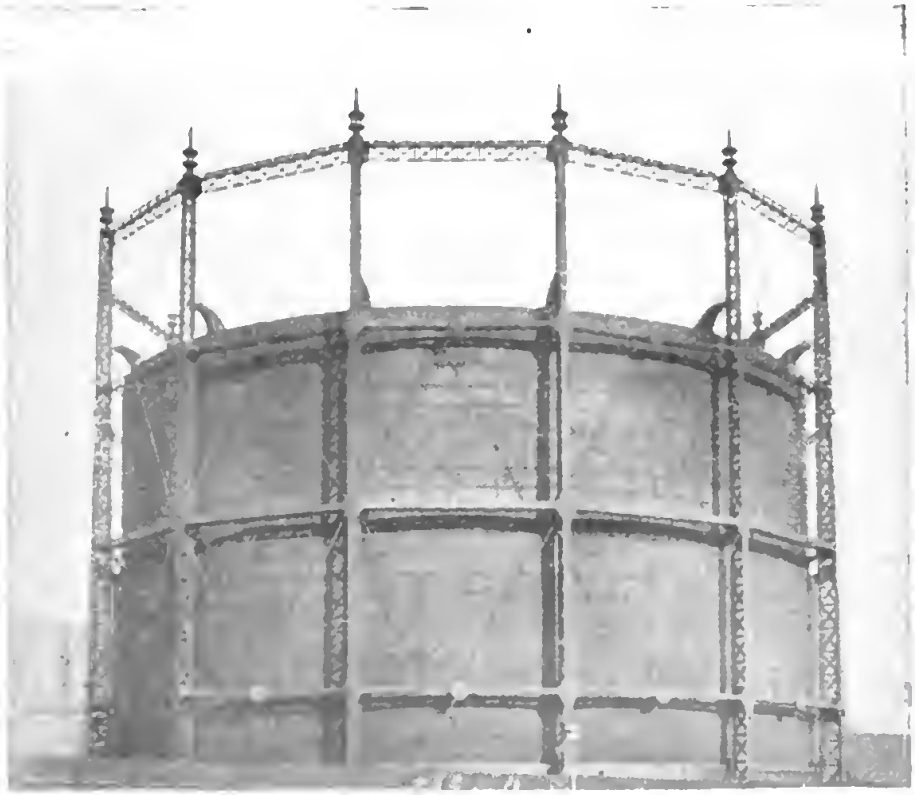
(Nachdruck verboten.)

Das geflügelte Wort: Die Zeiten ändern sich, und wir mit ihnen — läßt sich nicht nur auf die geistigen Eigenschaften und die äußere Erscheinung des Menschen, sondern auch auf dessen gesamten Organismus anwenden, der von der Wiege bis zum Grabe fortwährenden Veränderungen unterworfen ist. In unserem Körper geht ein beständiger Wechsel der zur Lebensthätigkeit erforderlichen Stoffe vor.

Der Hauptvermittler desselben ist das Blut, welches allen Körperteilen ihre Nahrung zuführt und die unbrauchbar gewordenen oder überschüssigen Produkte wieder fortschwemmt, um sie den Ausscheidungsorganen zu übermitteln. Diesen Vorgang nennt man bekanntlich den Stoffwechsel.

Zur Ermöglichung eines guten Stoffwechsels muß dem

Körper die richtige, aus Waſſer, Salzen, Eiweiß, Kohlehydraten (Stärke, Zucker) und Fetten beſtehende Nahrung zugeführt werden. Aus der eingeführten Nahrung verwendet der Organismus alle Beſtandteile, deren er zu ſeinem Aufbau, ſeiner Erhaltung und ſeinen Lebensäußerungen bedarf. Der Verlauf und die Wirkungen



Die im menſchlichen Körper enthaltenen Gaſe würden einen Gaſometer von 3649 Kubikfuß Rauminhalt füllen.

dieſer organiſchen Thätigkeit ſind von Anatomen, Phyſiologen und Chemikern zum Gegenſtand zahlreicher und eingehender Forſchungen gemacht worden, welche dem Engländer T. F. Manning als Grundlage zu einer eigenartigen Unterſuchung gedient haben, deren überraſchende Ergebniſſe wir unſeren Leſern vorführen wollen.

Wenn wir uns nämlich fragen: Aus was beſteht der

Menſch? und die durch den organiſchen Stoffwechſel erzeugten lebendigen Verbindungen auf ihre unorganiſchen Grundelemente reduzieren, ſo erfahren wir, daß der menſchliche Körper aus folgenden 14 Elementen zuſammengeſetzt iſt: Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff, Chlor, Fluor, Kohlenſtoff, Calcium, Phosphor, Eiſen, Schwefel, Natrium, Kalium, Silicium und Magneſium.

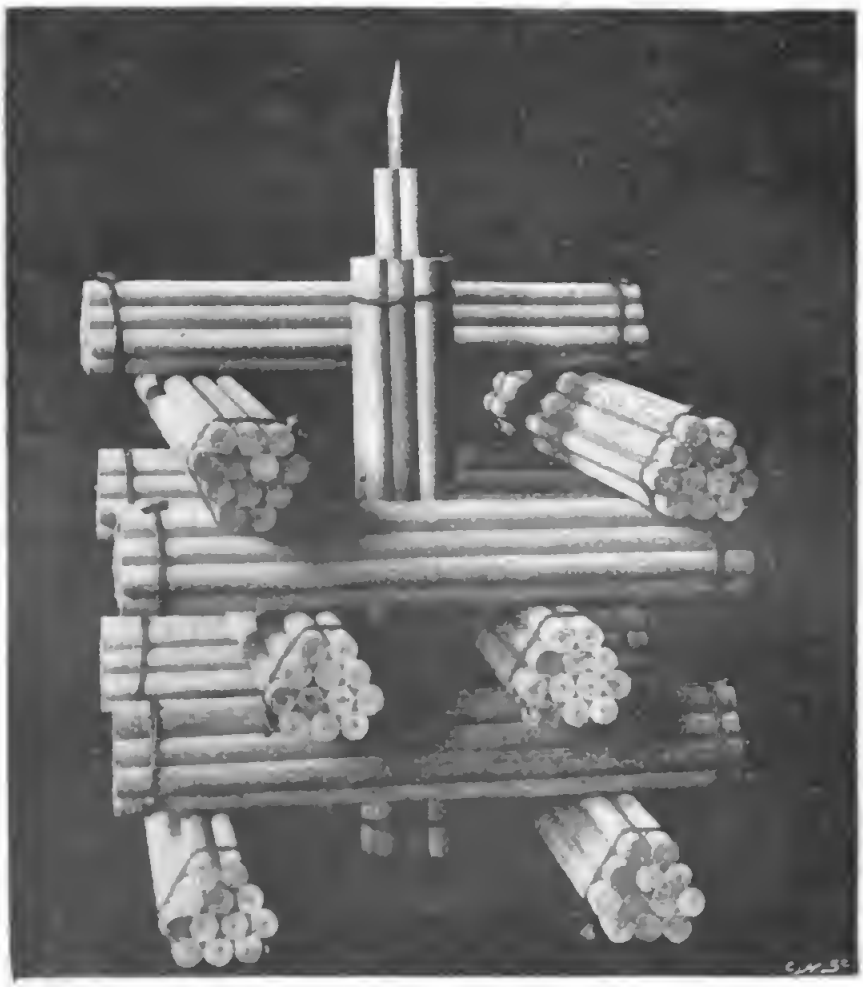
Die fünf zuerſt genannten Elemente: Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff, Chlor und Fluor würden bei einem Geſamtkörpergewicht von 68 Kilo, welches auch den übrigen Berechnungen zu Grunde gelegt worden iſt, genügen, um in gasförmigem Zuſtande einen Gaſometer von 3649 Kubikfuß Rauminhalt zu füllen.

Der Waſſerſtoff im menſchlichen Körper würde einen 2400 Kubikfuß faſſenden Ballon füllen.

Der Sauerſtoff iſt das einzige Element, welches ſich unmittelbar an den Lebensvorgängen der Menſchen und Tiere beteiligt. Er kommt im Körper ſowohl frei, in der eingeatmeten Luft als auch in zahlreichen Verbindungen vor, und zwar in einer ſo bedeutenden Menge, daß er nahezu zwei Drittel des Körpergewichts ausmacht. In freiem Zuſtande würde er mehr als hundertmal den Umfang des Körpers einnehmen und über 202 Fäßchen von 16 Liter Gehalt füllen.

Noch mehr Raum würde der Waſſerſtoff einnehmen, nämlich 2400 Kubikfuß, was dem Inhalt eines Zimmers von 10 Fuß Höhe und 15½ Fuß im Quadrat gleich-

kommt. Der in einem Menſchen enthaltene Waſſerſtoff, deſſen Gewicht etwa 6 Kilo beträgt, würde hinreichen, um einen Luftballon zu füllen, der ihn ſamt Gondel durch die Lüfte zu tragen vermöchte.



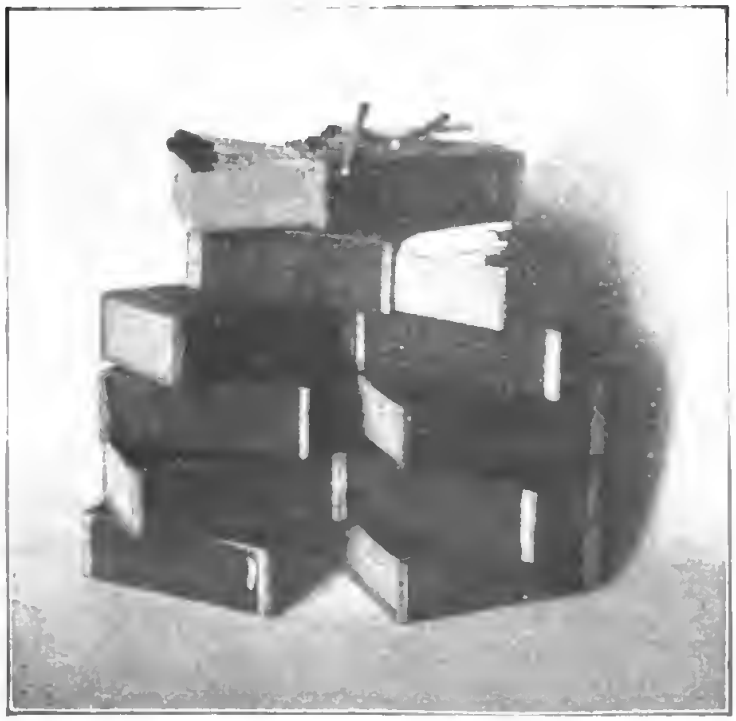
9360 Bleiſtifte, das heißt 65mal ſo viele als in dieſem Bilde, könnten aus dem im menſchlichen Körper enthaltenen Kohlenſtoff hergeſtellt werden.

Auch der Stickſtoff, der namentlich in den Eiweißkörpern, den Faſern und Geweben vorkommt, bildet einen wichtigen Beſtandteil des Körpers, wenn auch ſein Gewicht nur etwa 2 Kilo beträgt. In Gasform würde er einen Raum von etwa 58 Kubikfuß einnehmen.

Eine der bedeutendſten Rollen im menſchlichen Orga-

nismus ſpielt der Kohlenſtoff, der in allen organiſchen Verbindungen vorkommt.

In der Natur findet er ſich rein als Diamant, mit anderen Stoffen gemengt als Graphit und in den reichen Torf-, Braunkohlen- und Steinkohlenablagerungen, ſonſt aber hauptſächlich als Kohlenſäure, entweder frei in der



Mit dem Phosphor im menſchlichen Körper könnte man 483,840 Zündhölzchen herſtellen, welche 8064 Schachteln wie die obigen füllen würden.

Luft und im Waſſer oder an andere Stoffe, zum Beiſpiel Calcium und Magneſium, gebunden. Der menſchliche Körper enthält etwa 10 Kilo Kohlenſtoff, welcher in der Form von Graphit zur Herſtellung von 65 Gros oder 9360 Bleiſtiften ausreichen würde.

Die vorgenannten vier Elemente: Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff und Kohlenſtoff machen den größten Teil des Körpers aus; indeſſen kommt auch den übrigen in

verhältnismäßig geringen Mengen vorkommenden Stoffen eine wesentliche Bedeutung zu, so vor allem dem Calcium, das in Verbindung mit Phosphorsäure als Calciumphosphat zu fast zwei Dritteln die Grundlage der Knochen bildet und überdies auch noch mit Kohlensäure, Chlor und Fluor als Calciumkarbonat, Chlorcalcium und Fluorcalcium, letzteres namentlich in den Zähnen, vorkommt. Dem im Knochengerüste enthaltenen Kalk hat es also der Mensch hauptsächlich zu verdanken, daß er aufrecht stehen und gehen kann und nicht wie ein Wurm auf der Erde kriechen muß.

Einen wichtigen Anteil an der Bildung der Knochen be-

Fünf Stifte wie die obigen könnten aus dem im menschlichen Körper enthaltenen Eisen hergestellt werden.

ziehungsweise des Calciumphosphats hat auch der Phosphor, der sich überdies in den Blutkörperchen, den meisten Flüssigkeiten und in sämtlichen Organen, am reichlichsten im Gehirn, vorfindet. Mit diesem Phosphor, dessen Gewicht etwa 1½ Pfund beträgt, könnte man sämtliche Einwohner eines Dorfes vergiften oder, um einen menschenfreundlicheren Zweck zu verfolgen, sie auf lange Zeit hinaus mit einer willkommenen Lichtquelle versehen, denn es ließen sich damit 483,840 Phosphorzündhölzchen herstellen, die 8064 Schachteln füllen würden.

Die übrigen Elemente kommen ungefähr in folgenden Mengen vor: Eisen 3 Gramm, Chlor 115, Natrium 85, Schwefel 70, Fluor 57, Kalium 30 Gramm, Magnesium 760 Milligramm, Silicium 130 Milligramm. Diese Stoffe, deren Verhältnis je nach der Person und dem

Lebensalter wechſelt, machen zuſammen nur etwa ¾ Pfund aus, ſind aber trotzdem ſehr weſentliche Körperbeſtandteile.

Das Eiſen zum Beiſpiel nimmt einen bedeutſamen Anteil am Lebensprozeß, da die Fähigkeit der roten Blutkörperchen, Sauerſtoff leicht aufzunehmen und wieder abzugeben, an die Gegenwart dieſes Metalls geknüpft zu ſein ſcheint.

Die Elemente kommen übrigens im Körper gewöhnlich nicht im reinen Zuſtande, ſondern in vielfachen chemiſchen Verbindungen vor. Das Leben ſelbſt erſcheint als eine ununterbrochene Reihenfolge chemiſcher Verbindung und Trennung.

Das Waſſer im Menſchen, ein Faß von 44 Liter füllend.

Unter den zum Leben unbedingt notwendigen chemiſchen Verbindungen nimmt das Waſſer, welches aus 2 Teilen Waſſerſtoff und 1 Teil Sauerſtoff beſteht, an Menge die erſte Stelle ein, denn es macht 64 Prozent des geſamten Körpergewichts aus. Seine Hauptbedeutung liegt darin, daß es den Lymphe- und Blutumlauf, die Bildung der Verdauungsſäfte, die Verdauung der Nährſtoffe, die Ausfuhr der unbrauchbaren Stoffe und die Verdunſtung durch die Haut und die Lungen ermöglicht. Die im Körper enthaltene Waſſermenge wiegt etwa 44 Kilo und würde ein Fäßchen von 44 Liter Rauminhalt füllen.

Verſchiedene Salze, unter denen das gewöhnliche

Kochsalz oder Chlornatrium das wichtigste ist, spielen auch eine bedeutende Rolle im organischen Leben, da sie zum Aufbau und Wachstum der Gewebe, namentlich des Fleisches, nötig sind und den Uebergang der Nährstoffe aus dem Magen und Darm in die Lymphe, sowie das Durchdringen des Blutes aus den zarten Verzweigungen der Arterien, den sogenannten Haargefäßen, in die Gewebe fördern. Da bei dem Menschen durch den Harn, sowie durch Schweiß, Thränen u. s. w. täglich etwa 14 Gramm Kochsalz ausgeschieden werden, so muß dieser Verlust durch Salzzufuhr gedeckt werden. Wenn letztere unterbliebe, so müßte der Körper allmählich an Salzhunger zu Grunde gehen. Der Salzgehalt des Körpers schwankt zwischen 180 und 220 Gramm und würde genügen, um eine ziemlich große Tischgesellschaft mit dem nötigen Kochsalz zu versehen.

Mit dem Salzgehalt des Körpers könnte man obiges Salzfäßchen sechs- bis siebenmal füllen.

Von der Zersetzung des Chlornatriums rührt die Salzsäure oder Chlorwasserstoffsäure her, welche einen notwendigen Bestandteil des Magensaftes bildet und für die Verdauung unentbehrlich ist. Das Chlor kommt im Körper auch noch in anderen Verbindungen vor, zum Beispiel als Chlorkalium in den Muskeln und den roten Blutkörperchen, als Chlorcalcium in den Knochen.

Kalium- und Natriumsalze finden sich in der

Lymphe, dem Blute, der Galle, den roten Blutkörperchen, den Muskeln und Nerven und dem Harne. Der Weg,

Dieses Bild stellt ein Pfund Kerzen dar. Aus dem im menschlichen Körper enthaltenen Fette könnte man $3^3/_4$ bis $7^1/_2$ Pfund herstellen.

auf welchem diese und ähnliche Salze in den menschlichen Körper gelangen, ist manchmal sehr umständlich, wie folgendes Beispiel zeigt:

In der Natur findet sich Kalium in großer Menge im Granit, der aus kieselsaurem Kali und kieselsaurem Alaun besteht. Das bei der Verwitterung freigewordene Kali gelangt mit dem Regenwasser und den Bergbächen auf die Felder, von diesen in die Pflanzen und mit diesen, sowie mit dem Fleische der pflanzenfressenden Tiere schließlich in den Körper des Menschen.

Der Schwefel bildet einen notwendigen Bestandteil verschiedener organischer Substanzen, namentlich der Ei-

Der Körper ist eine Seifenfabrik und enthält gewöhnlich eine Seifenmasse, welche zur Herstellung eines Stückes von dieser Größe ausreichen würde.

weißstoffe. Fluor und Magnesium kommen in geringen Mengen in den Knochen und Zähnen, Silicium in den Haaren, Kupfer in der Leber und der Galle, Ammonium im Blute und im Harne vor. Hie und da finden sich im Körper auch sonstige Stoffe, wie Zink, Blei, Quecksilber, Arsenik u. a. vor, die auf irgend einem Wege hineingelangt und darin geblieben sind, aber nicht zum Aufbau desselben gehören.

Unter den zahlreichen Verbindungen, in welchen die Elemente im Körper vorkommen, sind die sogenannten organischen Verbindungen die wichtigsten. Sie bilden die Hauptnährstoffe und sind teils stickstoffhaltig, wie die Eiweißkörper, teils stickstofflos, wie die Fette und Kohlehydrate.

Die Eiweißkörper bestehen aus 53 Prozent Kohlenstoff, 7 Prozent Wasserstoff, 16 Prozent Stickstoff, 23 Prozent Sauerstoff und 1 Prozent Schwefel und bilden die Hauptmasse aller Zellen, Gewebe und Gewebssäfte, weshalb sie für den Aufbau, die Erhaltung und die mannigfachen Verrichtungen des Organismus ganz unerläßlich sind.

Die Fette, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, sind nächst den Eiweißkörpern der

Der Körper erzeugt beständig Zucker, von welchem immer etwa eine Schale voll vorhanden ist.

wichtigste Nahrungsstoff und dienen namentlich zur Erzeugung der erforderlichen Wärme. Die Gesamtmenge derselben ist infolge mannigfacher Einflüsse, wie Ernährung, Luftzufuhr, Gesundheitszustand, Arbeitsleistung u. a., beständigen Schwankungen unterworfen und macht durchschnittlich zwischen $^1/_{40}$ und $^1/_{20}$ des Körpergewichts, bei einem 68 Kilo schweren Menschen also $1\,^3/_4$ bis $3\,^1/_2$ Kilo aus, was hinreichen würde, um mehrere Pfund Kerzen herzustellen.

Durch die Verdauung und Gärung werden die als

Nahrung aufgenommenen Fette in Glycerin und Fettsäuren zerlegt, welch letztere sich mit dem vorhandenen Alkali durch die sogenannte fermentative Verseifung zu Seifen verbinden. Der Mensch ist somit eine Art Seifenfabrik, die beständig arbeitet und eine bedeutende Menge dieses Stoffes erzeugt.

Die Kohlehydrate, welche ebenfalls aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, aber in anderer Zusammensetzung, bestehen und hauptsächlich in der Form von Stärkemehl und Zucker genossen werden, dienen, wie die Fette, vornehmlich zur Erzeugung der Körperwärme und zur Entwickelung mechanischer Kraft. Die aufgenommene Stärke wird durch die Verdauung in Dextrin und Zucker umgewandelt und tritt als solcher in das Blut über; es findet sich somit im Körper immer eine gewisse Menge Zucker — selbst wenn kein solcher direkt aufgenommen worden ist; jedoch beträgt die vorhandene, fortwährenden Aenderungen unterworfene Menge nicht mehr als eine gewöhnliche Zuckerschale voll.

So sehen wir, daß der Organismus die wunderbare Fähigkeit besitzt, aus den ihm als Nahrung zugeführten Stoffen die auszuwählen und zu verwerten, die für seine verschiedenartigen Bedürfnisse erforderlich sind; und wenn sie ihre Aufgabe erfüllt haben, so werden sie ersetzt und als unbrauchbar in der Form von Kohlensäure, Wasser, Ammoniak oder Schwefelsäure ausgeschieden. Gerade diese Stoffe, die der Körper nicht mehr brauchen kann, sind eine wertvolle Nahrung für die Pflanzen, die ihrerseits wieder der Tierwelt als Nahrung dienen. Und nicht nur die Bestandteile der Pflanzen, sondern auch ihre größtenteils aus Sauerstoff bestehenden Ausscheidungen sind eine Lebensbedingung der Tierwelt, so daß man mit Recht sagen kann: Die Ausscheidungen der Tiere sind Nahrung für die Pflanzen, und die der Pflanzen sind Nahrung für die Tiere.

Der im vorhergehenden kurz besprochene Stoffwechsel im menschlichen Körper ist somit nur ein einzelnes Glied in dem gewaltigen Kreislauf des Stoffes, welcher alle lebenden Wesen der Tier- und Pflanzenwelt innig miteinander verkettet, und in dem sich eine wunderbare Wirkung jener geheimnisvollen Kräfte offenbart, welche die ganze Natur beherrschen.

Liebesopfer.

Novelle von **A. Vogel v. Spielberg.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Beim Mittageſſen hatte der Verleger Gröger ſeiner Tochter Joſephine mitgeteilt, daß er ganz unerwartet den Beſuch zweier alten Freunde aus Berlin, die er ſeit vielen Jahren nicht geſehen, erhalten habe. Er hatte beide für den Abend zu ſich eingeladen und, damit die Geſellſchaft größer würde, einige ſeiner jüngeren Redakteure dazu. Joſephine möge ſich alſo zuſammennehmen und ein gutes Abendeſſen herſtellen.

Und jetzt — unmittelbar nach Tiſch — ſaß ſie nun in ihrem Zimmer vor dem zierlichen Damenſchreibtiſch und ſtellte nach kurzer Beratung mit der Köchin, die neben ihr ſtand, das Menü feſt.

„Da, Kathi," ſagte ſie, indem ſie der Köchin den Zettel mit der Speiſenfolge hinreichte.

Kathi nahm den Papierſtreifen in die Hand und legte dann den kurzen, roten Zeigefinger an die Naſe. „Na, Fräul'n," meinte ſie mit einem kleinen Seufzer, „zu thun wird's ſchon geben, die G'ſchicht' da."

„Sie haben Zeit genug," entgegnete Joſephine. Sie

war die ältere Tochter des Verlegers und Eigentümers des geleſenſten Lokalblattes der Stadt und ſtand ſeit dem Tode ihrer Mutter dem Hauſe vor. Sie wies mit einer leichten Handbewegung auf die elegante Pendeluhr über dem Schreibtiſch. „Jetzt iſt's halb Drei. Um acht Uhr wird angerichtet. Es wird ſich alles ganz gut machen laſſen. Sie müſſen ſich halt einmal ein biſſel anſtrengen, Kathi. Die Lini und die Reſi ſollen Ihnen an die Hand gehen, und ich werde auch mitthun."

„Dös is an andre Sach'," erklärte die Köchin befriedigt. „Wann 's Fräul'n mithilft, giebt's was aus. Aber die zwa Stubenmadeln allein bei mir in der Kuchel z' haben — dös hätt' mir nit paßt. Und dann thät' i bitten, daß d' Fräul'n Mariann' lieber nit in d' Kuchel käm'. Mit Reſchpekt zu ſagen: ſie wüßt' ja eh nix anzufangen und ſtünd' uns dorten nur im Weg."

Joſephine lachte beluſtigt auf. So komiſch ſchien ihr die bloße Vorſtellung, ihr Schweſterchen — das ſüße Neſthäkchen — als Hilfsköchin zu ſehen.

„Nein," ſagte ſie gutgelaunt. „Das wär' für uns und auch für Fräulein Marianne nichts. Vom Kochen hat ſie nie was wiſſen wollen, und ich hab's nicht über mich gebracht, ſie dazu zu zwingen."

„Halt ja nit," ſtimmte die Köchin zu. „Nit a jed's is für d' Hauswirtſchaft da. Dös muaß angeboren ſein. Und jetzt mach' i mi' auf d' Strümpf' und geh' halt einkaufen, was i no' alles brauch'."

Im nächſten Augenblick war ſie draußen, und ihre junge Gebieterin allein.

Ein Weilchen ſaß ſie ſinnend da, ob ſie nichts vergeſſen hatte. Nein, alles war in Ordnung, bis auf die Getränke. Damit aber hatte es noch Zeit. So konnte ſie daran gehen, die Tiſchkarten mit der Reihenfolge der Speiſen und den Namen der Gäſte zu beſchreiben.

Eines dieser eleganten Kärtchen legte sie beiseite. Und wie sie mit den anderen fertig war und dieses eine an die Reihe kam und sie von ihrer steilen, kräftigen Handschrift in großen Lettern „Doktor Hugo Schrittwieser" hingeschrieben sah, da wartete sie, bis die Tinte, deren Glanz sie durch das Löschblatt nicht abschwächen wollte, trocken war, und neigte dann den braunen Kopf darüber, drückte ihre Lippen heiß und lange auf den geliebten Namen ihres Bräutigams.

Im Juli — kurz bevor ihre Schwester, die zur Vollendung ihrer Erziehung zwei Jahre in einem Pensionat in Wien verbracht, ins Vaterhaus zurückkehrte — war Josephine Braut geworden; die Hochzeit sollte im November stattfinden.

Ein heißes Glücksgefühl stieg in ihr auf. Fünf Wochen noch — dann war sie sein Weib!

Sie hob den Kopf empor und schaute auf sein Bild — eine Kabinettphotographie, die auf dem Schreibtisch stand. Sie schaute lange mit seligem, sehnsuchtsvollem Blicke auf dieses geistbelebte Männerantlitz mit dem nervösen Zuge, der es so interessant machte.

Mit einemmal nahm sie es an sich. Eine Unzahl leidenschaftlicher Küsse traf das Glas, welches das Bild schützend bedeckte. Dann stellte sie es wieder auf seinen Platz, fuhr sich mit bebender Hand über die Stirne, strich sich das lockige Haar hinaus und stand mit einem schweren Atemzuge, der wie ein Seufzer klang, auf.

Daß sie auch so verliebt war, so sinnlos verliebt, und sich plötzlich so qualvoll danach sehnte, ihn bei sich zu haben, um sich an seine Brust zu schmiegen, die Arme um seinen Hals zu schlingen und ihn zu küssen.

„Ich werde noch närrisch vor lauter Liebe," sagte sie still zu sich und lächelte dabei so selig, als dünke sie dieses Närrischwerden gar nicht schreckhaft.

Schließlich kam ſie doch wieder zur Vernunft, entriß ſich dieſem holden Liebeswahnſinn, der ſie ſo oft befiel, und gelangte zur Wirklichkeit zurück. Was gab es heute nicht alles noch zu thun!

Mit einem raſchen Kuſſe auf ſeinen Verlobungsring an ihrer Rechten und einem Blicke auf Hugos Bild nahm ſie davon Abſchied und ſuchte alsdann ihre Schweſter in deren Zimmer auf.

Marianne war zum Ausgehen angekleidet und ſetzte eben den Hut auf, als Joſephine zur Thür hereinkam.

„Wohin denn ſchon wieder, Miez?“ fragte die um mehrere Jahre ältere Schweſter erſtaunt. „Du haſt ja gar nicht geſagt, daß du fort willſt.“

Marianne fuhr leicht zuſammen, als ſie ſo plötzlich Joſephinens Stimme hörte. Dann färbte ſich ihr roſiges Blondinenantlitz mit tieferem Rot. Ohne ſich nach der Schweſter umzuwenden, blieb ſie vor dem Spiegel ihres ganz in Weiß und Roſa gehaltenen Zimmers ſtehen und ſteckte ſich umſtändlich die Hutnadeln zurecht.

„Der Tag iſt ſo ſchön,“ gab ſie nach ſekundenlanger Pauſe in gemacht gleichmütigem Tone zur Antwort. „Und dann — was ſollte ich denn anfangen, wo ihr heut' ſo viel zu thun habt? Euch wär' ich im Weg, und ich würde mich langweilen ſo allein. Da geh' ich lieber zur Giſela.“ Die Hutnadeln ſtaken feſt. Nun band ſie ſich den weißen Schleier um.

„Schon wieder?“ Joſephine war inzwiſchen herangekommen und lehnte ſich leicht an das Tiſchchen an, vor welchem Marianne ſtand, um ihr ins Geſicht ſehen zu können. „Du gehſt ja jetzt alle Augenblicke hin — jede Woche ſicher zweimal. Warum iſt ſie dir nur auf einmal ſo unentbehrlich?“

Marianne wurde mit dem Schleier nicht gleich fertig. Sie band ihn zu und auf und zu und vermied es dabei,

die Schweſter anzublicken. „Sie iſt ſo luſtig, die Giſela,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe.

„Nun ja, das iſt ſie,“ ſtimmte Joſephine zu. „Aber warum gehſt du immer zu ihr, Miez? Warum kommt ſie nicht auch zu dir? Sie hat ſich ſchon über vier Wochen nicht ſehen laſſen. Warum das?“

„Weil ich ihr eben immer zuvorkomme,“ entgegnete Marianne, indem ſie — mit dem Schleier endlich fertig geworden — nach dem Handſpiegel griff und — ſich raſch zur Seite wendend — ihn gegen den hohen Wandſpiegel hielt, um ſich im Profil zu betrachten. Dabei kehrte ſie Joſephinen den Rücken zu.

Der Blick der Aelteren glitt über die zarte ſchlanke Geſtalt der Siebzehnjährigen, die in der eleganten Herbſttoilette wahrhaft bezaubernd ausſah.

„Biſt du ein hübſches Mädel, Miez!“ rief Joſephine bewundernd aus, während Stolz und Glück in ihren Augen aufleuchteten. Sie vergötterte ihr Schweſterchen, dem ſie von Mariannens achtem Lebensjahre an die Mutter erſetzt hatte. Und ihre kräftigen Arme umſchlangen feſt die liebliche Geſtalt, ihre Lippen preßten ſich auf Mariannens blühende Wangen.

Im Innerſten erbebend, verſuchte es Marianne, ſich dieſer leidenſchaftlichen Schweſterzärtlichkeit zu entwinden; doch ihre zarten Kräfte kamen dagegen nicht auf.

„So laß mich doch nur los, Fini,“ bat ſie in faſt ängſtlichem Tone. „Mein Hut — mein Schleier —!“

„Was liegt daran?“ rief Joſephine lachend, aber ſie gab doch nach und ließ Marianne los.

Aufatmend kehrte ſich das junge Mädchen nochmals dem Spiegel zu und zupfte mit nervöſer Hand den leicht verſchobenen Schleier zurecht.

„In drei Stunden bin ich wieder da,“ ſagte ſie mit etwas unſicherer Stimme. „Leb wohl, Fini!“

„Nun, Miez?“ fragte dieſe verwundert. „Bekomm' ich nichts zum Abſchied?“

Marianne ſtand mit geſenkten Lidern da, als blende ſie ein Strahl der hellen Oktoberſonne, der, als ſie von dem Fenſterpfeiler wegtrat, gerade ihr Antlitz traf und die kleinen Rauten um den langen ſchmalen Türkis an dem Verlobungsringe Joſephinens in feurig-buntem Farbenſpiel aufblitzen ließ.

Starr haftete ihr Blick auf dieſem Ringe. Ihr ganzes Weſen ſchien plötzlich bedrückt, als läge ſie mit ſich im Kampfe, obgleich ſie ſich alle Mühe gab, das zu verbergen.

„Was iſt denn?“ fragte Joſephine arglos. „Du ſchauſt ſo nachdenklich —“

Marianne nahm ſich zuſammen. „Nichts,“ ſagte ſie haſtig mit leicht belegter Stimme und zwang ein Lächeln auf ihre friſchen Lippen. „Ich hab' nur nachgedacht, ob ich nicht doch lieber daheim bleiben ſoll.“

„Wozu denn? Wenn du ſo gern zur Giſela gehſt —“

„Ja, ja.“ Es klang noch haſtiger als vorhin. Und plötzlich lag ſie an Joſephinens Bruſt, barg ihr erglühendes Antlitz an der Schweſter Schulter, und ihre Arme ſchlangen ſich krampfhaft um Joſephinens Hals. „Du biſt ſo gut, Fini,“ rief ſie halb erſtickt. „Ich hab' dich ſo lieb.“

„Und ich erſt dich, Miez,“ antwortete Joſephine gerührt und erfreut. „Ganz ſündhaft lieb hab' ich dich, ganz ſo wie ihn — weißt du, Kleine? Wie Hugo.“

Ein leichter Schauer überflog Marianne. Tiefer noch preßte ſie ihr Geſicht auf Joſephinens Schulter.

„Ich weiß oft nicht,“ fuhr Joſephine fort, „wer von euch beiden meinem Herzen näher ſteht: du, die ich als mein eigenes Kind betrachte, oder er, der meine ganze Zukunft iſt.“

Mit ſchwerem Atemzuge riß ſich Marianne von ihr los.

„Ich hab' heut' wieder meinen ſentimentalen Tag," ſagte ſie, dem Blick der Schweſter ausweichend, wie zur Entſchuldigung und lächelte ein wenig mühſam. „So will ich lieber gehen. Adieu!" Sie winkte mit der Hand zurück und eilte aus dem Zimmer.

Liebevoll ſah ihr Joſephine nach und trat hierauf an das raſch geöffnete Fenſter, um ihr weiter nachzuſehen; Marianne aber eilte, ohne ſich umzuſchauen, der nahen Straßenecke zu, in welche einbiegend ſie den Blicken der Schweſter entſchwand. . . .

Zwei Stunden ſpäter, als Joſephine im ſchlichten Hauskleid, eine weiße Schürze vorgebunden, die Aermel über die vollen Arme hinaufgeſtreift, in der Küche mithalf, ſchlug die Wohnungsglocke an. Eines der Mädchen, das öffnen ging, rief ſie alsbald hinaus. Fräulein Lurach ſei gekommen und frage nach Fräulein Marianne.

Verwundert ging Joſephine ins Vorzimmer hinaus.

„Sie ſind es, Fräulein Giſela?" ſprach ſie die draußen harrende, ſehr elegant gekleidete Hofratstochter, eine Penſionsfreundin Mariannens, an. „Wie ſchade, daß Sie ſich umſonſt bemüht haben, meine Schweſter iſt zu Ihnen gegangen."

„Fatal!" rief Giſela Lurach enttäuſcht. „Da wird ſie niemand zu Hauſe treffen. Papa iſt ins Kaffeehaus gegangen, und die Mama mit mir. Sie wartet drüben beim Zuckerbäcker auf mich."

Joſephine ſah erſtaunt darein. „Wirklich, Fräulein Giſela? Dann müſſen Sie aber ſchon früh von Hauſe weggegangen ſein?"

Die andere ſchüttelte den Kopf. „Nein, eben jetzt erſt — vor einer kleinen Viertelſtunde."

„Nicht möglich!" entfuhr es Joſephine. „Marianne muß doch ſchon ſeit zwei Stunden bei Ihnen ſein."

„Da muß ſie wohl durch irgend etwas aufgehalten

worden ſein," meinte Giſela nach flüchtigem Sinnen. „Sie wird gewiß einer anderen Freundin begegnet ſein."

„Wahrſcheinlich."

„Das iſt aber nicht ſchön von ihr," rief Giſela in ſchmollendem Tone aus. „Ich bin ſchon ganz bös auf ſie, weil ſie mich ſo vernachläſſigt."

„Ei, ſie iſt doch oft genug bei Ihnen, Fräulein Giſela."

„Oft genug?" Giſelas Mienen nahmen einen gekränkten Ausdruck an. „So oft, daß ich mich kaum mehr entſinne, wie ſie eigentlich ausſieht."

„Iſt das auch wirklich wahr?" forſchte Joſephine aufhorchend.

„Natürlich iſt es wahr. Vorgeſtern waren es vier Wochen, daß ſie nicht mehr bei mir geweſen iſt."

Joſephine ſtand einen Augenblick ganz ſtarr auf dem Flecke. So hatte Marianne alſo ein Geheimnis vor ihr! Doch um die Schweſter nicht bloßzuſtellen, durfte ſie nichts ſagen. Sie fragte daher nur noch immer ganz verdutzt: „Vier Wochen?"

„Ja," bekräftigte Giſela. „Mehr als vier Wochen. Das iſt nicht freundſchaftlich von ihr. Und ich bitte Sie, liebes Fräulein, ihr zu ſagen, daß ich über ihr Fernbleiben ſehr gekränkt bin. Sie zieht mir ſicher eine andere vor."

Damit nahm ſie kurz Abſchied und ging ihres Weges.

Joſephine ſtand eine Weile in ernſtem Nachdenken da, ehe ſie ſich wieder nach der Küche begab. Sie blieb auch dort zerſtreut. Während ihre Hände beinahe automatiſch die notwendige Thätigkeit verrichteten, dachte ſie fortwährend an Marianne. Es wollte ihr nicht in den Kopf, daß die Kleine, die ihr ſonſt alles anvertraut, nun kein Vertrauen mehr zu ihr hatte und auf geheimen Wegen wandelte. Sollte da ein Mann im Spiele ſein? Und wer? Wer mochte es nur ſein, der das Kind dazu ge-

bracht, ihm hinter dem Rücken von Schweſter und Vater Zuſammenkünfte zu geben?

Sie ließ die jungen Leute, die im Hauſe verkehrten, vor ihrem Geiſt Revue paſſieren: die Redakteure des Vaters, die Brüder der Freundinnen, die anderen Bekannten. Aber unter allen ſchien ihr keiner, der vermeſſen genug geweſen wäre, ein ſo junges, unerfahrenes und bei aller großſtädtiſchen Freiheit, die es genoß, doch ſo wohlbehütetes Mädchen wie Marianne zu heimlichen Zuſammenkünften zu bewegen. Oder wie lag die Sache ſonſt? Warum log Marianne?

Es war für Joſephine ein Rätſel, deſſen Löſung über ihr Vermögen ging. Aber wie ſie da ſo herumhantierte und dabei fortwährend grübelte und ſann, wollte es ihr plötzlich ſcheinen, als wäre mit Marianne alles ſchon längere Zeit nicht ganz in Ordnung geweſen. Sie hatte ſie oft ſo nachdenklich angetroffen, dann wieder bald ſentimental, bald ausgelaſſen in jähem Wechſel geſehen. Und heute noch, bevor ſie fortging, dieſes Zögern, dieſes plötzliche Geſtändnis ihrer Schweſterliebe und die krampfhafte Umarmung dazu. Nun ja, gewiß: Marianne war verliebt und wandelte vielleicht gefahrvolle Wege.

Eine ſchwere Sorge ſenkte ſich plötzlich auf Joſephinens Seele herab. Sie fühlte ſich verantwortlich für das Wohl und Wehe der Schweſter und bangte um Marianne, ſehnte ſich qualvoll nach ihrer Heimkunft, um aus ihrem Munde die Wahrheit zu erfahren, das Kind zu einem Geſtändnis zu bewegen.

Sie mußte lange warten — mehr als zwei Stunden noch — ehe Marianne wiederkam. Sie kam mit ruhigem Gleichmut in den Mienen, als kehre ſie von einem einfachen Spaziergang zurück. Aber in der Seele des jungen Mädchens war es nicht ſo ruhig. Da lebten dicht beiſammen Leid und Freude. Da ſtöhnte unhörbar die bittere Reue

und jubelte ein wildes Glück. Dabei hatte sie doch die Kraft, ihrem Gesicht eine Maske zu geben, als wäre alles in ihr in ungestörter Harmonie.

Es ging auf sieben Uhr. Josephine hatte die Küche schon verlassen, um Toilette zu machen. Sie war eben damit beschäftigt, ihr Haar mit dem Brenneisen zu wellen, als Marianne nebenan in ihr Zimmer trat.

Sie fand darin die Lampe brennen, die Verbindungsthür zu Josephinens Zimmer offen und wollte sie eben schließen, als sie die Schwester plötzlich vor sich stehen sah.

„Bist du aber lang ausgeblieben, Miez!" sagte Josephine vorwurfsvoll und schaute Marianne mit bangem Blicke an. „Wo warst du denn?"

„Das hab' ich dir ja schon gesagt," lautete die ausweichende Antwort Mariannens, während sie hastig an dem Schleier nestelte und den Hut abnahm.

„Also bei Gisela?" fragte Josephine weiter. „Wirklich?"

„Ja," klang es kurz und gleichmütig zurück.

Josephinens Blicke hefteten sich forschend auf Mariannens Antlitz. Dann schüttelte sie leicht den Kopf. Es erschien ihr unfaßbar, daß die Schwester so ruhig lügen konnte.

„Sie ist aber nach fünf Uhr selbst dagewesen, die Gisela," sagte sie nach einer Pause.

Marianne schrak zusammen und verfärbte sich, allein sie faßte sich bald.

„Ich weiß es. Und ich hab' bei ihr gewartet."

„Bei ihr? Es war ja niemand daheim. Sie sind ja alle fortgegangen. Und du bist schon vier Wochen nicht dort gewesen."

Die leichte Blässe auf Mariannens Wangen wich einer dunklen Röte. Sie schlug die Augen nieder und fand kein Wort. Da hielt die ältere Schwester nicht länger

an sich. Sie trat rasch näher und legte den Arm um Mariannens Schulter, drückte sie zärtlich an sich.

„Kind, Kind, ich glaube, du hast ein Geheimnis vor mir," sagte sie bekümmert. Und dabei spürte sie das Beben, das Marianne überlief.

„Nein," widersprach das junge Mädchen in heftigem Tone und wollte sich befreien. Doch Josephine ließ sie nicht los.

„Ja," sagte sie ernst und bestimmt, aber voll Güte. „Ich weiß es jetzt: eine heimliche Liebe."

Unter ihrem warmen Tone schmolz Mariannens Herz. Sie sagte nicht ja, nicht nein. Aber sie brach plötzlich in leidenschaftliches Schluchzen aus und grub ihr Antlitz in Josephinens Schulter ein.

Im ersten Augenblick heftig erschrocken, sprach diese voll Zärtlichkeit der Jüngeren Fassung zu. Umsonst! Marianne schluchzte, als bräche ihr das Herz.

„So sag es mir doch, Kind," bat Josephine und streichelte liebkosend den blonden Scheitel Mariannens. „Sag mir doch alles. Ich muß ja klar sehen, wenn ich dir helfen soll."

„Für mich giebt's keine Hilfe," stöhnte Marianne verzweifelnd. „O, keine — keine!"

Ein Todesschreck durchfuhr das Herz der Schwester.

„Dann kann's nur einer sein, den du nicht lieben darfst. Nicht wahr, Kind?"

Keine andere Antwort als ein wildes Schluchzen.

„So sprich doch, Marianne, wer es ist. Hörst du? Ich bitt' dich, sag es mir."

Marianne schüttelte heftig den Kopf. „Nein," brachte sie, durch Schluchzen erstickt, endlich hervor. „Ich kann nicht — kann nicht. Ich wollte nur, ich wär' schon tot."

„Sprich nicht so," begütigte Josephine. „Wie kommst du nur auf solche Dinge?"

„Ja," ſchluchzte Marianne faſſungslos. „Es wird doch mein Tod ſein."

„Kind," flehte Joſephine voll Angſt, während ſie die Arme noch feſter um die Schweſter ſchlang, als wollte ſie ſich dieſes blühende geliebte Leben da nicht entreißen laſſen, „Kind, ſo hab doch nur Vertrauen zu mir und ſag mir alles."

Marianne raffte ſich jäh auf und riß ſich von der Schweſter los. „Frag mich nicht, quäl mich nicht. Das ſoll niemand erfahren." Sie ſagte das in einem Tone, der einen unerſchütterlichen Willen verriet. „Und wenn du mich lieb haſt, Fini, dann ſprich nicht mehr davon. Du treibſt mich ſonſt nur noch früher zu einem Schritt, der nicht mehr ungeſchehen gemacht werden kann."

Sie ſank auf einen Stuhl und ſtarrte in düſterer Entſchloſſenheit vor ſich hin.

Joſephine gab keine Antwort. Ganz erſchüttert ging ſie hinaus und ſchloß geräuſchlos die Thür hinter ſich. Sie wollte nicht weiter in die Schweſter dringen; aber acht wollte ſie auf ſie haben, wollte hinter das dunkle Geheimnis kommen, das dieſes arme Kind ſo zur Verzweiflung brachte.

2.

Im Empfangszimmer begrüßte der alte Herr ſeine Töchter wie gewöhnlich mit einem Kuß auf die Wange. Im Ausſehen der beiden verriet ihm nichts, daß die Jüngere eine Stunde früher der Verzweiflung faſt erlegen wäre, und die Aeltere ſeit dieſer Zeitſpanne eine erdrückende Sorge mit ſich herumtrug.

Er fand ſie beide feſtlich angekleidet — eine hübſcher als die andere — und war nicht wenig ſtolz auf ſeine ſchönen Kinder.

„Ihr werdet meinen alten Freunden heut' noch die

grauen Köpfe verdrehen, Mädels," lächelte er und drohte ihnen scherzend mit dem Finger. „Warum seid ihr denn gar so hübsch? He?"

„Das haben wir von dir, Papa, nicht wahr, Miez?" rief Josephine mit schelmischem Augenzwinkern.

Und prompt bestätigte Marianne: „Natürlich. Wir sind halt deine Töchter, schönster aller Väter."

Da lachte auch der joviale alte Herr mit dem roten Mopsgesichte, das eine große Glatze und ein schütterer, rötlicher Bartwuchs durchaus nicht verschönte, und zwar so schallend und langanhaltend, daß ihm schließlich der Atem ausblieb.

Das war die Einleitung zu der heiteren Stimmung, die für den Abend notwendig war. Bald kamen auch die Gäste, die beiden alten Herren aus Berlin und einige Redakteure Grögers. Zwei davon waren verheiratet und mit ihren jungen Frauen erschienen.

Als letzter erst, knapp vor dem Augenblick, da sich die Gesellschaft aus dem Empfangszimmer nach dem Speisezimmer begeben sollte, kam Hugo Schrittwieser, der zukünftige Schwiegersohn des Hausherrn, der etwas länger in der Redaktion zurückgehalten worden war.

Die schlanke Gestalt des Sechsundzwanzigjährigen überragte alle Anwesenden; sein bleiches, edel geformtes Antlitz, von einer Fülle dunkler Haare umgeben und mit einem schwarzen kleinen Schnurrbart geziert, stach unter all den männlichen Gesichtern hervor. Seine dunklen Augen hatten jenen gesammelt ruhigen Ausdruck, den man bei allzu leidenschaftlichen Naturen, die sich gezwungenermaßen im Zügel halten, oftmals findet. Daß er kein Mann besonderer Energie war, verriet sein etwas zu weiches, etwas zu rundes Kinn; daß er ein Träumer und Poet war, sein Blick. Er war erst vor einem Jahre aus München gekommen, um in die Redaktion der Grögerschen

Zeitung einzutreten. Dann lernte er Josephine kennen, verliebte sich in sie, und da sie ihn mit aller Leidenschaft ihres Herzens wiederliebte, hatte Gröger gegen die Verlobung seiner Aeltesten mit dem begabten Schriftsteller und tüchtigen Redakteur nichts einzuwenden.

Mit aufstrahlendem Blick ging ihm seine Braut entgegen und reichte ihm die Hand. Er neigte sich darüber und drückte seine Lippen darauf, ein Weilchen länger als gewöhnlich. Und diese Lippen waren heute wieder gar so heiß, und gar so heftig der Druck, mit dem er ihre feste kleine Hand umspannte. Ach, wie süß das war! Wie glücklich es sie machte! Und wie sie sich beherrschen mußte, um ihm nicht vor den anderen um den Hals zu fallen!

„Ich hab' dich lieb," hauchte sie ihm zu. Ihre Fingerspitzen preßten sich mit so leidenschaftlicher Innigkeit in seine Handfläche hinein, als wollten sie damit verwachsen.

Und wieder küßte er ihre Hand — heiß, lange. Sie nahm es als stummen Dank auf ihre Worte, als stille Bekräftigung seiner Gegenliebe.

„Warum so spät?" fragte sie dann lauter, mit heiterem Vorwurf. „Warum als letzter?"

„Ich bitte um Verzeihung," entgegnete er laut, in einer Art, die seine Entschuldigung für alle Anwesenden gelten lassen sollte. „Ich wurde in der Redaktion nicht früher fertig."

„Natürlich nicht," warf da der Hausherr lachend ein und drohte ihm scherzend mit dem Finger. „Du wirst bequem, mein Sohn, fängst an, recht unpünktlich zu sein. Er ist heut' wieder" — der alte Herr wandte sich an seine bräutliche Tochter — „eine ganze Stunde später als die anderen Herren in die Redaktion gekommen."

„Ein Feuilletonredakteur kann sich das schon erlauben, Papa," verteidigte Josephine lächelnd den Verlobten. Und dann zu Schrittwieser gewendet, in zärtlich besorgtem Tone:

„Du bist so blaß, Hugo, du wirst gewiß wieder zu Hause recht viel gearbeitet haben. Gelt?“

Er nickte flüchtig mit dem Kopfe. „Ja. An der neuen Novelle. Du weißt ja. Ich war so gut im Zuge und wollte sie zu Ende schreiben.“

„Siehst du, Papa,“ sie schaute ihn schmollend an, „wie unrecht du ihm thust! Er plagt sich für den Ruhm deines Blattes, und du rechnest ihm die Stunden nach, die er nicht in der Redaktion sitzt. Das ist nicht schön von dir.“

Der alte Herr, der sich immer sehr wohl fühlte, wenn seine Töchter ihn auszankten, schmunzelte behaglich. „Na, na,“ meinte er begütigend, „ich hab' ja weiter nichts gesagt, nichts sagen wollen.“

Er griff kräftig nach der Hand des jungen Mannes, schüttelte sie herzhaft und kehrte sich seinen beiden Freunden aus der schönen Jugendzeit zu, denen er Josephinens Bräutigam schon mittags vorgestellt hatte. „Na,“ fragte er mit frohem Stolze, „passen sie nicht gut zusammen — das Mädel und der Schrittwieser? Werden sie nicht ein nettes Paar abgeben — he?“

Die Zustimmung der alten Herren blieb nicht aus. Das Brautpaar quittierte dieselbe in verschiedener Art: Josephine lächelnd und errötend mit einem kleinen Knicks, Hugo mit gleichmütiger Miene und kühler Verbeugung. Das war so seine Art, immer ein wenig den Blasierten zu spielen.

Marianne plauderte mit einer der jungen Frauen. Sie sah den Verlobten ihrer Schwester auf sich zukommen und faßte ihn flüchtig ins Auge. Gleichgültig trat er heran und reichte ihr die Hand. Gelassen streckte sie ihm die Fingerspitzen entgegen. Es sah fast aus, als hätten sich die Hände der beiden nicht berührt, so rasch waren sie mit dem Handschlag fertig. Sie wechselten dabei kein Wort.

Das war zwiſchen den beiden nie anders geweſen. Von jenem Augenblicke an, da Marianne aus dem Penſionat zurückgekehrt war und den zukünftigen Gatten ihrer Schweſter zum erſtenmal vor ſich geſehen hatte, waren ſie einander ſo fremd begegnet, als gäbe es kein Bindeglied, keine Joſephine — die Braut des einen, die Schweſter der anderen.

Joſephine ſelbſt war es oft peinlich, wenn ſie ſehen mußte, daß Schwager und Schwägerin ſich ſo unzugänglich, ſo kalt gegenüber ſtanden, daß ſie ſich kaum die Hände reichten und ſtets nur die allergleichgültigſten Dinge zum Thema hatten, wenn ſie überhaupt ins Geſpräch kamen.

Und doch waren es zwei ſo herrliche Menſchen, und ſie auf beide ſo ſtolz. Warum nur mochten ſich die beiden nicht? Warum übten ſie durch ihr Verhalten dieſe ſtumme, abweiſende Kritik aneinander, die für Joſephine ſo kränkend war?

Auch jetzt wieder, da ihr Blick ihm zärtlich folgte, und ſie die kurze, kalte Begrüßung ſah, beſchlich ſie ein unangenehmes Empfinden. Und wenn ſie ſtets aufrichtig gewünſcht hatte, daß ſich dieſe zwei lieben Menſchen geſchwiſterlich näher ſtehen möchten, ſo wünſchte ſie das jetzt doppelt, da ſie einen Einblick in Mariannens Seele gethan und wußte, wie unglücklich das arme Kind war. Durch wen aber? Wer hatte ihr eine ſo unheilvolle Liebe eingeflößt?

Unwillkürlich, als müßte ſie ihn hier ſuchen, glitt Joſephinens Blick über die Anweſenden und wurde plötzlich aufmerkſam. Da ſtand einer — etwas abſeits von den übrigen — und ſchien es nicht zu wiſſen, daß er nicht allein da und doch mit ſich allein war: Doktor Franz Radinger, der Redakteur für innere Politik. Noch jung, erſt wenig über Dreißig — ein feiner, kluger, weit-

ſchauender Kopf, mit ernſter, männlicher Erſcheinung; aber gar nicht hübſch. Dabei ein kühler, ſchweigſamer, in ſich gekehrter Menſch, dem die jungen Damen gern aus dem Wege gingen, ſo langweilig fanden ſie ihn.

Und er ſtand da im Fenſterwinkel, von dem braunen Sammetvorhang halb verdeckt, und ſchaute auf Marianne hin — forſchend, grübelnd, mit einem eigentümlichen Ausdruck in den grauen Augen.

War er es?

Es fiel ihr ſchwer, daran zu glauben, daß ihre Schweſter ſich dieſen düſteren Geſellen erkoren haben könne; doch wie ſie ihn vor ſich ſah mit ſeinem blaſſen, ſcharfgeſchnittenen, energiſchen Geſicht, da mußte ſie ſich zugeſtehen, daß er für ein ſo junges, bis zur Exaltation empfängliches Mädchen wie Marianne wohl gefährlich ſein konnte. Ihr ſelbſt freilich war er es nie geweſen, obgleich ſie manches Mal geglaubt hatte, daß er ſich für ſie intereſſiere. Aber wie ſie ſich dann verlobt hatte, da hatte er ſich ganz in ſich zurückgezogen. Sie hatte das bisher nur auf ihre Verlobung zurückgeführt. Nun aber glaubte ſie, es beſſer zu wiſſen. Und als ſie weiter ſehen mußte, daß Marianne, der magiſchen Gewalt ſeines Blickes folgend, unter jähem Erröten auf ihn hinſah und dann raſch wieder von ihm weg und befangen den Kopf ſenkte, da wähnte Joſephine ſich überzeugt, auf der Spur zu ſein, obgleich ſie ſich nicht zu ſagen wußte, welche Umſtände es gab, die Marianne ſo bedrückten. Einer Vereinigung der beiden ſtand doch nichts im Wege. Was alſo konnte es nur ſein, das ihre heitere Jugend ſo verſtörte, daß ſie den Tod herbeiſehnte?

Joſephine ſah ſich vor ein neues Rätſel geſtellt. Nur blieb ihr keine Zeit, darüber nachzugrübeln. Der Diener meldete ſoeben, es ſei angerichtet, und man begab ſich nach dem Speiſezimmer.

Nach aufgehobener Tafel, als sich bei schwarzem Kaffee und Likör in den anstoßenden Räumen zwanglose Gruppen bildeten, beschied sie ihren Bräutigam mit leisem Wink zu sich, nahm seinen Arm und zog sich mit ihm in eine lauschige Ecke zurück. Sie mußte ihm ihre Sorge um Marianne eingestehen.

„Ich weiß nicht," sagte sie leise zu ihm, „was ich von der Miez halten soll. Sie macht mir Kummer."

Sie glaubte ein leichtes Zucken seines Armes zu verspüren. Aber nein, es war nur der heftige Druck, mit dem er plötzlich ihren Arm an sich preßte. Mit raschem Blick schaute er sie fragend an.

„Deine Schwester?" Es kam nach kleiner Pause, gedämpft und sehr gelassen aus seinem Munde, als eine Frage, die ihn weiter gar nicht zu interessieren schien.

„Ja," bestätigte Josephine. „Es ist mir früher entgangen; aber jetzt weiß ich es: sie ist verliebt."

Sie waren vor dem kleinen Diwan im Salon, auf welchen sie zugestrebt, angelangt. Hugo ließ Josephinens Arm los, wartete, bis sie Platz genommen, und setzte sich ihr gegenüber.

„Nun?" sagte sie, da er nicht antwortete, in vorwurfsvollem Tone. „Das läßt dich kalt, wie alles, was Marianne betrifft? Aber du wirst verzeihen, Hugo, wenn es mich nicht so kalt läßt. Es handelt sich ja um meine einzige Schwester. Und mich quält es, daß sie unglücklich ist."

„Unglücklich?" fragte er gleichmütig, während sein Blick an Josephinens Antlitz hing.

Sie nickte abermals. „Ja, Liebster, so unglücklich, daß sie ans Sterben denkt. Warum aber? Das möcht' ich wissen. Und sie sagt es nicht. Heimliche Zusammenkünfte hat sie auch, sie hat es heute selbst zugestanden. Aber sie weigert sich entschieden, mir nähere Aufklärung

zu geben. Was ſoll ich da thun? Weißt du keinen Rat?" Bittend ſchaute ſie ihm ins Auge.

Er ſenkte den Kopf, ſchaute ſtarr zu Boden. So that er immer, wenn er nachdenklich war. Dabei prägte ſich der nervöſe Zug in ſeinem Antlitz ſchärfer aus und verlieh demſelben einen leidenden Ausdruck.

„Nun?" forſchte ſie nach einer Weile und legte ihm die Hand auf den Arm. „Was meinſt du, Hugo? Soll ich es dem Vater ſagen?"

Er ſchreckte auf und ſah ſie wirr an — ſo zerſtreut, als dächte er an ganz andere Dinge.

„Was denn?" Es war alles, was er äußerte.

„Ja, haſt du denn nicht gehört — nicht verſtanden, um was es ſich handelt?" fragte ſie mit zärtlichem Vorwurf. „Um Marianne. Und ich glaube auf der Spur zu ſein. Sag einmal, Hugo, was hältſt du von Radinger?"

„Radinger? Warum?"

„Weil ich ihn für den halte, der meiner armen Schweſter den Kopf verdreht hat."

Eine Sekunde ſchaute er ſie ſtarr an, als wäre er nun wirklich überraſcht. Dann ſenkte er abermals jäh den Kopf, und ſchwere Atemzüge hoben ſeine Bruſt.

„Was iſt dir nur, Hugo?" fragte ſie beſorgt. „Du biſt ſo blaß, ſiehſt ſo leidend aus. Haſt du dich überangeſtrengt? Iſt dir nicht wohl?"

Inniger noch als vorhin ſchloß ſich ihre Hand um ſeinen Arm, ihr Kopf neigte ſich zu ihm herüber. Er ſpürte ihren warmen Atem ſein Geſicht umwehen und fuhr mit einemmal halb auf, griff jäh nach ihren Händen, drückte ſein Antlitz darauf. Es war heiß wie in Fieberglut.

„O, daß wir jetzt allein wären!" klang es erſtickt an ihr Ohr. Und dann, nach einer Pauſe, während ſich ſein Angeſicht förmlich in ihre Hände hineinwühlte, nochmals und faſt unverſtändlich: „Daß wir es doch wären!"

Ein süßer Schauer trieb ihr in jähem Schwall das Blut ins Antlitz. Mit sanfter Gewalt machte sie ihre bebenden Hände los und fuhr ihm damit in heißer Zärtlichkeit über die Wangen.

„Geduld!“ mahnte sie leise mit seligem Lächeln und atmete dabei beklommen auf. „Ich muß ja auch Geduld haben.“

„Ja.“ Er kam zu sich, richtete sich auf und strich sich über die Stirne, als erwachte er aus einem Traume. Und dann sah er sie an — merkwürdig ernst, fast traurig. „Dies Leben,“ murmelte er schwermütig, „es ist kein Spaß.“ Und dann setzte er in erregtem Tone hinzu: „Nichts mehr von dem anderen, Fini! Ich bitte dich darum. Ich weiß keinen Rat.“

Ein neuerlicher schwerer Atemzug, dann stand er hastig auf und bot ihr seinen Arm, um sie zur übrigen Gesellschaft zurückzuführen.

3.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß Marianne allein das Haus verließ. Es sah fast aus, als mißtraue sie der Schwester, nachdem sie ihr nun einmal schon zugegeben hatte, daß sie liebe und geheime Zusammenkünfte habe; als befürchte sie, daß Josephine ihren Schritten nachspüren könne.

Und darin täuschte sie sich auch nicht.

Josephine war fest entschlossen, hinter das Geheimnis zu kommen. Sie mußte klar sehen; mußte wissen, ob sie hinsichtlich Radingers auf der rechten Spur war, und mußte den Ort kennen, wo die Zusammenkünfte des Liebespaares stattfanden. Sie war bereit, bei dem ersten Schritte, den Marianne aus dem Hause machte, ihr insgeheim zu folgen, sich durch keine von Marianne vielleicht angewendete Vorsicht täuschen zu lassen.

Aber Marianne war gerüstet, allem zu begegnen — jeder heimlichen Verfolgung, jeder Ueberwachung. Sie kannte ein verzweifeltes Mittel, Josephine zum Abstehen zu bewegen.

Sie wandte es auch an, als die Zeit um war, die sie mit dem Geliebten bis zum nächsten Wiedersehen ausgemacht hatte. Das war am vierten Tage nach der Abendgesellschaft.

Es stürmte draußen. Kalt war die Luft des Spätherbstes, der Himmel eine einzige graue Wolke. Der Regen klatschte an die Fenster, der scharf wehende Wind peitschte ihn vor sich her. Ein Wetter, bei dem man gut that, im warmen Zimmer zu weilen, und bei dem jeder, der nicht hinaus mußte, die Straße mied.

Marianne aber mußte. Eine Gewalt, die außer ihr lag, unüberwindlich sieghaft über alle Bedenken, alle Schrecken und gar erst über den Wettergraus, trieb sie hinaus.

„Ich will eine Stunde schlafen," sagte sie nach dem Speisen zu Schwester und Vater und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Sie that das, um nicht gestört zu werden, und griff dann nach dem Morgenblatt, das auf dem Schreibtisch lag.

Die Neuigkeiten und Begebenheiten aus aller Welt interessierten sie nicht, nur die Korrespondenzen im kleinen Anzeiger. Und darin nur ein einziges Inserat der ersten Spalte. Beim Frühstück schon hatte sie es gefunden und las es nun wieder und wieder.

„Maiglöckchen. — Vergiß nicht heute nachmittag. Ich warte. Vorher hole Brief vom Postamt. Ich mußte schreiben, so sehr hat mich die Trennung gequält. Ewig Dein Tristan."

Ein Schluchzen stieg ihr in die Kehle. Sie grub ihr glühendes Antlitz in das Zeitungsblatt und rang voll Qual gegen die aufsteigenden Thränen.

Und dann schloß sie mit zitternder Hand die Schreibtischlade auf und zog ein Ebenholzkästchen mit oxydierten Silberbeschlägen hervor.

Darin ruhten seine Briefe, die Geständnisse seiner Liebe, einer selig-unseligen Liebe, die sie teilte mit jeder Fiber ihres Seins, mit jedem Blutstropfen in ihren Adern... Und alle diese Briefe sprachen nur davon, wie elend sie waren, weil sie für ihre Liebe nicht leben konnten, ohne einen moralischen Mord an einer dritten Person, die alles Gute auf der Welt verdiente, zu begehen.

Und zum Sterben war Marianne lange schon bereit.

— — — — — — — — — — — —

Als die Stunde um, und ihr Vater fort war, trat Marianne mit Hut und Mantel angethan in Josephinens Zimmer.

Die Schwester saß auf der Ottomane, ein Buch in der Hand, das ihr Hugo unlängst gebracht hatte. Er versah sie in der letzten Zeit sehr viel mit Büchern, da er plötzlich viel darauf zu halten schien, daß seine zukünftige Frau in der modernen Litteratur wohl bewandert sei. Wenn sie es auch als süße Pflicht empfand, ihm auch in dieser Anforderung gerecht zu werden — eines war ihr dabei doch nicht recht: daß er jetzt mit ihr immer gar so viel von Litteratur sprach, daß er gar nicht dazu kam, ihr von seiner Liebe, seiner Sehnsucht nach der endlichen Vereinigung zu sprechen. Das war früher nicht so gewesen. Da hatte er kein anderes Thema so interessant gefunden, wie das von seiner Liebe.

Als sie Marianne zum Fortgehen angekleidet vor sich sah, fuhr sie überrascht empor. Bei diesem elenden Wetter hätte sie das nicht erwartet und hatte darüber versäumt, sich heimlich in Bereitschaft zu halten.

„Ich muß fort," sagte Marianne, ehe Josephine zu

einer Frage kam. Sie sprach es ruhig und fest, mit einer Entschiedenheit, die jeden Einwand von vornherein ausschloß. „Und ich bitte dich" — sie zögerte ein Weilchen — „laß mich ruhig meinen Weg gehen. Abhalten kannst du mich doch nicht." Ihr Blick verdunkelte sich, ihre Stimme nahm einen dumpfen Klang an. „Und — anderes hältst du auch nicht auf. Du kannst es nur beschleunigen, wenn du's so willst. Willst du?"

Sie hatte es richtig vorausgesehen: Josephine stand davon ab, sie zu hindern, ihr vielleicht auch heimlich zu folgen. Marianne sah es der schmerzlichen Ergriffenheit der Schwester an, daß diese nachgab, ehe sie noch Widerstand geleistet.

„Geh," sagte Josephine gepreßt. „Ich vertraue deiner Ehre und will nicht schuld sein, daß du deinen alten Vater um sein jüngstes Kind bringst."

Thränen verschleierten ihre Augen. Sie wandte sich rasch ab.

Eine tiefe Erschütterung kam über Marianne. In leidenschaftlicher Aufwallung schlang sie von rückwärts ihren Arm um Josephinens Hals.

„Zürne mir nicht — vergieb mir," brachte sie mühsam hervor. „Aber ich kann nicht anders. Ihr werdet einmal alles erfahren und mir nicht bös sein, sondern mich nur beklagen. Leb wohl!"

Ein Kuß von zitternden Lippen auf Josephinens Wange, und Josephine war allein. —

Eine Stunde später brachte ihr das Stubenmädchen einen Brief, den ein Dienstmann soeben für sie abgegeben hatte.

Verwundert schaute Josephine die fremde Handschrift auf der Adresse an. Sie rührte offenbar von einem Manne her, nur waren die Züge kritzelig und wie von unsicherer Hand geschrieben.

Sie öffnete gespannt den Brief, sah nach der Unterschrift und mußte sich eine gute Weile damit abquälen, ehe sie den Namen entziffern konnte.

„Franz Radinger," las sie dann halblaut. Was der ihr nur zu schreiben hatte?

Und diese Schrift! Viel schwerer noch als der Name zu lesen. Eine aufgeregte, zitternde Hand mußte alle diese Worte in größter Hast auf das Papier geworfen haben.

Mühsam, Silbe für Silbe buchstabierte sie sich den Sinn zusammen. Ihr Antlitz wurde dabei weiß wie Kalk. Ihr war's, als stünde ihr das Herz still in dem tödlichen Schrecken, der sie durchfuhr. An allen Gliedern zitternd, mußte sie sich setzen und las dann noch einmal, geläufiger als vorhin, die Todesbotschaft für ihr Lebensglück. Der Brief lautete:

„Ein Zufall hat mich zum unfreiwilligen Mitwisser von Vorgängen gemacht, die mich eigentlich nichts angehen sollten. Aber länger darüber schweigen, hieße mich zum Mitschuldigen der Täuschung machen, die an Ihnen verübt wird. Daher fühle ich mich verpflichtet, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß Ihre Schwester Marianne mit Doktor Hugo Schrittwieser seit längerer Zeit Zusammenkünfte hat. Der Ort derselben ist jedesmal — auch heute wieder — das Restaurant „Zum Reichsapfel" in der Vorstadt Retzau, Lindenstraße. Diese Enthüllung geschieht aus bestimmten zwingenden Gründen, ist ein Gebot der Notwendigkeit, um größerem Unheil vorzubeugen, denn die beiden scheinen Unheilvolles zu planen."

Der Brief entfiel den Händen Josephinens, und mit leisem Wehlaut drückte sie die Hände an die Brust, schwer sank ihr Kopf nach vorne auf die Tischkante.

Ihr Herz verblutete. Ihr Glaube an die Menschheit starb dahin. In ihrer Seele waren nur noch Schutt und Trümmer.

Als sie sich dann endlich aus ihrer Gebrochenheit emporraffte und aufstand, da hatte sie mit der Vergangenheit abgeschlossen. Alles war aus; ihre Jugend mit allem, was sie schön und froh gemacht, lag hinter ihr. Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen. Es konnte ihr doch nichts mehr bringen, was sie des Bringens wert gefunden hätte. Und das, was da tief drinnen in ihrer Brust entzwei gesprungen war, es konnte niemals wieder ganz werden und heil. Ihr Glaube und ihr Glück und ihre Hoffnungen — alles dahin.

Und jene beiden, die sie so elend gemacht hatten, hegten dunkle Pläne? Sie wollten lieber aus der Welt gehen, nur um sich ihr nicht offenbaren zu müssen — das Kind und er. Lieber sterben wollten sie, nur um ihr nicht gestehen zu müssen: „Wir gehören einander an und legen unser Schicksal in deine Hand.“

Sie schlug die Hände vor das Antlitz. Was mußte sie denn thun, um diese beiden, die an dem Leben verzweifelten, von ihrem dunklen Schritte abzuhalten? Sie, die ja doch entsagen mußte, weil er die andere — die Schwester — liebte und mit ihr in den Tod gehen wollte, um nur der Braut sein Wort nicht einlösen zu müssen.

Von allem, was sie eine Stunde früher noch besessen, war ihr nichts mehr geblieben als nur ihr Stolz, und dieser erheischte von ihr gebieterisch freiwillige Entsagung. Sie mußte sich das Herz aus der Brust reißen und sich opfern — ja; aber dieses Opfer durfte niemand auf der Welt als solches erkennen. Und niemand auf der Welt durfte in ihr die Verschmähte, die Verratene, die zur Verzichtleistung Gezwungene erblicken.

Sie ließ die Hände sinken und schaute starr, mit brütendem Blick in den Herbstregen hinaus, der klatschend an die Fenster schlug.

Und wie sie so dastand und starrte, wußte sie auf

einmal, was geschehen sollte. Vorher aber wollte sie sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es sich so verhielt, wie sie es in dem Briefe da gelesen, und daß sie von den beiden liebsten Menschen auf der Welt betrogen und verraten worden war.

Damit kam eine merkwürdige Ruhe über sie. Ohne jede Hast, als gälte es einen gewöhnlichen Gang ins Freie, zog sie sich zum Ausgehen an, verhüllte durch einen dichten Schleier aus brauner Seidengaze ihr Gesicht und steckte einige Zehngulden-banknoten in ihr Portemonnaie. Dann läutete sie ihrem Mädchen.

„Ich habe einen Gang zu machen," sagte sie in dem an ihr gewohnten ruhigen Tone zu der Dienerin, „und weiß nicht, wann ich wiederkomme. Bin ich bis zum Abendessen nicht da, dann richten Sie nur an. Es ist möglich, daß ich später komme."

Sie griff nach ihrem Regenschirm und verließ das Haus.

4.

Unter den meist recht gewöhnlichen Gasthäusern der Vorstadt war der „Reichsapfel" eines derjenigen, die von Leuten der besseren Gesellschaftskreise besucht wurden. Allabendlich bis auf den letzten Tisch besetzt, lag es nachmittags leer und verödet da. Der Wirt hielt in der anstoßenden Wohnung seine Siesta, der Zahlkellner — auf Stunden seines Berufes ledig — weilte als Gast im nächsten Kaffeehause beim Billardspiel. Die Kellner, in dem und jenem Winkel auf den Rohrstühlen sitzend, das Haupt tief auf die Brust gesenkt, duselten — gezwungen auf dem Posten zu sein — über die lange leere Zeit dahin.

In dieses Stillleben herein kam kurz vor drei Uhr ein einsamer Gast.

Er begab sich in das letzte Zimmer und schritt dort

auf den Ecktisch im Hintergrunde zu. Schlaftrunken folgte ihm ein Kellner, nahm ihm den vom Regen durchnäßten Mantel ab und fragte dann, was er bringen solle.

Hugo Schrittwieser bestellte ein Glas Wein und ließ sich an dem Tische dem Fenster gegenüber nieder. Eine Weile später stand das Verlangte vor ihm und ohne nach weiteren Wünschen zu fragen, ließ der Kellner ihn wieder allein. Er kannte den Gast als einen, der niemals eine große Zeche machte, nie eine Speise verlangte. Die paar Gläser Wein, die er zu sich nahm, ließ er sich nur anstandshalber geben, da es nun einmal im Wirtshaus war, wo er seine ständigen Zusammenkünfte mit dem hübschen, eleganten Fräulein hatte, das immer kurz nach ihm durch den rückwärtigen Eingang hereinkam.

Mechanisch nahm Hugo das Glas zur Hand, that einen Schluck und sah dann durch das Fenster in den Regen hinaus, harrte sehnsuchtsvoll auf das geliebte Mädchen, immer mit einem leisen Bangen, daß er vergebens auf sie werde warten müssen, immer voll stiller Sorge, daß ihre Zusammenkünfte entdeckt wären und das ganze süßtraurige Verhältnis, in dem er zu ihr, sie zu ihm stand, ein jähes Ende nehmen müßte.

Er sah sie vor sich, wie er sie zum erstenmal gesehen, in ihrer siebzehnjährigen frischen Schönheit an jenem Tage, da sie aus dem Pensionat ins Vaterhaus zurückgekehrt war.

Sie hatte damals ein blaues Batistkleid an, die aschblonden Zöpfe schlicht um den Kopf gewunden und saß mit Schwester und Vater gerade in der Gartenlaube beim Kaffee, als er kam.

Sie hatte eben lustig gescherzt und froh gelacht. Doch als sie ihn plötzlich vor sich sah, verstummte sie jäh und schaute ihn groß an. Sie sprach kein Wort, reichte ihm nur stumm die Hand und blieb dann schweigsam, fast

unhöflich in ihrer Einsilbigkeit. Es sah so aus, als hätte seine Gegenwart ihr die Heiterkeit benommen, als fühlte sie sich durch sein blasses, nervöses Gesicht und sein Wesen in ihrer jugendfrohen Ungebundenheit beengt; als wäre er ihr unbequem und lästig.

„Ich hab' mir deinen Bräutigam ganz anders vorgestellt," sagte sie später zu Josephine. „Ich weiß nicht, was es ist, aber ich könnte mich in seiner Gegenwart nicht behaglich fühlen."

Allein auch er hatte sie sich anders vorgestellt — ganz anders. Bei weitem nicht so lieb und so holdselig, als er sie nun vor sich sah. Alle die photographischen Aufnahmen, die er von ihr kannte, gaben nicht entfernt den bestrickenden Zauber wieder, den ihre Erscheinung ausübte. Wenn er sich auch in nichts verriet — er spürte es tief, wie es ihn bei ihrem ersten Anblick durchfuhr, und ein Empfinden angstvoller Aufregung ihn erfaßte, eine wahre Umwälzung in ihm vorging. Er wußte es nun, daß sein Herz sich verhängnisvoll geirrt, als er sich drei Wochen früher mit der Schwester der Heimgekehrten verlobt hatte. Mit Augenblicksgewalt wurde ihm diese Erkenntnis. Und daß er schweren Seelenkämpfen, wilden Gemütsstürmen entgegenginge, fühlte er. Denn von der Stunde an, da er Marianne gesehen, schwand ihr Bild nicht mehr vor seinen Augen, war er nicht mehr Herr seines Willens, seiner selbst. Die große Leidenschaft, die er sein ganzes Leben so bekämpft, aus Furcht, ihr zu erliegen, sie hatte sich nun seiner bemächtigt und ließ ihn nicht mehr los.

Er widerstrebte, kämpfte, rang mit ihr bei Tag und Nacht, bei der Arbeit und im Traume; allein sie rang ihn nieder, die wilde, tolle Leidenschaft für die Schwester seiner Braut.

Eines Tages traf er Marianne zufällig allein im

Garten. Bisher hatten sie nur die notwendigsten Redensarten miteinander gewechselt, auch sie genau so wie er auf der Hut vor sich selbst — voll Furcht, durch ein vertrauteres, wärmeres Wort die Herrschaft über Herz und Kopf zu verlieren.

Nun, da sie im ersten Abenddämmern im lauschigen Gartenwinkel einander gegenüber standen und sich anschauten mit erschrockenen Augen, als wäre dieser Zufall etwas ganz Ungeheures, da brach die so lange angesammelte, so mühselig niedergehaltene Leidenschaft unhemmbar los.

Sie fuhr von ihrem Sitz auf einer Bank empor, stand starr vor Ueberraschung da, unfähig, sich zu rühren. Er faßte jäh nach ihren Händen und zerdrückte sie fast in den seinen. Sie zitterte am ganzen Leibe, ihr Kopf sank mit geschlossenen Augen schwer nach rückwärts, die Füße versagten ihr den Dienst. Eine Ohnmacht wandelte sie an. Er schlang die Arme schützend um die wankende Gestalt und preßte sie ungestüm an sich.

„Marianne!" stammelte er erstickt. Und nochmals: „Marianne!" Sonst brachte er nichts hervor. Aber in diesen Worten lag alles, was er fühlte, lag das Geständnis alles dessen, was er so lange gelitten.

Sie antwortete nicht, aber ihr blonder Kopf sank an seine Brust — er hörte ihren schweren Atem. Und dann ruhten sie Herz an Herz und küßten sich voll wilder Leidenschaft.

Drei Tage später schon traf Marianne mit Hugo auf Verabredung an einem von ihrer Wohnung weit entfernten Ort zusammen, in einem fremden Stadtteil, wo sie gewiß sein konnten, keinem bekannten Gesicht zu begegnen. Zunächst in den versteckten, träumerisch stillen Laubgängen des Stadtparkes; dann — da sie einmal ein plötzlich losbrechendes Gewitter zwang, unter Dach zu kommen — in

einem in der Nähe dieses alten Parkes gelegenen Restaurant. Durch seine ruhige Lage und schlichte Traulichkeit sagte es ihnen so zu, daß sie beschlossen, sich nunmehr regelmäßig da zu treffen.

Und dabei blieb es. Und jedes kam immer allein, gedrückt von der Heimlichkeit und dem Verrat, den sie an Josephine begingen, und dennoch unwiderstehlich dazu getrieben — außer stande, sich der Betrogenen zu entdecken, so oft sie das auch thun wollten.

Täglich waren sie daran — er und sie. Täglich wollten sie ihr alles gestehen, doch immer wieder schwand ihnen der Mut, die Gute, Ahnungslose, Vertrauensselige, die beide so inbrünstig liebte, so grausam aus ihrem süßen Wahn zu reißen, so tödlich mit einem Schlage niederzuschmettern. Sie konnten es nicht thun — sie konnten nicht. Jede andere Energie als die ihrer Liebe war in ihnen erstorben. Und sie fanden darin einen düsteren Reiz. So wandelten sie lieber auf geheimen Pfaden und verbotenen Wegen. Und mochte die Entwickelung auch wie immer sein — sie machten sich auf alles gefaßt, ließen alles an sich herankommen und lebten dabei ihrer von dem gefährlichen Zauber des Geheimnisses umgebenen Liebe, nur ängstlich darauf bedacht, eine Entdeckung zu verhindern.

Das alles war es, was ihm durch den Sinn zog, als er so dasaß und in den Regen hinausschaute. Und wie so oft schon, wenn er sich still der Selbsterkenntnis überließ, fand er sein Vorgehen gegen die ahnungslose Braut schlecht, unmännlich; allein was half es? Die Scheu, sich ihr zu offenbaren, ihrem Herzen die tiefste Kränkung, ihrem Frauenstolz die furchtbarste Demütigung zuzufügen, war unüberwindlich. Und schließlich widerstrebte es ihm ebensosehr, von ihr das als Opfer und Gnade zu erbitten, was er als sein gutes Menschenrecht und seinen

berechtigten Anſpruch an das Daſein betrachtete: die freie Wahl des Herzens, nachdem er ſich einmal ſo ſchwer geirrt. Nein, lieber alles andere als das! Mochte es kommen, wie es wollte — er ſtellte alles dem Geſchick anheim. . . .

Die Ausgangsthür nach dem Korridor that ſich auf. Marianne ſtand auf der Schwelle und überzeugte ſich durch einen raſchen Blick, daß außer Hugo niemand da war.

Jäh ſprang er auf und eilte ihr entgegen mit einem Antlitz, das außer ihr niemand an ihm kannte; ſo ſtrahlte es vor Glück.

Mit heftigem Drucke führte er ihre kleine Hand an ſeine Lippen, zog die geliebte Geſtalt für einen Augenblick mit leidenſchaftlicher Gewalt an ſich und half ihr dann beim Ablegen der Jacke, die auf dem Wege von der Pferdebahn bis hierher naß geworden war.

„Dank," flüſterte er ihr leiſe zu, „daß du bei dieſem Wetter doch gekommen biſt."

„Ich werde dich doch nicht umſonſt warten laſſen," entgegnete ſie ebenſo leiſe, mit einem Blick und einem Lächeln, die mehr als alle Worte der Welt die Größe ihrer Liebe bekundeten.

Sorglich ſchob er ihr einen Stuhl zurecht und ſetzte ſich, als ſie Platz genommen, dicht neben ſie.

„Wie gewöhnlich!" rief er dem Kellner zu, der ſich eben an der geräuſchlos auf und zu gehenden Glasthür zeigte.

Der Befrackte verſchwand und kehrte alsbald wieder, ſtellte ein geſchliffenes Kelchgläschen, eine kleine Flaſche Rotwein und einen Teller mit kleinem Mandelgebäck vor Marianne auf den Tiſch. Nachdem er noch raſch die Flaſche entkorkt und das Gläschen vollgegoſſen hatte, entfernte er ſich.

Marianne nahm das Glas zur Hand und hielt es leicht gegen Hugo hin.

„Dein Wohl," sagte sie halblaut.

„Und deines, Liebling." Er stieß leicht mit ihr an, that einen Schluck von seinem Wein und wartete, bis sie nach einem kleinen Schlückchen ihr Gläschen wieder niedergesetzt hatte.

Und dann begannen sie wie immer im Anfang in glückselig-heiterem Empfinden über das Wiedersehen zu plaudern. Eines mußte dem anderen sagen, was sie während der Zeit der grausamen Trennung gethan, empfunden und wie sie sich nach diesem Augenblick gesehnt hatten; und dazwischen liebkosten sie sich mit Blicken, berührten sich immer wieder flüchtig mit heißem Druck die Hände. Die Herzen flammten einander entgegen, die Lippen gingen über und wurden nicht müde, von ihrer Liebe zu erzählen.

Die Zeit verging ihnen wie im Fluge, sie nahmen es kaum war, auch nicht, als die Abenddämmerung des grauen, trüben Tages hereinbrach. Erst der Eintritt des Kellners, der die Gasflammen entzündete, die kurzen gelben Vorhänge an den Messingstäben der Fenster zuzog und hierauf schweigend das leere Stutzglas Hugos vom Tisch nahm, um es frisch zu füllen, brachte sie darauf. Und da schlug beider Stimmung wieder um, wie immer, wenn sie zum Bewußtsein kamen, daß die längste Zeit ihres Beisammenseins vorbei war.

Als der Kellner das gefüllte Glas gebracht und sie wieder allein waren, trat plötzlich eine jener bangen Pausen ein, die sie immer aus ihrem stillen Glücksrausch rissen, ihre liebeheißen Seelen in dunkle Schatten hüllten.

Sie saßen schweigsam, von einer dumpfen Beklommenheit im Bann gehalten, da und fanden keine Worte, das Angstgefühl, das sie beschlichen, zu verscheuchen.

Den Ellenbogen auf die Tischkante gestützt, die Stirne in die Hand gelegt, mit ziellos umherirrendem Blick ver-

harrte Marianne eine Zeitlang regungslos, als sie mit einemmal jäh zusammenfuhr und rasch den Kopf erhob. Ihre Hand sank schwer auf den Tisch hernieder, ihr Blick hing aufmerksam an dem verhüllten Fenster gerade gegenüber, dessen Vorhänge ein wenig auseinander klafften.

Ihr Gebaren schreckte Hugo aus seinem dunklen Sinnen auf. „Was hast du?“ fragte er befremdet.

Sie wandte ihm das erblaßte Antlitz mit den erschrockenen Augen zu. „Es hat jemand hereingeschaut — da.“ Sie deutete auf das Fenster.

„Was weiter?“ sagte er geringschätzig. „Es kommt oft genug vor, daß neugierige Leute in die Gasthauszimmer hineinsehen.“

„Nein,“ widersprach Marianne leise. „Es war so eigentümlich — so — ich kann es nicht erklären, aber mir ist ganz unheimlich geworden. — Da schau,“ flüsterte sie angstvoll, „schon wieder!“

Er blickte hin und sah etwas Schneeweißes — wie ein Taschentuch — und darüber ein Paar Augen mit unheimlich starrem, düsterem Blick. Und kaum, daß er nur hingesehen, war alles jäh verschwunden wie eine Vision.

Rasch sprang er auf, nahm seinen Hut vom Kleiderständer und war im nächsten Augenblick zur Korridorthür hinaus.

Im Eilschritt stürmte er um die Ecke. Er fand die kleine Gasse im Laternenscheine menschenleer. Nichts war zu sehen als zwei Häuser weiter entfernt ein Wagen, dessen Schlag soeben zufiel und der sich alsbald nach entgegengesetzter Richtung hin in Bewegung setzte.

„Nun?“ fragte Marianne in angstvoller Spannung, als Hugo wiederkam.

„Nichts,“ sagte er. „Nichts war zu sehen.“

Und wieder eine lange, schwer bedrückte Pause.

Marianne war die erste, die sie brach.

„So geht's nicht weiter," sagte sie gepreßt, in jenem Flüstertone, den sie an diesem Orte immer anwandten. „Ich halt's nicht aus, die ewige Angst, das ewige Geheimthun, als wär' es ein Verbrechen, daß wir uns so lieb haben. Und es ist doch nur ein Unglück — weil wir uns zu spät begegnet sind, und du schon gebunden warst. Und es muß ein Ende haben, diese Marter!" Beschwörend legte sie die Hand auf seinen Arm. „Sag du es ihr," drang sie in ihn. „Dir kommt es besser zu ... du bist der Mann und bist ihr nicht so zu Dank verpflichtet wie ich."

Von peinvollen Empfindungen ergriffen, schüttelte er den Kopf. „Wenn ich's nur könnte! Du weißt's ja, Liebling, wie oft wir uns das vorgenommen haben, aber im letzten Augenblick ist es dann immer wieder nicht gegangen. Sie verdient doch auch Rücksicht und Schonung ihres Stolzes. Es wäre grausam, ihr das trocken ins Gesicht zu sagen und ihr ihr Wort zurückzugeben. Und es schriftlich thun ... das wäre ebenso grausam und feig obendrein. Ich kann's nicht thun. Es wäre die tiefste Pein und Demütigung für uns alle — für sie und auch für dich und mich."

Marianne stimmte mit einem Kopfnicken zu. „Ja," flüsterte sie dann bedrückt, „das wär' es, ich weiß es ja und brächt' es selbst niemals zu stande. Sie hat uns beide so grenzenlos lieb, ist so gut, vertraut uns so blindlings. Und es würde sie so unglücklich machen ... sie vielleicht in den Tod treiben ... O Gott, es wär' die schwärzeste Undankbarkeit von mir, und es wär' so schmählich, wollten wir auf ihrem Unglück unser Glück aufbauen ... Es geht nicht, geht nicht."

„Nein, es geht nicht," erwiderte er nach einer Pause. Und dann mit einem bitteren Lächeln: „Da müßte ich mehr Uebermensch sein als ich bin, rücksichtslos, brutal,

ſie einfach niedertreten und über ſie hinweg zu dir — mit dir ins Flitterwochenglück hinein.“ Er atmete ſchwer, ſtrich ſich über die Stirne. „Aber ich bin nicht ſo ein Uebermenſch. Kind, armes Kind, du haſt dich arg in mir vergriffen. Du hätteſt einen energiſchen Mann finden ſollen, nicht einen Mann, wie ich es bin. Denn weißt du, wie die Welt einen ſolchen Mann nennt? Einen Schwächling. Und das ... nun ja, wahrſcheinlich bin ich es: ein Schwächling.“ Sein Antlitz verzog ſich zu einem Lächeln voll Bitterkeit.

Sie drückte krampfhaft ſeine Hand, ſchaute ihn mit einem Blicke ſtolzer Liebe, hingebenden Vertrauens an.

„Und wärſt du's auch,“ raunte ſie ihm zu, „ich würde dennoch keinen anderen lieben können. Grad ſo, wie du biſt, biſt du mir recht. Grad, weil du zart empfindeſt und offen eingeſtehſt, daß du nicht über dich hinauskannſt ... grad deshalb hab' ich dich ſo lieb.“

Und plötzlich, ehe er ſich deſſen bewußt werden konnte, neigte ſie raſch das Antlitz über ſeine Hand und drückte blitzſchnell ihre warmen Lippen darauf.

„Nicht doch! Was thuſt du?“ wehrte er ihr in leichtem Erſchrecken. Und dann zog eine dunkle Röte in ſein Antlitz — halb der Beſchämung, halb des freudigen Stolzes über dieſen Ausdruck demütiger Liebe des ſchönen, ſtolzen Mädchens.

„Was ich ſchon lange thun wollte,“ entgegnete ſie leiſe mit voller Hingabe der Seele in ihrem Blick.

Und wie ſie ſich ſo anſahen — er zweifelnd in ſtaunender Glückſeligkeit — da fühlten ſie es ſtärker, überzeugender als je, daß ſie zu einander gehörten für Zeit und Tod, und daß ihnen kein anderer Ausweg blieb, als ihre Liebe mit ihrem Tode zu beſiegeln, um den grauſamen Zwieſpalt zu enden. Gerade in jungen Seelen ſchlägt der ſtarke Lebensdrang ja ſchon bei einem leichten

Anstoß in das Gegenteil, in Todessehnsucht, um, und unter schweren Umständen — im Konflikt mit Herkommen und Gesellschaft oder sonstigem — wird der Tod oft freiwillig gewählt. Niemand ist so leicht bereit, das Leben von sich zu werfen, als die Jugend.

Und wieder war es Marianne, die davon begann. Von ihr war es ausgegangen — sie kam stets aufs neue darauf zurück. „Schau," flüsterte sie ihm mit düster schwärmerischem Blicke zu und hielt unter dem Tische seine Hand fest, „wie wir jetzt dasitzen, Hand in Hand — wenn jetzt der Tod zu uns käme — wär' das nicht schön?"

Er nickte, ganz umsponnen von ihrem heißen Schwärmerblick, von ihrem sehnsuchtsvollen Flüstertone.

„Und wenn's auch unseren armen Leibern weh thun sollte," fuhr sie fort, „was läge denn daran? Es wäre ja doch nur ein Moment, und unsere Seelen dann für immer glücklich. Und alle Pein, alle Qual läge hinter uns, als wären sie nie gewesen. Wär' das nicht gut?"

Und wieder nickte er und drückte ihr in stummer Zustimmung die Hand.

„Nun siehst du," sagte sie in stiller Freude. „Giebt's etwas Schöneres, als freiwillig miteinander dahingehen, so wie die „Lebensmüden" auf dem schönen Bilde — weißt du? — wenn unserer Vereinigung im Leben ein Hindernis im Weg steht und für uns unbesiegbar ist? Und da wir nun einmal auf die Welt gekommen sind, um uns zu finden und zu lieben, uns aber doch zu spät gefunden haben und über meine Schwester nicht hinwegkommen können, ihr so viel bitteres, unheilbares Weh zufügen müßten — da bleibt uns doch nur das Sterben übrig. Glaubst du nicht auch?"

Zum drittenmal nickte er. Warum denn reden, da es ihn ja so sehr beseligte, der holden Schwärmerin zu lauschen? Wie sie ihm doch das Sterben so begreiflich,

den Tod so begehrenswert zu machen wußte! Und am Ende: ob heute, ob morgen, ob in zehn, in zwanzig Jahren — der Tod geht ja doch an keinem vorüber. Was lag also daran, ihn selbst herbeizurufen, um aller Drangsal ein Ende zu bereiten?

„Nun also," nahm Marianne in ihrem Fanatismus wieder das Wort. „Du siehst es ein, es geht nicht anders. Und sterben wollen wir in dem Bewußtsein, daß wir zu stolz gewesen sind, eine unschuldige Dritte elend zu machen, um unser Glück zu begründen. Und da man doch nicht ewig leben kann — warum nicht lieber sterben, wie wir sind: jung, schön, in Liebe? Und damit sühnen wir dann auch die Schuld, die wir an meiner armen Schwester verbrochen haben. Sie wird uns beweinen und uns verzeihen, weil wir lieber das eigene Leben vernichtet haben, als das ihre zerstört."

So sprach sie weiter — verlockend und bethörend — redete sich immer tiefer in ihre düstere Exaltation hinein. Und beide waren überzeugt, die Wucht des Todeslosses leichter zu ertragen als ein herbes Geständnis in mutiger Stunde.

„Ich bin bereit," sagte Marianne schließlich. „Seit langem schon . . . du weißt es, Hugo. Sag, bist du es auch?"

Er sah sie an mit einem Blick, darin seine ganze Liebe lag. „Ich bin es," erwiderte er mit Festigkeit. „Aber, Liebling" — eine ernste Mahnung klang aus seiner Stimme — „denkst du dabei auch an deinen alten Vater?"

Sie schrak zusammen, ihre Wangen wurden blaß. Dann starrte sie eine Weile düster vor sich hin.

„Ja," sagte sie endlich leise und entschieden. „Ich hab' an ihn gedacht. Aber" — sie murmelte es mit zuckenden Lippen — „es bleibt ihm ja doch noch ein Kind. Und bin nicht ich es, so ist es vielleicht sie, die stirbt. Es kommt auf eins heraus."

Das waren für eine lange Weile die letzten Worte. In ernster Stimmung schwiegen sie, der Blick des einen stets den des anderen suchend, als wollten sie sich daraus noch den letzten Mut, die letzte Entschlossenheit für ihr dunkles Vorhaben holen.

„Wann soll es sein?“ fragte endlich Marianne leise.

„Wann du es willst, Liebling.“ Rasch beugte er sich über ihre kleine Hand auf dem Tische und drückte einen flammenden Kuß darauf. „Wir haben es ja genossen, das irdische Glück — wir haben gelebt und geliebt. Und darum können wir auch sterben — jede Stunde.“

Sie lächelte ihn glückselig an. „Ja, Liebster. Aber weißt du — laß uns noch stillen Abschied nehmen vom Leben — von der Sonne... und von den anderen, ohne daß sie es uns ansehen. Aber dann nicht mehr länger warten... Kennst du den „jungen Tod“ aus dem Märchen? Der ist so schön — den rufen wir herbei... Bald — bald schon. Ja?“

„Ja.“ Seine Augen leuchteten in dunkler Schwärmerei wie ihre, aus seinem leisen Ton klang die Begeisterung. „Ja, Liebchen — bald. Nur noch ein bißchen Lebensglück zusammen, eine Fahrt hinaus in die freie Natur — eine letzte Glücksstunde und dann: Lebe wohl, Welt!“

„Lebe wohl, Welt!“ wiederholte sie.

Und als ihnen für heute die Trennungsstunde schlug, sie auseinandergehen mußten, da thaten sie es in freudiger Genugthuung darüber, daß sie endlich einig geworden waren, das Recht der Selbstbestimmung auszuüben.

5.

Mit dem Schlag acht Uhr verließ Radinger die Redaktionslokalitäten und legte den kurzen Weg nach seinem Heim in tiefen Gedanken zurück.

Den Brief an Josephine bereute er nicht; wohl aber, daß er keine mildere, schonungsvollere Form für seine grausame Enthüllung gefunden hatte. Das war es, was ihn den ganzen Abend schon bedrückt hatte.

Es mußte sie zu Boden geworfen haben, die arme Josephine. Er wußte es ja, wie sie den Verräter liebte — sie machte ja kein Hehl daraus. Und er kannte auch die tiefe Zärtlichkeit, mit der sie an der Schwester hing. Und diese beiden Menschen hatten ihr das anthun müssen! Ob sie wohl jemals darüber hinauskommen, es je verwinden würde? O, daß er es doch hätte wagen dürfen, jetzt zu ihr hinzueilen, um ihr Trost zu bieten in ihrer Verlassenheit und Halt in ihrer Gebrochenheit! Daß er's doch dürfte! — Aber nein, er durfte nicht und mußte still und unthätig verharren und aus der Ferne warten, wie sich das böse Wirrsal im Hause Grögers lösen würde.

Aus der Ferne wie ein Unbeteiligter, ein Fremder — er, der das arme Mädchen so sehr liebte, daß er ihr gerne die Hände unter die Füße gebreitet hätte, um ihr den Lebensweg leicht zu machen. Sie ahnte nichts von dieser Liebe, die langsam im Lauf der Jahre über ihn gekommen und nicht mehr auszurotten war. Sie ahnte nichts davon, wie tief er gelitten hatte, als sie sich mit jenem anderen verlobte. Doch nun, wo er selbst es ihr hatte sagen müssen, was dieser andere an ihr verbrochen, nun wünschte er in seiner großen Liebe, daß es ihr erspart geblieben wäre, dieses Leid durchzumachen. —

Er war vor seinem Wohnhaus angelangt, durchschritt den von einer flackernden Gaslaterne erhellten Flur und stieg die schmale, steile Treppe des alten Gebäudes empor. Im zweiten Stock bewohnte er als Junggeselle zwei behaglich möblierte Zimmer.

„Es ist jemand da, Herr Doktor," empfing ihn seine Hauswirtin, eine alte Beamtenwitwe, „eine Dame. Und

sie wartet seit fast zwei Stunden schon. Ich hab' nach dem Herrn Doktor in die Redaktion schicken wollen, aber sie hat gesagt, es sei nicht notwendig, sie wolle ganz gern warten. Da hab' ich's bleiben lassen. Sie sitzt drinnen und schaut so merkwürdig aus; sie muß etwas Schweres auf sich haben."

Hatte Radinger, der außer seiner verheirateten Schwester nie Damenbesuch empfing, seine erste Ahnung nicht gelten lassen wollen — die letzten Worte seiner Hausfrau erfüllten ihn nun fast mit der Gewißheit, daß das Unerwartete geschehen, und Josephine da sei.

Die Ueberraschung ließ sein Herz höher schlagen, trieb ihm eine feine Röte in die Wangen. Rasch legte er Hut und Rock ab und hastete erwartungsvoll in das Zimmer. Er sah Josephine beim Schein der hell brennenden Lampe vor sich.

Bei seinem Eintritt erhob sie sich und trat ihm einen Schritt entgegen. Sie hatte den dichten braunen Schleier über das Gesicht hinaufgezogen, und dieses Gesicht hob sich von der dunklen Gewandung in der Bleiche und Starrheit einer Marmorstatue ab. Das lebhafte Feuer ihres Blickes schien erloschen. Dunkel, glanzlos schauten diese Augen auf ihn.

Ihr Anblick griff ihm ans Herz. So hatte sie sich in wenigen Stunden verwandelt, das war aus ihr geworden — das hatte seine grausame Enthüllung aus ihr gemacht! Eine vom Unglück Niedergeworfene, in ihrem Weh versteinert fast. Er fühlte sich so ergriffen, daß er keine Worte finden konnte.

Sie aber fand die Worte, die ihm fehlten. Nachdem sie jene beiden mit ihren eigenen Augen dort in dem Restaurant in der Vorstadt gesehen hatte, war es in der langen Zeit, die sie auf Radinger hatte warten müssen, ganz ruhig in ihr geworden, leer ihr Herz, klar ihr Kopf.

Sie wußte nun auch, was zu thun war, und was ſie von ihm wollte — einen Freundſchaftsdienſt — und daß ſie es kurz abthun mußte, ganz kurz. O, nur nicht mehr viel Worte machen, auch nicht Zeit verlieren! Sie drängte ja ſo ſehr, die Zeit.

Mechaniſch reichte ſie ihm die Hand, mechaniſch ließ ſie dieſelbe wieder ſinken.

„Ich danke Ihnen.“ Ihre ſonſt ſo volltönende Stimme klang leer, ihr Ton war kalt.

„Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein,“ bat er. „Es thut mir ſo leid...“

Mit müder Gebärde wies ſie ſeine Entſchuldigung ab. „Sie haben recht gethan, Herr Doktor. Und ich hab' mich überzeugt. Jetzt möchte ich nur wiſſen, wie Sie darauf gekommen ſind.“

„Meine Schweſter wohnt ſeit einigen Wochen in dem Hauſe, in dem ſich das Reſtaurant befindet,“ erklärte Radinger. „Und da ich meine Schweſter ſchon der Kinder wegen oft beſuche, habe ich die beiden wiederholt geſehen, bin einmal knapp hinter dem Fräulein, das von rückwärts das Reſtaurant betrat, ins Haus gekommen.“

„Und weiter?“ fragte Joſephine mit merkwürdiger Ruhe, da er ſchwieg.

„Weiter?“ Die leichte Röte auf ſeinen Wangen nahm eine tiefere Farbe an. „Die Sache intereſſierte mich — ich ging ihr nach und ſuchte wiederholt zu gelegener Zeit das Lokal auf, ſtudierte die Kellner und holte endlich einen, der mir der Intelligenteſte ſchien, mit aller gebotenen Vorſicht aus. Und da geſtand er mir auch, daß er, den das geheimnisvolle Paar ebenfalls intereſſierte, zwar nicht im ſtande geweſen ſei, viel von ihren immer leiſe geführten Geſprächen zu verſtehen, daß es ihm aber ganz den Eindruck mache, als hätten ſie nichts Gutes vor. Er kam durch ihr Gebaren ſogar darauf, der Polizei

einen Wink zu geben, da er auf dieſe Weiſe ein Unglück verhüten zu können glaubte, das dem Rufe des Gaſthauſes, wo dieſer finſtere Plan geſchmiedet wurde, hätte ſchaden müſſen. Und da hielt ich es denn für geboten, Ihnen von der ganzen Sachlage Mitteilung zu machen ... Nun wiſſen Sie alles, gnädiges Fräulein, und nun bitte ich nochmals: Verzeihung. Es mußte ſein."

Sie nickte mechaniſch mit dem Kopfe. „Ja," fiel es klanglos von ihren Lippen. „Es mußte ſein." Ihr Kinn ſank auf die Bruſt herab, ihr Blick haftete ſtarr auf einem Fleck des bunten Teppichs zu ihren Füßen. „Es mußte ..." Sie wiederholte es noch einmal, ohne daß ſie es wußte, und hob dann jäh den Kopf, ſah ihn mit ſeltſam dunklem Blick aus ihrem ſtarren Antlitz an. „Und nun .... Sie ſind mein Freund ... nicht wahr?" Und da er ſtumm bejahte, mit ruhiger, feſter Stimme: „Dann bitte ich Sie um einen Dienſt."

Er neigte bereitwillig den Kopf. „Jeden, gnädiges Fräulein, den ich Ihnen erweiſen kann."

Sie blickte flüchtig auf ihre goldene Taſchenuhr. „Jetzt iſt's halb Neun," ſagte ſie dann. „In einer Stunde fährt der Schnellzug nach B. ab. Es iſt mein Geburtsort, wie Sie wiſſen. Wollen Sie die Güte haben, mich auf der Reiſe unter Ihren Schutz zu nehmen?"

„Ich?" Er ſchaute ſie erſtaunt an, als zweifelte er an der Möglichkeit, daß ſie dieſes Anſinnen wahrhaftig an ihn geſtellt. Allein es machte ihn zu glücklich, als daß er eine Frage nach dem Warum geäußert hätte. „Ich ſtelle mich zur Verfügung."

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie kurz. Aber ſie atmete dabei tief auf, als hätte ſie befürchtet, er würde Ausflüchte ſuchen oder ſie mit Fragen quälen. „Und dann" — ſie äußerte es nach einigem Zögern halblaut, mit eigentümlich verſchleierter Stimme — „wenn wir dort ſind,

ſollen Sie alles erfahren. Für jetzt nur noch das eine: ich hab' dort zwar genug Verwandte, aber ich ſteige im Gaſthof ab. Und" — wieder ein kleines Zaudern, während eine feine Röte über ihre blaſſen Wangen huſchte — „ich bitte Sie, Herr Doktor, bleiben Sie in meiner Nähe."

Wieder neigte er ſtumm das Haupt. Fragen wollte er nicht. Noch weniger wollte ihm eine verbindliche Floskel über die Lippen.

Wenn er ſich auch nicht zu ſagen wußte, was ſie im Sinne hatte — ihm war's genug, daß ſie ſeiner bedurfte, daß er ihr einen Dienſt leiſten durfte.

Er war jetzt ihre Zuflucht geworden, ihm wollte ſie vertrauen, er durfte ſie beſchützen. Dafür war er ſeinem Schickſal in tiefſter Seele dankbar. —

Eine Stunde ſpäter entführte ihn und ſie der Schnellzug hinaus in die finſtere, regenſchwere, vom Sturm durchbrauſte Nacht.

6.

Ein heiterer Herbſtmorgen lag über B., vergoldete mit ſeinem Sonnenglanz die Dächer, Türme und die hochaufragenden Schlote der Fabriken und ſtrahlte hell in das elegante Zimmer des Gaſthofes hinein, darin Joſephine die ſchlimmſte Nacht ihres Lebens unter Thränen ſchlaflos verbracht hatte.

Nun ſtand ſie am Fenſter und ſchaute mit trübem Blick hinaus auf die lebensvollen Straßen, hinüber auf den Bahnhof ihrer trauten Vaterſtadt, wo ſie ihre glücklichen Kindheitsjahre verlebt. Wie fern das doch hinter ihr lag! Wie alt ſie ſich ſeit geſtern vorkam, wie arm an Lebensmut! Sie war in ihre alte Heimat zurückgekehrt wie ein armer Flüchtling, um das Verzweifeltſte zu thun, was je eine Verratene gethan, damit der Tod

von ihrem Hause abgewendet würde, und sie selbst nicht das unverdiente Brandmal der Verlassenen ihr Leben lang zu tragen hätte.

Aufstöhnend preßte sie die heiße Stirn an die kühle Fensterscheibe. Ihren Körper durchschüttelte ein thränenloses Schluchzen.

Es war zu viel, was ihr aufgeladen war — zu viel. Sich das Herz aus der Brust reißen müssen, um zwei andere glücklich zu machen und dabei auch noch ihren guten Ruf opfern zu müssen.

Das aber war geschehen durch ihre nächtliche Reise mit einem fremden Mann und durch ihre gemeinsame Ankunft im Gasthof.

Und die zu Hause ... die zu Hause! Wie sie in Angst und Sorge den ganzen Abend, die ganze Nacht auf sie gewartet haben mußten, gefoltert von den aufreibenden Qualen der Erwartung und der Furcht, daß ihr ein Unglück zugestoßen sei! Und wie sie nun zur Stunde weiter bangten — der arme alte Vater und die Schwester ... die unglückliche Schwester, die für ihre Liebe sterben wollte, weil sie für sie nicht leben konnte, aus Rücksicht auf die Schwester!

Sie hob das Antlitz, ließ die Hände sinken. Ihre Augen brannten noch von den in der Nacht vergossenen Thränen. Doch nun blitzte es darin entschlossen auf. War sie so weit gegangen, mußte sie auch noch weiter gehen und ihre Rolle ganz zu Ende führen. Darum war sie ja hergekommen und hatte den Morgen abgewartet. Der war nun da, und die zu Hause vielleicht halb wahnsinnig vor Angst um sie. Warum also noch zögern, da es doch so sein mußte, wie sie es selbst gewollt?

Mit schwerer Hand strich sie sich über die Stirne und raffte ihre ganze Entschlossenheit zusammen. Im nächsten Augenblicke war sie beim Zimmertelegraphen und klingelte

dem Stubenmädchen. Sie bestellte Briefpapier und Schreibzeug und gab den Auftrag, den Herrn von Nummer 22 zu bitten, er möge sich in zehn Minuten zu ihr bemühen.

Sie setzte gerade ihren Namen unter den rasch mit sicherer Hand geschriebenen Brief, als Radinger eintrat.

Besorgt forschte sein Blick in ihrem Antlitz; ihre rot umränderten Augen, die Bläße ihrer Wangen, die nervöse Abspannung ihrer Züge bekundeten ihm eindringlich genug eine vor Gram und Qual des Schlafes beraubte Nacht.

Sie ging ihm einige Schritte entgegen, reichte ihm wortlos die Hand, die er wortlos an seine Lippen führte.

„Haben Sie die Telegramme abgeschickt?" fragte sie nach einer Weile, ohne ihn anzusehen.

„Ja," lautete die ruhige Antwort. „Wie Sie es gewünscht haben: alle beide gleichzeitig heute früh. Eines in die Wohnung Ihres Herrn Vaters, das andere in die Redaktion."

Sie nickte ihm einen stillen Dank zu und reichte ihm hierauf den von der Tinte noch nassen Brief.

„Wollen Sie nicht lesen, was ich an meinen Vater geschrieben habe?" Aus ihrer Stimme klang die Ruhe eines Menschen, der mit sich und seinem ganzen Leben fertig geworden, und dem nichts anderes mehr geblieben ist als stille Ergebung in alles, was da noch kommen soll.

Er zauderte ein Weilchen wie in stummem Protest, in ihr Briefgeheimnis einzudringen.

„Lesen Sie nur" — sie sprach es in dem gleichen Ton wie früher. „Es ist ja doch nur eine Komödie, die wir aufführen, und die ich — wenn es an der Zeit ist — schon so entwirren werde, daß Ihnen keine Verbindlichkeit daraus erwächst."

Sie drückte ihm den Brief in die Hand und wandte sich ab, um jedem Widerspruche zuvorzukommen.

Er las, und dabei wurde sein Gesicht immer ernster.

„Fräulein Josephine," sagte er dann mit eindringlicher Mahnung, indem er vor sie hintrat, „wissen Sie auch, was Sie da geschrieben haben? Und daß es dabei nicht allein um Ihren Ruf — nein, auch um meine Ehre geht?"

Unter seinem Blick und Ton kam ein Gefühl der Unsicherheit über sie. In stummem Bangen schaute sie ihn fragend an.

„Um meine Ehre," setzte er mit Nachdruck hinzu. „Sie können doch nicht annehmen, daß ich die Hand dazu bieten werde, Sie unheilbar zu kompromittieren, und Sie dann — wie Sie es so wollen und gesagt haben — einfach Ihrem Schicksal überlasse? Wenn Sie das von mir glauben konnten, dann thun Sie mir schweres Unrecht. Ich habe wohl gewußt, was ich thue, indem ich Sie hierher begleitet habe; und ich war und bin entschlossen, dafür auch einzustehen — weil ich Sie liebe. Jetzt kann ich es Ihnen sagen, und jetzt werden Sie alles begreifen. Meine Liebe ist groß genug, um Ihnen alle die Schonung und Duldung angedeihen zu lassen, die ein wundes Herz, ein leidendes Gemüt so notwendig bedürfen. Ich werde Ihnen niemals mit meiner Liebe lästig fallen, Fräulein Josephine; aber ich werde mein ganzes Streben daransetzen, Sie wieder mit dem Leben zu befreunden. Das biete ich Ihnen an mit allem, was es ausmacht, und fordere dafür nur Ihr Vertrauen. Nicht einmal eine Antwort für jetzt — aber Sie müssen mir gestatten, daß ich an Ihre Zeilen an Ihren Herrn Vater anknüpfe und ihm schreibe, was ich ihm für meine Person zu schreiben habe."

Er wartete ihre Erwiderung nicht ab. Er sah nur einen Ausdruck dumpfen Erstaunens in ihren Mienen, ging rasch zu dem Schreibtisch und schrieb mit fester Hand drei kurze Zeilen und seine Unterschrift.

„Lesen nun auch Sie, Fräulein Josephine," bat er dann, während er wieder auf sie zutrat.

Sie that es, und ihr bleiches Antlitz färbte sich mit einer fliegenden Röte.

„Nein," wehrte sie mit bebender Stimme ab, „das kann ich nicht annehmen, Herr Doktor. Ich kann nicht."

„Sie müssen aber, Josephine. Und ich bitte Sie darum. Vertrauen Sie mir doch. Sie sollen Ihr schweres Opfer nicht umsonst gebracht haben, sollen nicht bloßgestellt werden vor der Welt, nicht nur die Entsagende, die Aufgegebene und Ueberflüssige sein. Rufen Sie doch nur Ihren Stolz wach, der Sie zu diesem Schritt, den ich bewundere, getrieben hat, und stempeln Sie mich nicht zu einem Schurken oder Hampelmann. Das ist es, was ich mit allem Recht fordern kann. Ich fordere es auch und bitte Sie noch einmal, lassen Sie die Welt nicht über Ihren Schmerz triumphieren, lassen Sie sie darüber nicht billiges Mitleid empfinden. Sie können Achtung und Bewunderung beanspruchen — Sie brauchen das Mitleid nicht, das immer doch nur demütigt. So fordern Sie denn auch diese Achtung vor der Welt, Josephine. Sie können es, wenn Sie entschlossen den begonnenen Weg verfolgen."

Seine Worte trafen sie im Tiefsten und wirkten, wie er es gewünscht. Sie überwand die Pein, raffte sich auf und reichte ihm mit wehem Lächeln die Hand.

„Sie sind sehr großmütig" — sie murmelte es mit zuckenden Lippen — „und das" — in zerrissenen Lauten rang es sich von ihrem Munde los — „das ist unsere Verlobung. Mein Gott! Mein Gott!"

In wildem Ausbruch ihres Schmerzes warf sie sich auf den Diwan und grub verzweifelnd ihr Antlitz in die Kissen ein.

7.

„Noch eine solche Nacht, und es ist mein Tod," sagte Gröger beim Frühstückstische zu seiner jüngeren Tochter.

Es war ihm anzusehen, daß er die Wahrheit sprach, so schlimm hatte ihm diese schlaflos in Qual und Angst verbrachte Nacht mitgespielt, so gealtert sah er aus.

Ohne sich zu Bett zu legen, hatte er von Viertelstunde zu Viertelstunde die Heimkunft Josephinens abgewartet. Umsonst. Und nun war der Morgen da — regenlos zwar, aber grau und trüb wie gestern, und Josephine kam noch immer nicht, sandte kein Zeichen; sie, die niemals noch auch nur auf eine Stunde vom Hause fortgegangen war, ohne gesagt zu haben, wohin, und immer so pünktlich zurückgekommen war! Wenn da nicht anzunehmen war, daß ihr ein Unglück zugestoßen, dann war überhaupt keine Vermutung mehr anzustellen.

Mit einem schweren Stöhnen stützte er den Kopf in die Hände und saß gebeugt, gebrochen da.

Marianne war nicht weniger verstört wie er. Sie hatte ihren ganzen Vorrat an Trostesworten erschöpft und nicht mehr die Kraft, dem alten Vater die Entmutigung, die in ihr mehr und mehr überhand nahm, zu verbergen. Immer sah sie jenes seltsam starrende Augenpaar, das gestern abend beim „Reichsapfel" zum Fenster hineingeschaut, vor sich. Und immer wieder mußte sie dieses unheimliche Augenpaar mit ihrer Schwester in Verbindung bringen. Sie fühlte sich wie zermalmt von Pein und Angst. Wenn das wirklich Josephine gewesen war, und sie nicht heimkam, dann gab es dafür nur eine einzige Deutung — die schlimmste, schrecklichste.

Das folterte das junge Mädchen, nahm sie so vollständig ein, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machen konnte, dem armen Vater die zerdrückende Sorge zu lindern.

Und stumm — eine Beute der tiefsten seelischen Martern — saßen beide da.

Die Uhr hatte eben erst Acht geschlagen, als Schrittweiser kam, mit einem Ausdruck hochgradigster Pein in

dem nervösen Antlitz, das niemals noch so bleich gewesen war und dieselbe Uebernächtigkeit wie bei Vater und Tochter verriet.

„Nichts," sagte er mutlos, ohne erst an einen Gruß zu denken. „Keine Spur." Er hatte mit ihnen die Nacht durchwacht und war hierauf seit sechs Uhr morgens in der Stadt herumgefahren, bei allen Bekannten und Verwandten der Familie gewesen, aber niemand wußte etwas von Josephine, niemand hatte sie gesehen.

Und noch einmal wurden die Dienstleute hereingerufen und ausgefragt. Sie wußten nichts anderes zu sagen, als was sie berichtet: daß ein Dienstmann um vier Uhr einen Brief für Fräulein Josephine gebracht, sich, ohne Antwort abzuwarten, entfernt hatte, und daß das Fräulein vielleicht eine Stunde darauf in ihrem braunen Lodenanzug fortgegangen sei. Daß sie länger ausbleiben würde, hatte sie gleich gesagt, und daß man mit dem Nachtessen nicht erst auf sie warten möge.

Das war alles. Da standen sie nun vor dem quälenden Rätsel, das sie nicht lösen konnten, und das sie alle gleichmäßig verzagt machte: den alten Herrn in seiner schweren Vatersorge, das junge Mädchen und den jungen Mann in ihrem Schuldbewußtsein, von einer dunklen Ahnung erfüllt, die immer wuchtiger auf ihnen lastete. Sie vermieden es, einander anzublicken, aus Furcht, dann nicht an sich halten zu können und ihre marternden Befürchtungen vor dem alten Vater aussprechen zu müssen.

Eine dumpfe, sich zur Unerträglichkeit steigernde Beklommenheit lastete fühlbar über dem Raume, senkte sich schwer auf die drei Menschen nieder, kaum, daß sie hie und da einen Laut äußerten. Sie saßen da und harrten auf die Frühpost, die jeden Augenblick eintreffen mußte. Doch als sie endlich kam, war nichts darunter, was sie der Qual entrissen hätte.

Aber dann — eine halbe Stunde später — kam ein Telegramm an den alten Herrn.

Mit zitternder Hand nahm er es entgegen und riß es hastig auf.

„Bin wohlbehalten da. Brief folgt. Josephine."

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!" murmelte er mit zuckenden Lippen, in einem Tone, der vor Ergriffenheit fast unverständlich klang. In seinen Augen schimmerte es feucht. „Es ist ihr nichts geschehen ... Sie lebt."

Das war die Hauptsache. Alles andere, was sie nach der alten Heimat geführt, bei wem sie dort weilte, trat davor zurück, wenngleich ihn diese Fragen ernsthaft und ausdauernd beschäftigten; nur daß er jetzt doch wieder an seine Berufspflichten denken und sich in die Redaktion begeben konnte.

Den Schwiegersohn nahm er gleich mit. „Komm," sagte er in weichem Tone zu ihm, „daß ich vorläufig wenigstens etwas von ihr bei mir habe." Zärtlich umfaßte er Hugos Arm.

Der zuckte jäh zusammen und tauschte mit Marianne einen stummen, bangen Blick. Er sah noch, wie sie jäh den Kopf senkte. Dann ging er mit dem alten Herrn aus dem Hause. —

Er hatte es sich in seinem Redaktionszimmer kaum bequem gemacht, als ein Diener eintrat und ihn zu dem Chef hinüberbat.

Eiligst folgte er dem Rufe und sah den alten Herrn ganz bestürzt an seinem Schreibtisch sitzen, den Stoß der eingelaufenen Postsendungen noch uneröffnet vor sich. Nur mehrere Telegramme waren schon geöffnet, und eines derselben gab ihm Gröger nun in die Hand.

„Was sagst du dazu?" stieß er dabei hervor. „Was hältst du davon? Ist das nicht auffallend?"

Hugos Auge überflog die Drahtmeldung.

„Mußte gestern in privater Angelegenheit verreisen. Bitte um unbestimmten Urlaub. Brief folgt.

Radinger."

Aufgabeort und -zeit stimmten genau mit jenen auf Josephinens Telegramm überein.

Nun sah auch Hugo so bestürzt darein wie der alte Herr. So schauten sie sich eine Weile schweigend an, als scheuten sie sich, das, was sie dachten, in Worte zu kleiden.

„Es ist auffallend genug," nahm endlich Gröger das Wort. „Und ich will nur wünschen" — sein Ton klang plötzlich schwer bedrückt — „daß wir da nicht eine ganz ungeahnte schlimme Ueberraschung erleben." Er neigte das Haupt und legte die Stirne in die Hände. „Was einem doch die Kinder für Sorgen machen können!"

„Nun ja, Papa," meinte Hugo, selbst ganz verstört, doch unwillkürlich gedrängt, den alten Herrn zu beruhigen. „Aber wir wollen doch nicht vorschnell urteilen und alles abwarten. Es kann ja doch ein Zufall sein."

„Ja, ja," sagte der alte Herr mechanisch. „Freilich müssen wir es abwarten, aber ich ahne Schlimmes." —

Und seine Ahnung trog ihn nicht. Wohl mußte er noch lange in qualvoller Aufregung warten — den ganzen, langen Tag. Aber dann — mit der letzten Post ins Haus — kam der angekündigte Brief seiner Tochter, kam die Aufklärung, die den alten Herrn — trotzdem er halb und halb darauf vorbereitet war — doch niederschmetternd traf.

Der Brief, dessen schmerzlicher Doppelsinn ihnen verborgen blieb, lautete:

„Lieber Vater!

Seit gestern bin ich mit Doktor Radinger hier in B. und warte auf eine Nachricht, ob Du uns verzeihen kannst. Frage mich nicht, wie das alles gekommen ist; laß Dir daran genügen, daß es sich so gestalten, und ich mein

Los erfüllen mußte. Verzeihe mir die schwere Kränkung, die ich Dir damit angethan, und bitte Hugo, daß er mir auch verzeihe, weil mich mein Herz so lange getäuscht hat. Ich wollte nur, er fände in Marianne Ersatz, damit Du, lieber Vater, ihn nicht als Sohn verlieren müßtest. Wenn es möglich wäre, daß sie einander nähertreten könnten, dann würdest Du mir sicher ganz verzeihen. Und nun lege ich mein weiteres Geschick in Deine Hand, die sich nicht von mir abziehen möge.

Deine Josephine."

Darunter stand von Radingers Hand geschrieben und mit seinem Namen unterzeichnet:

„Ich nehme die volle Verantwortung für das Geschehene auf mich und bitte, unserer Vereinigung die väterliche Zustimmung nicht zu versagen."

Dem alten Herrn war es zu Mute, als hätte man ihn mit einem schweren Holzscheit auf den Kopf geschlagen.

„Entführt!" Tonlos kam es von seinen Lippen. Und noch einmal: „Entführt!" Der Brief entsank seiner Hand.

Hugo nahm ihn auf, überflog den Inhalt mit den Augen, und dabei färbten sich seine blassen Wangen wie von dem Widerschein eines Feuers bestrahlt.

„Wenn ich das verstehe —" murmelte er verwirrt. Die Braut — seine Braut von einem anderen entführt! Und er — er frei — frei!

Er konnte sich nicht erklären, wie sich das mit den beiden anderen so hatte entwickeln können, ohne daß er etwas davon wahrgenommen; konnte nicht begreifen, wo Josephine nur den Mut zu dieser Falschheit, dieser Liebesheuchelei ihm gegenüber hergenommen hatte. Aber was er verstand, war das eine, daß sie selbst ihn auf Marianne hinwies, und an diesen Hinweis klammerte sich seine ganze Seele an.

Und wenn auch mit Rücksicht auf den armen fassungs-

losen Vater der Augenblick nicht dazu angethan war, einem Jubel über die Erlösung, die ihm so unerwartet geworden, freien Lauf zu lassen — zu etwas anderem war es doch der richtige Augenblick.

Und von dem Drang nach einem offenen Geständnis überwältigt, wandte er sich an den alten Herrn.

„Ich hab' dir etwas zu sagen, Papa." Er sprach es stockend, mit unsicherer Stimme und gab dann dem aufs neue fassungslosen Greis das Geheimnis preis, das ihn so lange schon mit Marianne einte.

— — — — — — — — — — — —

Mit dem Schnellzuge langte Gröger am Nachmittag des nächsten Tages in seiner Heimatstadt an. Josephine hatte ihn mit Sicherheit erwartet und harrte des alten Vaters.

Da sie ihn nun plötzlich vor sich sah, sein liebes treues Antlitz mit all den Spuren des tiefen Kummers, den er um sie ausgestanden, kam eine mächtige Erschütterung über sie. In bitterlichem Aufschluchzen sank sie ihm an die Brust.

„Verzeih, Vater," brachte sie stammelnd hervor, „wenn ich dir das anthun mußte. Es war ja nicht anders möglich."

Ihr Jammer rührte ihn. Er sagte ihr kein strenges Wort, zog sie nur inniger an sich und streichelte ihr liebevoll das dunkle Haar.

„Ich kenn' dich ja, mein Kind," sagte er, selbst gegen Thränen ankämpfend, in weichem Tone. „Und ich weiß, es muß dir schwer genug gefallen sein, weiß, daß sich das Herz oft irren kann und dann das Unglück fertig ist. Aber hättest du es mir doch früher gesagt, armes Kind, es hätte sich ja alles in anderer Weise leichter schlichten lassen."

Sie grub ihr Antlitz tiefer noch in seine Schulter ein.

„Nein," stöhnte sie verzweifelt auf. „Nein, Vater. Anders nicht. Das war es ja."

„Ich sag' dir aber ja, mein Kind," beteuerte der alte Herr in hellem Eifer. „Denn siehst du, Kind, er hat es mir ja auch schon bekannt, der Hugo, daß ihn sein Herz irregeführt hat, als er sich mit dir verlobte. Dann lernte er Marianne kennen und war von Stund' an der unglücklichste Mensch. Ja, Kind, er hat es eingestanden nach deinem Brief. Und also wär' das nicht notwendig gewesen, was du gethan hast. Hörst du, Kind?"

Sie hörte — ja. Aber er ahnte nicht, wie grausam für sie seine milden Vaterworte waren, wie sie ihr wundes Herz noch mehr zerfleischten, so daß sie hätte laut aufschreien mögen in dem wilden Weh, das ihre Brust durchtobte. Doch war es nur ein ersticktes Aechzen, das sich aus ihr losrang. Und sie lag plötzlich ohnmächtig dem alten Vater in den Armen.

An dem Lager der Kranken versöhnte sich der alte Herr dann mit dem Manne, der — wie er wähnte — ihm sein Kind, die Braut eines anderen entführt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Die Wahrheit erfuhr er nie, erfuhr niemand sonst, wenn es auch zwei glückliche Menschen gab, die sie wohl ahnten. Und diese Wahrheit blieb still unter den beiden allein, die sich auf so sonderbare Weise verlobt, als ein schmerzliches Geheimnis, das mit ihnen dereinst sterben sollte.

Dieses Geheimnis band auch Josephine an den Mann, der ihr so edelmütig beigestanden hatte, daß ihr Stolz vor den anderen nicht gedemütigt worden und der Makel der Verlassenen nicht an ihr haften geblieben war.

Sie wurde seine Frau. Wenn es auch lange währte, er viel Geduld und Schonung mit ihrem kranken Gemüte haben, die größte Selbstverleugnung üben mußte — schließ-

lich wurde ſein Streben, ſein Hoffen doch erfüllt. Er fand den Weg zu ihrem Herzen.

Und er war glücklich in dem Beſitze der geliebten Frau, ſo glücklich, daß er keinen Neid auf die Vergangenheit und Joſephinens einſtigen Verlobten, ſeinen nunmehrigen Schwager, empfand, und dieſen auch nicht um das Liebesglück, das er in der Vereinigung mit Marianne gefunden, beneidete.

Das heroiſche Liebesopfer war nicht umſonſt gebracht.

Fahrten in Yukatan.

Zentralamerikaniſche Reiſeerinnerungen. Von **Fred Morris.**

Mit 10 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Progreſo iſt der Haupthafen von Yukatan, allein die der ganzen Küſte dieſer Halbinſel vorgelagerten Sandbänke erſchweren auch hier das Landen. Die ankommenden Dampfer müſſen daher weit draußen von der niedrigen, flachen und ſandigen Küſte, auf der hie und da Palmen emporragen, liegen bleiben; kleine Segelboote bringen dann Paſſagiere und Ladung ans Land.

Yukatan iſt, wie ein Blick auf die Karte lehrt, in Zentralamerika die einzige, nach Norden gerichtete Halbinſel; ſie ſpringt in Geſtalt eines länglichen Rechtecks zwiſchen der Bai von Veracruz und Campeche und dem Golf von Honduras vor und ſcheidet mit den Großen Antillen den Golf von Mexiko von dem Karibiſchen Meer. Das Land gehört zu den heißeſten zwiſchen den Wendekreiſen, iſt aber im allgemeinen nicht ungeſund. Es bildet eine große Ebene mit etlichen Hochebenen und einer einzigen Reihe Berge. Der Boden iſt kalkig und erhebt ſich nur wenig über die Meeresfläche, das Erdreich nicht tief, aber fruchtbar; eine ſehr große Schattenſeite bildet der

empfindliche Mangel an Waſſer. Politiſch iſt das Land eine iſolierte Provinz Mexikos; weitaus der größte Teil

Indianerhütte in Progreſo.

der Halbinſel gehört den mexikaniſchen Staaten Yukatan und Campeche, bloß der Süden entfällt auf Britiſch-Honduras und Guatemala.

Progreſo liegt etwa 40 Kilometer nördlich von der Hauptſtadt Merida auf einer Nehrung und hat einen nicht unbedeutenden Handel, iſt aber trotzdem ein elendes Neſt, ſo daß der Reiſende ſich möglichſt beeilt, weiterzukommen. Die Einwohnerzahl Yukatans beträgt etwa 450,000 Seelen, worunter vier Fünftel Indianer vom Stamme der Maya und Miſchlinge.

Siſalhanf oder Hennequin.

Schon in Progreſo treffen wir auf die erſten Indianerhütten und betrachten mit Intereſſe dieſe braunen Menſchen, deren Ahnen in vorkolumbiſcher Zeit eine ſehr hohe Stufe der Geſittung erklommen hatten, wie die großartigen Ruinenſtädte der Halbinſel bezeugen. Die Mayaindianer ſind kleiner, unterſetzter und ſchmächtiger als die nordamerikaniſchen Indianer, aber durchweg ſehr hübſch ge-

baut. Sie sind bescheiden und unterwürfig, meiden aber die Weißen nach Möglichkeit und mißtrauen ihnen. Im südwestlichen Teil des Landes ist übrigens ein Distrikt auch von herumstreifenden Indianern, den letzten Nachkommen der wilden Kariben, bewohnt, die häufige Ausfälle in die Grenzniederlassungen machen und alles plündern, was in ihre Gewalt kommt. Beispielsweise liegt die ehemals reiche und blühende Stadt Valladolid dank der gefährlichen Nachbarschaft dieser Wilden in Ruinen.

Die Mayas vermögen große Anstrengungen zu ertragen. Wir sehen ganze Scharen von ihnen auf den Plantagen längs der Bahn arbeiten, auf der wir von Progreso nach Merida fahren. Preisgekrönt in der Fahrgeschwindigkeit werden die sehr bedächtig vorwärts strebenden Züge dieser Bahn sicherlich niemals werden. Einigermaßen zur Entschuldigung dient freilich, daß die Linie nicht des Personenverkehrs halber entstanden ist, sondern hauptsächlich, um die riesigen Massen von Sisalhanf oder Hennequin, dem Hauptprodukt Yukatans, aus dem Innern nach Progreso zu schaffen.

Dies eigentümliche Stachelgewächs ist für Yukatan ebenso charakteristisch, wie für das eigentliche Mexiko Kaktus und Aloe. Es bedeckt ausgedehnte Landstrecken, und beim Hinausschauen aus dem Eisenbahnwagen gleitet eine Sisalhanfplantage nach der anderen an uns vorüber. Jede ist von Mauern umgeben und hat in der Mitte die meist von Palmen überschatteten Pflanzenhäuser. In unabsehbaren Reihen stehen die Pflanzen da, von denen jede einem Strauß von zwanzig bis dreißig Bajonetten gleicht. Diese fünf bis acht Fuß langen bajonettartigen Blätter schneidet man zur Erntezeit ab und befreit sie mittels einfacher Maschinen von ihrer fleischigen Hülle, so daß nur hanfartige Fasern zurückbleiben. Nach den Vereinigten Staaten gehen jährlich gegen hunderttausend Ballen solcher Fasern im Wert

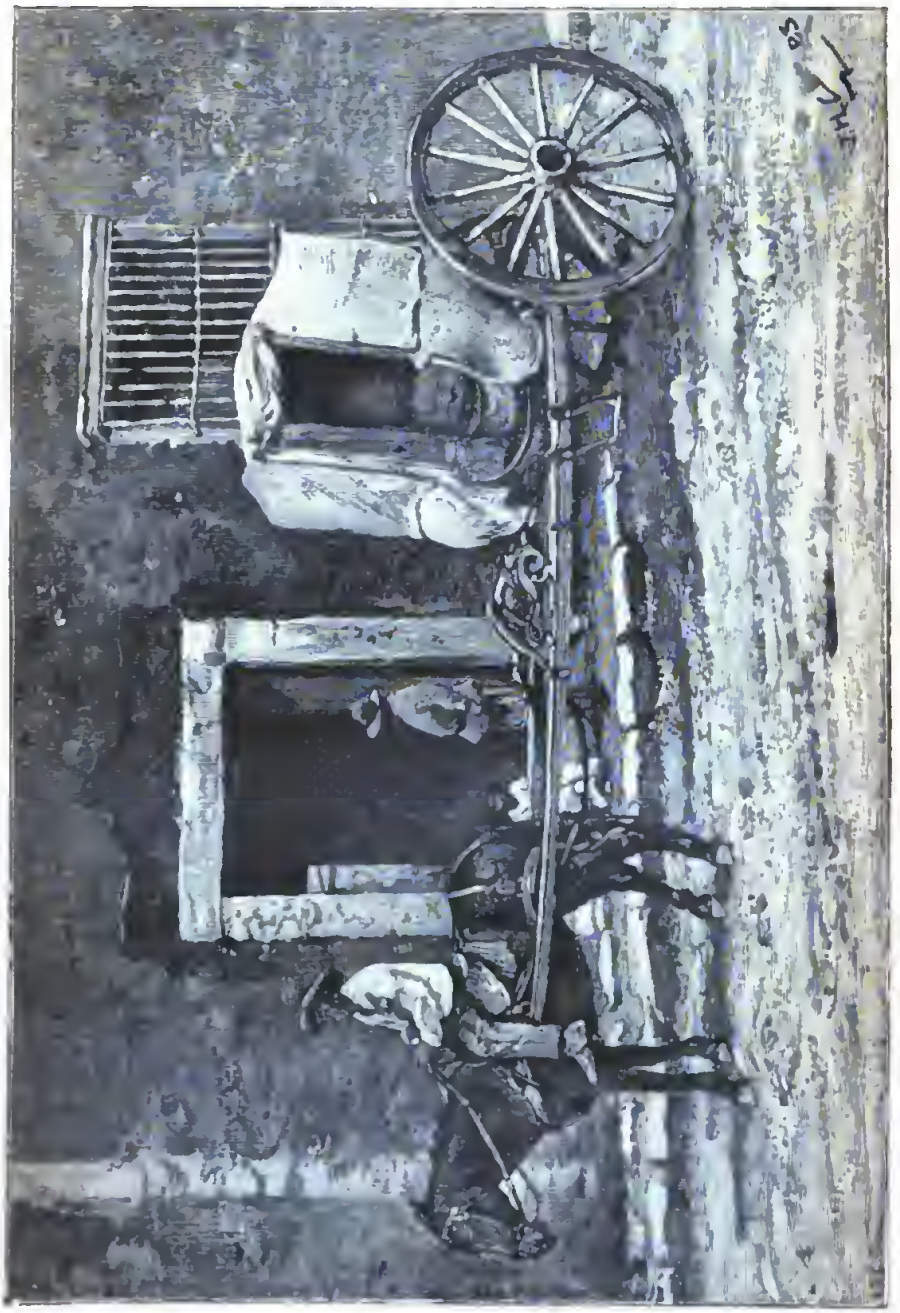
Das Haus des Gouverneurs, das älteſte Gebäude von Merida.

von drei bis vier Millionen Dollars; den Landesbewohnern aber sind sie geradezu unentbehrlich, denn sie machen daraus Kleidungsstücke, Matten, Seile, Schnüre und vor allem

Mayafrauen und -mädchen in Yukatan.

auch Hammocks oder Hängematten, deren man sich fast ausschließlich an Stelle der Betten bedient. Der bekannte Reisende Ernst v. Hesse-Wartegg, der auch längere Zeit in Yukatan weilte, versichert, daß die Weißen wie die

Farbigen dort ihr halbes Leben in Siſalhammocks zubringen; er traf Städte, in denen Betten nach europäiſcher



Landesüblicher Wagen.

Art völlig unbekannte Dinge waren. Endlich iſt die Fahrt beendet; unſer Zug läuft in die neue Station auf der Plaza de la Mejorada von Merida ein. Die Stadt zählt

über 35,000 Einwohner und hat zahlreiche ansehnliche öffentliche Bauten. Die Straßen sind zum Teil breit, aber alle im rechten Winkel gebaut. Ihre Häuser sind groß und aus Mauerwerk errichtet; der die Mitte einnehmende Hofraum ist von einem Korridor umgeben, auf den sich die verschiedenen Gemächer öffnen. Die Einwohner sind gastfrei und gesellig.

An den großen Hauptplatz der Stadt erhebt sich die Kathedrale mit ihren beiden Türmen, das Rathaus oder die Casa municipal, und auf der Südseite des Platzes die einstige Residenz des ersten Gouverneurs (Adelantado) von Yukatan, gleichzeitig das älteste, im Jahre 1549 erbaute Haus der Hauptstadt. Die Spanier hatten bereits 1506 die Küste der Halbinsel betreten, als sie unter Diaz de Solis und Pinzon nach einer „westlichen Durchfahrt" suchten. 1518 gab ihr Juan de Grijalva den Namen Nueva España, Neuspanien, den Cortez 1520 auf das Reich des Montezuma ausdehnte. Um 1527 begann Francisco de Montejo die Eroberung, und 1541 unterwarf sich der letzte Nachkomme der Herrscher von Mayapan, Tutul Xiu, worauf seine Hauptstadt Mani verfiel, wie auch die eingeborenen Indianer unter der spanischen Herrschaft nach und nach in ihre jetzige Armut und Unkultur versanken. An der Fassade des Gouverneurshauses gewahrt man die überlebensgroßen Figuren zweier spanischer Ritter, die auf Indianerköpfen herumtreten, eine Erinnerung an die erste große Schlacht von Merida, in der angeblich zweihundert Spanier vierzigtausend Indianer erschlagen haben sollen.

Wie in allen mexikanischen Städten bildet die Plaza major den Mittelpunkt des sich rechtwinkelig schneidenden Straßennetzes, das außerdem noch fünfzehn andere Plazas mit je einer Kirche umschließt. Des grellen Sonnenlichts wegen dürfen die meist einstöckigen Häuser nicht weiß an-

gestrichen werden, und man sieht daher alle Regenbogenfarben auf ihren Wänden vertreten.

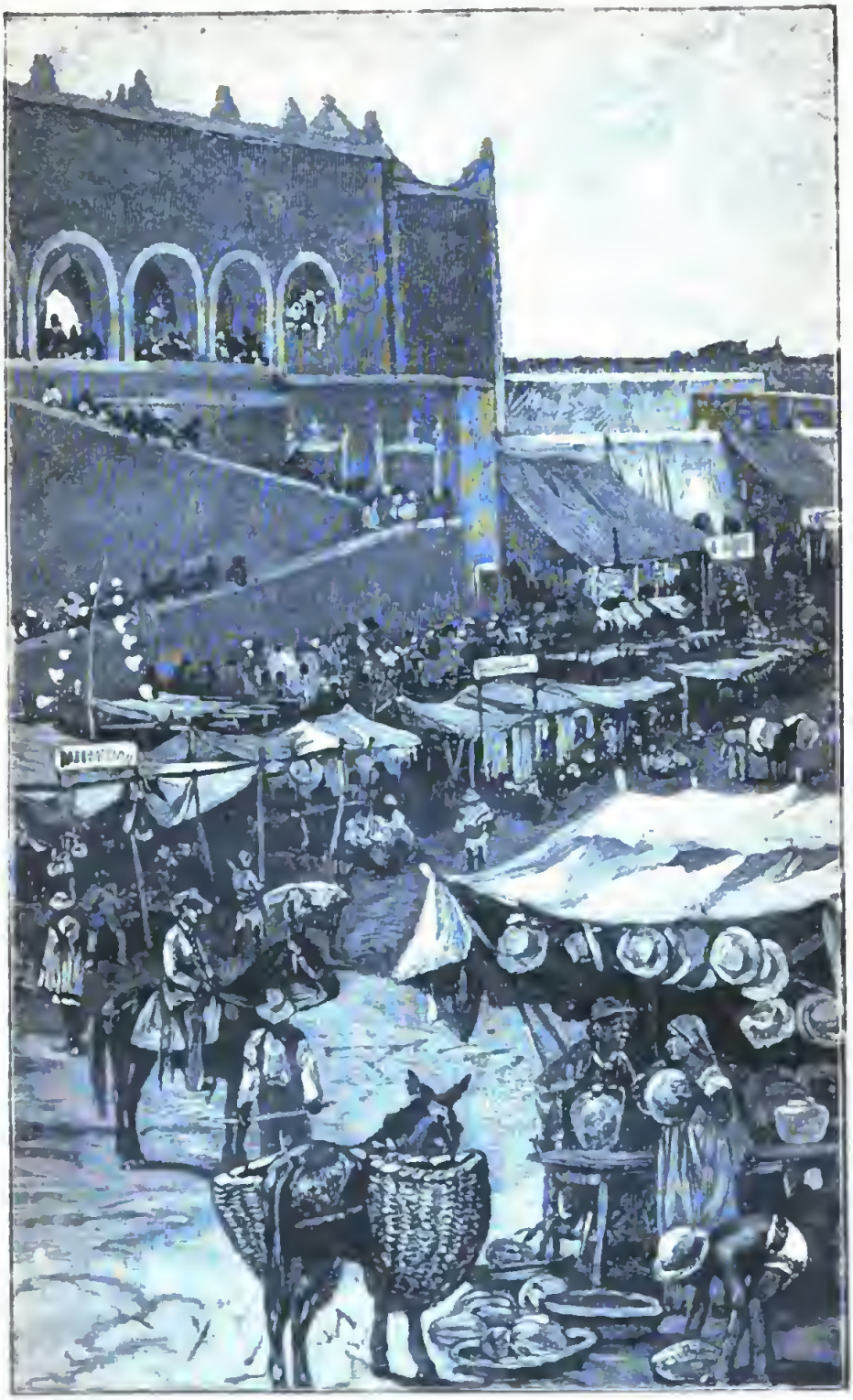
Ein Siebbrunnen in Yukatan.

Die Einwohnerschaft der Hauptstadt gehört zum größten Teil der Indianerrasse an, die Kleidung der Männer besteht

aus einem Hemde, Uipil genannt, und weißleinenen weiten Beinkleidern, die sie bei der Arbeit meist bis hoch über die Kniee heraufschlagen. Bei der Feldarbeit oder beim Tragen schwerer Lasten sieht man die Männer oft bloß mit einem Lendentuch bekleidet. Auch die Toilette der Mädchen und Frauen besteht nur aus zwei Kleidungsstücken: einem weißleinenen Unterrock, Pic genannt, und einem weißen Oberkleid, das wie bei den Männern Uipil heißt. Ebenso gekleidet gehen die Mestizenfrauen, doch sind bei den wohlhabenderen von ihnen diese beiden Kleidungsstücke mit Spitzen reich besetzt, auch werfen sie wohl einen Spitzenreboso über den Kopf, unter dem das hinten in einen Knoten gebundene, reiche, schwarze Haar hervorquillt. Eine Beschuhung tragen nur wenige von ihnen; bloß die spanischen Damen in den Städten gönnen sich den Luxus von Strümpfen und Schuhen.

Unfern von der Hauptstadt liegt das Städtchen Izamal, wohin ein Ausflug für den Fremden recht lohnend ist. Der großen Tageshitze wegen wählt man am besten die frühen Morgenstunden. Freilich gehört eine Ausfahrt in Yukatan nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, denn die landesüblichen Fuhrwerke sind wahre Marterkasten. Sie sind den cubanischen „Volantes" ähnlich und führen den Namen „Volan" oder „Caleza". Anstatt der Sitzbänke ruht auf der Achse ein Holzrahmen, über den Gurten gespannt sind. Auf diesen liegen unter einem Schutzverdeck eine Matratze und ein Kissen, auf denen zwei Menschen wohl nebeneinander liegen, jedoch nicht sitzen können. In die unverhältnismäßig lange Gabeldeichsel werden Maultiere gespannt. Der Kutscher feuert sie unablässig durch laute Rufe und Flüche, mitunter auch durch Steinwürfe zu einem flotten Trabe an, wobei der Fahrgast freilich in der erbärmlichsten Weise zusammengerüttelt wird.

Unterwegs begegnen uns zahlreiche Indianer, Männer



Der Marktplatz von Izamal.

Digitized by Google

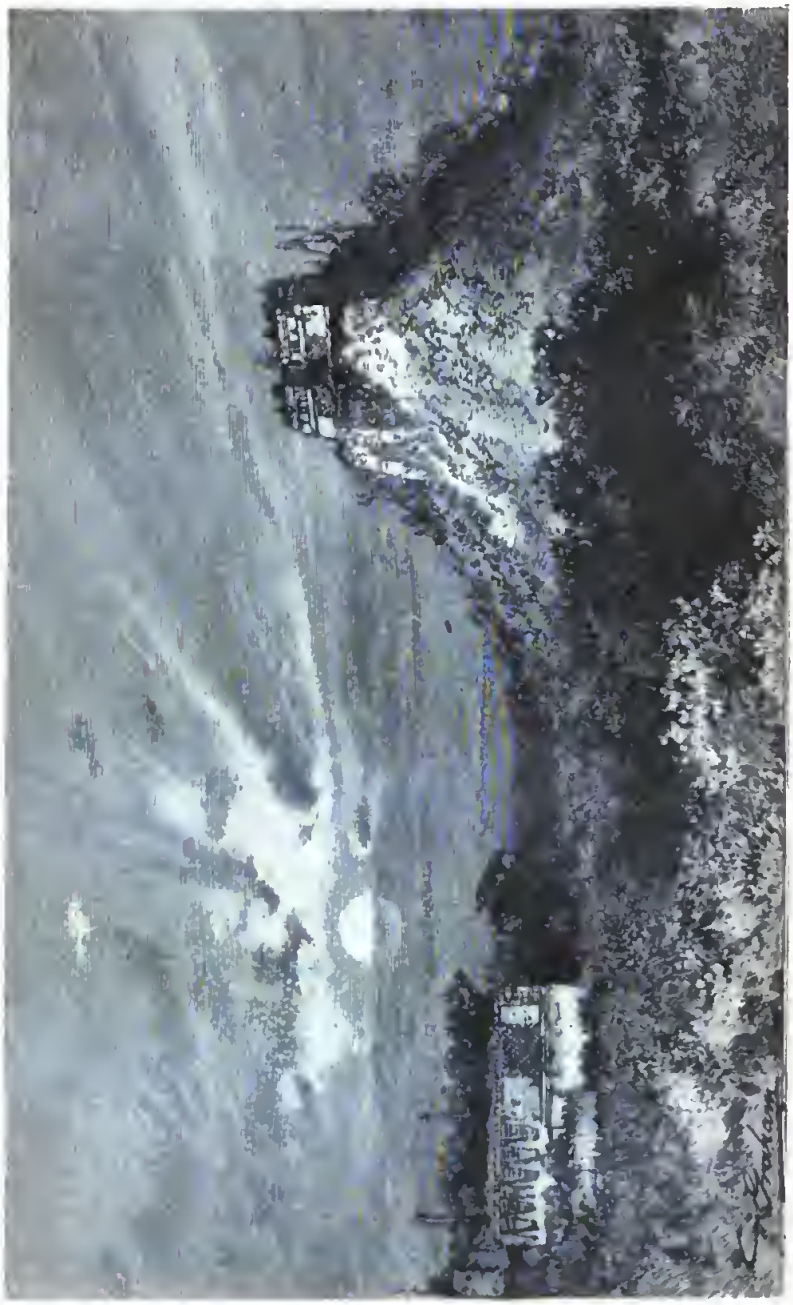
wie Frauen, welche Hühner, Eier und Früchte nach Merida auf den Markt bringen. Ab und zu liegen an der Straße unter Baumgruppen eigenartige Ziehbrunnen, an denen die Umwohner ihre Krüge füllen und die des Weges Ziehenden Maultiere oder Pferde tränken.

Izamal, das für die älteste Stadt in Yukatan gilt, ist noch bei weitem ursprünglicher und deswegen auch malerischer und für den Touristen interessanter als Merida; die Einwohner sind durchweg Indianer oder Mestizen. Wenn man das Volk studieren will, so bietet sich dazu die beste Gelegenheit auf dem Marktplatze, wohin tagtäglich mehrere hundert Eingeborene nebst ihren Familien kommen, um zu verkaufen, was ihre Farm erzeugt. Mit Ausnahme des Fleisches werden die Marktartikel meist einfach auf dem Boden ausgebreitet. Der Indianer steckt einen Stock von etwa acht Fuß Länge in den Boden und befestigt ein Holzkreuz wagerecht darüber, das als Unterlage für eine Sisalmatte dient. Dieser primitive Sonnenschirm und allenfalls noch ein Stuhl bilden oft die ganze Einrichtung eines Standes, doch giebt es auch unseren Jahrmarktsbuden gleichende.

Die Vegetation von Yukatan ist ähnlich wie sonst in den amerikanischen Tropen, daher sieht man auf dem Markte überall ganze Haufen der herrlichsten Südfrüchte, wie Ananas, Bananen, Mangos, Aguaeates u. s. w., aufgeschichtet. Außer den Lebensmitteln und Früchten spielen die Töpferwaren eine Hauptrolle in dem Marktverkehr. Um aber selbst als Käufer auftreten zu können, muß der Fremde zuvor die einheimische Münzenkunde studieren und die Medios, Cuartillos, Chicas und Veintes (letztere kleine Bleimünzen vom ungefähren Werte eines Pfennigs) kennen lernen. Auch Kakaobohnen werden unter dem Landvolke noch an Stelle von Münzen verwendet.

Sind die Marktstunden vorüber, dann begeben sich

Verkäufer wie Käufer in die sogenannten Mediowirtschaften, in denen man für einen Medio (25 Pfennig)



Das Haus des Zwergs und das Haus des Mönchs in Uxmal.

ein gutes Mahl, aus Tomatensuppe, Fleisch, Pfeffersalat und Tortillas bestehend, erhält. Es giebt dort aber weder Eßbestecke noch Teller, allein man weiß sich zu helfen.

Als Schüsseln werden nämlich die halben Hüllen der Jicarafrucht benutzt, als Löffel dienen die Tortillas, eine Art zäher Pfannkuchen, als Gabeln die Finger und als Messer die Zähne.

Izamal besitzt auch eine Plaza de Toros, und der oben genannte Reisende hatte Gelegenheit, einem darin veranstalteten Stiergefechte beizuwohnen. Doppelte, im Kreise errichtete Palissadenreihen tragen ein Dach aus Palmblättern. Der konzentrische Raum zwischen den Palissadenreihen ist in Logen abgeteilt, in denen die stets sich zahlreich einfindenden Zuschauer Platz nehmen. Wenn ein Stier in die Arena tritt, so stürzt sofort eine Anzahl Indianer, mit Federschmuck in den Haaren, sonst aber nur mit einem Lendenschurz bekleidet, auf das Tier los und reizt es mit einem Sack aus Sisalfasern, der wohl das rote Tuch der spanischen Matadore vertritt. Zu ihnen gesellen sich dann andere Indianer, die das Tier mit kurzen Speeren, die scharfe Eisenspitzen haben, zu verwunden suchen, also wohl die Stelle der Banderilleros vertreten. Hesse-Wartegg staunte über die Geschicklichkeit und Tollkühnheit der Indianer, mit denen sie dem immer wilder werdenden Stier entgegentraten und ihm ihre Speere hinter die Schulter stießen, um ihn zu töten. Obwohl das Tier aber zuletzt aus vielen Wunden blutete, warf es doch mehrere der Speerträger über den Haufen, schlitzte einem von ihnen mit seinen scharfen Hörnern den Leib auf und war nahe daran, seinem Nachbarn das gleiche Schicksal zu bereiten. Da warf die geschickte Hand eines Vaquero oder Rinderhirten ihm einen Lasso um die Hörner, an dem das rasende Tier aus der Arena gezerrt wurde. Dann stürmte ein zweiter Stier herein, und das gleiche Schauspiel wiederholte sich, wobei wiederum die Kühnheit und gleichgültige Todesverachtung der Indianer viel mehr überraschten, als deren Geschicklichkeit. Sie schienen den Tod

oder doch die Verwundung beinahe zu ſuchen, und der Reiſende erfuhr denn auch, daß dieſe Indianer keine gewerbsmäßigen Stierkämpfer ſeien, wie ſolche in Spanien auftreten, ſondern vielmehr Freiwillige, welche die Gefahr ſuchen, um ein ihren Göttern gegebenes Gelübde zu er-

Weſtfaſſade am Hauſe des Mönchs in Uxmal.

füllen. Hieraus erhellt, daß, obwohl die Mayas äußerlich alle zum Chriſtentum bekehrt ſind, dennoch die Verehrung der alten nationalen Gottheiten unter ihnen durchaus nicht erloſchen iſt. —

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas fanden die Spanier

an dem Flusse Pánuko, der sich bei Tampiko in dem mexikanischen Staate Tamaulipas ins Meer ergießt, eine Kolonie der großen Völkerfamilie, die unter verschiedenen Namen sich über die ganze Halbinsel Yukatan, sowie fast ganz Chiapas und Guatemala ausgedehnt hatte. Es waren das die Huazteken, über deren Ursprung nichts bekannt ist, deren Sprache jedoch ihre Zusammengehörigkeit zu den Mittelamerikanern hinlänglich erweist. Das Hauptvolk dieses Stammes sind eben die Mayaindianer in Yukatan, und zahlreiche ausgedehnte Ruinenstädte im nördlichen Yukatan legen mit ihren Tempeln, Palästen und Statuen ein beredtes Zeugnis ab für die hohe Gesittungsstufe, auf die sich jenes Volk bereits in vorkolumbischer Zeit geschwungen haben muß. Die Mayas scheinen schon lange vor der Einwanderung der toltekisch-aztekischen Völker jene Landstriche innegehabt zu haben, sind also nicht selbst toltekischen Ursprungs, wie man wohl angenommen hat. Wohl aber scheinen die Tolteken in allen Teilen Mittelamerikas die Begründer oder doch die Förderer der Zivilisation gewesen zu sein.

In Yukatan finden wir die merkwürdigsten und großartigsten Zeugen jener alten Kultur, an der noch sehr vieles der Erklärung und Aufhellung bedarf, die aber jedenfalls bis in die ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung zurückreicht. Man hat Yukatan das „amerikanische Aegypten" geheißen, und diese Bezeichnung erscheint in der That zutreffend, wenn man erfährt, daß, während das Land acht moderne Städte und etwa vierzehn größere Ortschaften besitzt, innerhalb seiner Grenzen nicht weniger als zweiundsechzig altamerikanische Ruinenstädte aufgefunden worden sind.

Die hauptsächlichsten dieser interessanten Ruinenstädte liegen im Umkreise von höchstens 100 Kilometern um Merida, wodurch ihr Besuch für Archäologen und Touristen

sehr erleichtert wird; nur Chichen-Itza (sprich: Tschitschen-) ist etwas weiter entfernt. Dagegen ist Uxmal, die bedeutendste Ruinenstadt, in gerader Linie 60 Kilometer und mittels der Fahrstraße etwa 80 Kilometer von Merida

Thorweg im Hause des Mönchs.

gelegen, während Mayapan und Aké der Hauptstadt noch näher sind.

Die Ruinen von Chichen-Itza liegen im östlichen Teil der Halbinsel südlich der Straße von Izamal nach Valladolid. Der Name bedeutet „Brunnen der Itza" oder

„Brunnen des Tropfens" und rührt von einem tiefen Wasserbecken her, an dem die alten Bewohner des Landes in Zeiten der Dürre den Regengottheiten kostbare Steine und kleine Kinder opferten. Letztere stürzte man von einem kleinen, am oberen Teile der einschließenden Felswand gelegenen Tempel aus ins Wasser. Eine Fläche von nahezu einer Meile im Umkreis wird von den Ruinen eingenommen. Zu den hervorragendsten Bauten darunter gehört das sogenannte Haus der Nonnen, das Schloß und das Chichanchob, auch das Gefängnis genannt. Ferner die sogenannte Schnecke, ein rundes Gebäude von nur 22 Fuß Durchmesser, aus einem Massiv von Mauerwerk bestehend, mit einem ringsherum laufenden, doppelten, sehr engen Korridor. Endlich eine Baulichkeit, in der ein Tlachco oder Ballspielplatz vermutet wird: zwei hohe, parallel nebeneinander stehende und mit Skulpturen bedeckte Mauern mit je einem Tempelchen an dem Ende des von ihnen umschlossenen Raumes.

Die Ruinen von Uxmal sind großenteils von einer überaus üppigen Vegetation um- und überwuchert, aus der nur die auf Hügeln oder pyramidenartigen Terrassen gelegenen hauptsächlichsten Bauten übersichtlich hervortreten. Das ansehnlichste Gebäude dieser Trümmerstadt wird als Haus des Gobernadors oder Gouverneurs bezeichnet und erhebt sich auf der obersten dreier gewaltiger Erdterrassen, die ehemals mit Steinplatten bekleidet gewesen zu sein scheinen, jetzt aber nur noch Mauerschutt zeigen. Das Innere wird durch eine Mauer in zwei große schmale Hallen oder Korridore geteilt, die Scheidewände wiederum in getrennte Räume oder Zimmer zerlegen.

Auch in Uxmal giebt es ein Haus der Nonnen, aus vier Gebäuden bestehend, die einen nach den Himmelsgegenden orientierten Hof umschließen. Die vier, diesen Hof umgebenden Wände sind mit einem riesigen Fries geziert.

Dicht beisammen liegen das Haus des Zwergs und das auf einem künstlich angelegten Hügel emporragende Haus des Mönchs. Letzteres ist ein tempelartiges Bauwerk, in das ein Thorweg hineinführt und dessen Wände mit ganz eigenartigen, in Stuck ausgeführten Ornamenten bedeckt sind.

Leider haben hier wie an den übrigen Bauten indianische, vielleicht auch angelsächsische Vandalen bereits einen großen Teil der Wandskulpturen zerstört oder weggebrochen, um sie mit sich zu nehmen. „Was die Zerstörungswut der Menschen verschont hat," berichtet Hesse-Wartegg, „wird von der gewaltigen Natur langsam, aber sicher dem gänzlichen Untergange zugeführt, als wäre sie ein Strafgericht, um ein Sodom der Neuen Welt dem Erdboden gleich zu machen. Aus allen Mauerritzen, Fugen, Löchern, Fensteröffnungen wuchern die üppigsten Schlingpflanzen, Sträucher, Kräuter, Blumen hervor; das flache Dach ist eine Kaktuswildnis. Um Säulen und Statuen winden sich Lianen- und Corderoranken mit starken Armen, wie Schlangen um steinerne Laokoons; das Ast- und Wurzelwerk hat sich im Laufe der Zeit so fest zwischen das Mauerwerk gedrängt, daß es mit diesem ein Ganzes bildet und eines ohne das andere nicht zerstört werden kann. Heute dürfte es leider zu spät sein, wollte die Regierung versuchen, die Ruinenstätte von der sie erdrückenden Vegetation zu befreien; sie verbot wohl die Ausfuhr mexikanischer Altertümer, gerade so, wie dies die griechische und ägyptische Regierung thaten. Aber den Ruinen von Uxmal wäre viel mehr geholfen, wenn die Regierung den Pflanzen das Wachstum verbieten würde."

Der Anblick dieser Trümmerstätten in trauriger, schweigender Einöde ist gewaltig ergreifend. Wie einem großen Rätsel steht der Forscher ihnen gegenüber, denn außer diesen Bauwerken selbst besitzen wir fast gar keine Quellen

über das Geiſtesleben des Volkes, dem ſie ihre Entſtehung verdanken. Keine Spur von Werkzeugen, von Waffen, Gefäßen oder Schmuckgegenſtänden iſt bisher entdeckt worden. Nicht einmal darüber, wie jene Menſchen wirklich ausgeſehen haben, geben die Skulpturen Aufſchluß, denn ſie ſind viel zu grotesk, verzerrt und unnatürlich. Unzweifelhaft iſt Yukatan für den Urgeſchichtsforſcher das intereſſanteſte aller Länder der Neuen Welt, ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch, doch darf die Hoffnung noch nicht aufgegeben werden, daß die Löſung der dortigen Hieroglyphen, wie der ägyptiſchen, eines Tages dem Scharfſinn der Archäologen gelingen wird.

Aus der Schiffsküche.

Lebensbild von der deutschen Marine. Von **D. B. Warren.**

(Nachdruck verboten.)

Das deutsche Kriegsschiff „Sophie" liegt im Hafen von Yokohama. Es ist Sonntag vormittag, und die übliche Musterung ist vorüber, der Kommandant hat alles in schönster Ordnung gefunden, und die Mannschaften haben eine halbe Stunde Freizeit. Die verbringen sie auf Deck rauchend und plaudernd.

Der Matrose Kaschimke drückt sich aber unter Deck herum, und zwar in verdächtiger Nähe der Kombüse, das heißt der Küche. Kaschimke hat Protektion in der Kombüse, jedoch nicht etwa durch den Schiffskoch — so hoch gehen seine Bekanntschaften nicht — aber einer der Maaten (Gehilfen) des Schiffskochs ist ein persönlicher Freund Kaschimkes.

Der Maat kommt auch jetzt aus der Kombüse und macht Kaschimke eine Mitteilung, und die Nüstern des biederen Kassuben blähen sich weit auf, als versuchten sie jetzt schon, in vollen Zügen sich an den Wohlgerüchen zu ergötzen, die aus der Küche hinausdringen. Heute giebt es aber auch ein vortreffliches Mahl für die Mannschaften: Grünkernsuppe, Gänsebraten mit Kartoffeln und Ananaskompott in Weißwein.

Der Maat muß schleunigst in die Kombüse zurück, um den Teil des Dampfkochapparates, der seiner Bewachung anvertraut ist, nicht allein zu lassen. Kaschimke aber schwelgt eben noch im Vorgefühl der Genüsse, die ihm in einer halben Stunde bevorstehen, als er die schreckliche Gestalt des Stabswachtmeisters nahen sieht, der die Polizei an Bord bildet und von den Mannschaften entsprechend gefürchtet ist.

„Natürlich, dieser Kaschimke!" ruft der Stabswachtmeister. „Was haben Sie sich denn wieder hier herumzudrücken in der Nähe der Kombüse? Schnüffeln, nicht wahr? Sie können es wieder nicht erwarten, bis Sie sich das Mittagessen, das Sie mit Ihrer Faulheit absolut nicht verdient haben, in den Leib stopfen können. Was wollen Sie hier, Kaschimke?"

„Ich hatte nur mit einem der Kochmaaten etwas zu besprechen. Er ist aus meiner Backschaft."

„So, so, eine Beratung, wohl ein Feldzugsplan, nicht? Ich weiß es schon, Sie wollten wieder wissen, was es zum Mittagessen giebt."

Statt jeder Antwort lächelt Kaschimke. Er hat an dem ganzen Ton des Vorgesetzten gemerkt, daß dieser sich in der Sonntagslaune befindet.

Der Stabswachtmeister wartet auch die Antwort Kaschimkes nicht ab, sondern fährt fort: „Wenn es sich um das Essen handelt, sind Sie natürlich immer voran. Wollte Gott, ich erlebte es ein einziges Mal, daß ich Sie beim Hängemattenverstauen in der Frühe als den ersten sehen würde! Aber da kann man eine hohe Wette eingehen, daß Sie immer der letzte sind, der an Deck gepoltert kommt. — Na, und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich mache Ihnen Beine!"

Kaschimke verschwindet. Hat er doch erfahren, was er erfahren wollte, und er kann seinen Kameraden aus

der Backschaft, das heißt den neunzehn Mann, mit denen er zusammen eine Eßgenossenschaft bildet, mitteilen, welche Schwelgerei am heutigen Sonntage bevorsteht.

Vielleicht werden in der That nicht nur die weiblichen, sondern auch die männlichen Binnenbewohner darüber erstaunt sein, daß es ein so leckeres Sonntagsessen an Bord eines Kriegsschiffes giebt.

Aber die Erklärung ist sehr einfach: Yokohama gehört in eine hohe Klasse der Verpflegungsbezirke, nämlich in die Klasse 7 a, und in dieser wird für den Mann und Tag ein Verpflegungsgeld von 85 Pfennig bezahlt. Damit läßt sich bei solider und geschickter Wirtschaft der Speisekommission schon etwas anfangen.

Die Mannschaften führen nämlich gemeinsame Küchenwirtschaft, und zwar giebt der Staat der Schiffsverwaltung für den Tag und Kopf einen besonderen Zuschuß. Es werden dabei zwölf Verpflegungsbezirke unterschieden. Der erste ist die Heimat. Für ein Schiff, das in den heimischen Gewässern sich aufhält, giebt es einen Verpflegungszuschuß von 73 Pfennig. Der zweite Bezirk umfaßt die Stationen des Mittelländischen Meeres; er hat eine Abzweigung, den Bezirk 2 a, nämlich Konstantinopel. Der dritte Bezirk umfaßt die ganze Westküste von Afrika und der Kapkolonie; der vierte Ostafrika; der fünfte Australien; der sechste die Südsee; der siebente China und als Unterabteilung 7 a Japan.

Dann folgen der Reihe nach: die Westküste Nordamerikas, die Westküste Südamerikas, die Ostküste Südamerikas, Westindien, die Südostküste Nordamerikas und endlich als zwölfter die Hauptstädte der Vereinigten Staaten von Washington über New York bis Boston.

In der Südsee, also im sechsten Bezirk, beträgt der Zuschuß täglich 1,07 Mark, weil die Beschaffung von Lebensmitteln eben schwieriger und teurer ist, und in Kamerun,

wo die Verpflegungsverhältnisse noch ungünstiger sind, beträgt der Zuschuß sogar täglich 1,21 Mark.

Betreten wir aber jetzt mit dem Stabswachtmeister zu einem Revisionsgange die Küche, in welcher für die Mannschaften das Essen zubereitet wird.

Der Koch in sauberer weißer Kleidung ist mit allen seinen Maaten in Thätigkeit an dem riesigen Dampfkochapparat mit seinen Kesseln, deren Deckel vermittelst Ketten, die über Rollen laufen, hochgehoben werden können. Der erste Kessel, der so groß ist, daß bequem zwei Mann in ihm Platz finden könnten, dient dazu, um das Fleisch zu kochen; der zweite, ebenso große, ist für Kartoffeln oder Gemüse bestimmt; daran reiht sich eine Anzahl büchsenähnlicher Kochgeschirre, die in Einsätze hineingesteckt und in denen die Speisen ebenfalls mit Dampf gekocht werden können. Diese Büchsen sind verschieden groß, je nach der Quantität von Speisen, die in ihnen für gewisse Zwecke gekocht werden.

Die Dampfkochapparate sind bekanntlich vorzüglich für die Herstellung von Speisen in großer Masse geeignet. Man bekommt zum Beispiel keine bessere Fleischbrühe als von dem Fleisch, das in einem Dampfkochapparat zubereitet wird.

Wenn der Deckel der Abteilung, in der das Fleisch kocht, hochgenommen wird, erstaunt man über die riesenhaften Stücke, die hier gekocht werden, und die eiserne Fleischgabel, die der Koch schwingt, ist fast so lang wie er selbst, sie ähnelt einem Speer mit zwei Spitzen. Ebenso könnte man die aus Holz geschnittene Schaufel, die zum Umrühren der Kartoffeln und des Gemüses dient, ganz gut für das Ruder eines ziemlich großen Bootes halten. Auch die anderen Gerätschaften, die der Koch braucht, imponieren uns durch ihre Massigkeit.

Die mit Rändern versehenen Bretter auf dem Ver-

teilungstisch, auf welchem der Koch das Fleisch für die Backschaften, das heißt immer für eine Abteilung von zwanzig Mann, zerhackt, sind von kolossaler Dicke und Schwere. Das sogenannte Küchenhackmesser ist ganz aus Eisen gearbeitet, und man könnte damit bequem einem Ochsen den Kopf abschlagen.

Lange und scharfe Messer liegen zur Verfügung des Kochs bereit, und sie sind ebenso sauber geputzt, wie das gesamte sonstige Küchengeschirr, das ausnahmslos aus verzinktem Eisen besteht. Nur einzelne Pützen, das heißt Kübel, sind aus Holz gefertigt und mit soliden Eisen- oder Messingreifen beschlagen.

Folgen wir der Führung des Stabswachtmeisters, der nach der Revision der Küche auch noch einen Gang durch die Lasten macht, das heißt durch die Abteilungen, in denen das Material für die Küche aufbewahrt wird, und hören wir, was er uns erzählt über die Art und Weise, wie unsere braven blauen Jungen in der Heimat und draußen in der Fremde verpflegt werden. Wir werden da manches Neue erfahren, manches Vorurteil, das man aus der Lektüre alter Seegeschichten hat, wird da zerstreut werden, und manche Mutter, die ihren Sohn draußen in der Fremde als Mann einer Schiffsbesatzung weiß, wird sich freuen, zu erfahren, wie gut die Verpflegung und vor allem, wie abwechslungsreich sie ist.

Daß Seeleute wochenlang nur von salzigem Pökelfleisch und halbverschimmeltem Brot leben, kommt vielleicht hin und wieder noch auf irgend einem verlotterten Segelschiffe vor, dessen Kapitän ein Betrüger und Schuft ist. In der kaiserlichen Marine aber ist die Verpflegung eine vortreffliche. Sowohl in Kiel als in Wilhelmshaven giebt es ein Verpflegungsamt, welches gewisse Proviantbestandteile im großen einkauft und zum Selbstkostenpreise an die Schiffe abgiebt.

Wir ſehen Proben davon in der vorſchriftsmäßigen Verpackung vor uns. Da ſind Backpflaumen in Fäſſern zu 50 Kilo, weiße Bohnen in Säcken zu 50 Kilo, Butter in Blechdoſen zu 12½ Kilo, und ſechs ſolcher Blechdoſen ſind wieder in einer Kiſte verpackt.

Reis und Erbſen ſind in Säcken zu 50 Kilo aufgeſtapelt. In gleicher Verpackung Salz, Weizenmehl, Zucker, Weizenhartbrot und Kaffee. Kakao dagegen in Blechdoſen zu 2½ Kilo, und eine Anzahl von Blechdoſen iſt wieder in eine Kiſte mit möglichſter Raumausnützung gepackt.

Pflaumenmus wird in Blechdoſen zu 6¼ Kilo aufbewahrt, Thee in Kiſten von 30 Kilo. Eine große Rolle ſpielt das Sauerkraut an Bord, und man ſieht die Fäſſer von 100, von 50 und von 25 Kilo ſorgfältig in Reihen geordnet.

Gedörrtes Gemüſe iſt in Blechkiſten verpackt, und zwar gedörrte grüne Bohnen zu 5 Kilo. In gleicher Weiſe gepackt ſind gedörrter Grünkohl, gedörrte Möhren und gedörrter Weißkohl. Dann noch ein Gemiſch von allen gedörrten Gemüſearten, das den originellen Namen „buntes Huhn" führt.

Gedörrte Kartoffeln ſind ebenfalls in Blechdoſen untergebracht, und zwar in jeder Doſe 25 Kilo. Alle dieſe Blechdoſen liegen wieder in Holzkiſten. Die gedörrten Kartoffeln ſind in der Weiſe hergeſtellt, daß die beſten Kartoffeln geſchält und in Scheiben geſchnitten wurden. Dieſen Kartoffelſcheiben entzog man dann durch trockene Hitze das Waſſer. Sie ſehen aus wie gelbliches Elfenbein oder wie ein Fabrikat aus Celluloid, ſchmecken aber, ebenſo wie alle gedörrten Gemüſe, ganz vortrefflich, wenn ſie erſt wieder in Waſſer aufgequellt ſind.

Betreten wir die Fleiſchkammer, ſo ſehen wir, daß das Salzfleiſch zwar einen großen Beſtandteil der Vorräte bildet — und es giebt ſowohl gepökeltes Rind- wie

Schweinefleisch in Fässern zu 100 und zu 50 Kilo — es wird aber an Bord auch sehr viel frisches Fleisch verwendet. Dann in großen Mengen präserviertes Fleisch, und zwar amerikanisches Büchsenfleisch, gedörrtes Hammelfleisch, präservierter Lachs und präserviertes Rindfleisch.

Bei dem üppigen Sonntagsmahl, das wir an der Spitze des Artikels anführten, war die Beschaffung der Gerichte nicht schwer, da das Schiff in einem Hafen lag. Aber auch wenn das Schiff auf hoher See ist, wird die Verpflegung keineswegs schlecht, wie wir deutlich sehen können, wenn wir einen Verpflegungsbericht nachschlagen, in welchem sorgfältig für jeden Tag mitgeteilt ist, was die Mannschaften zu essen bekamen.

Da giebt es zu Mittag Erbsen mit Speck, oder Königsberger Klops mit Kartoffeln und Heringssauce, oder gepökelte Eisbeine mit Sauerkohl und Kartoffeln, oder Wiener Wurst mit Sauerkohl und Kartoffeln.

Natürlich, wenn ein Schiff wochenlang kreuzt, dann verschwinden mehr und mehr die frischen Sachen von der Mittagstafel der Mannschaften, aber es ist doch dafür Sorge getragen, daß wenigstens frische Kartoffeln immer gereicht werden, und das gedörrte Gemüse, das gekocht wird, schmeckt ebenso gut wie frisches. Ebenso ist das präservierte Fleisch sehr schmackhaft und weit besser als das Salzfleisch, das großen Durst erzeugt, trotzdem es immer zwölf Stunden vor dem Kochen sorgfältig ausgewässert wird.

Selbst auf hoher See giebt es wenigstens in der ersten Zeit immer noch frisches Fleisch, und zwar schreibt die Speiserolle vor, daß der Mann zu Mittag zu bekommen hat: 400 Gramm frisches Rindfleisch und dazu 1500 Gramm frische Kartoffeln, oder 250 Gramm frisches Schweinefleisch, 250 Gramm Weizenmehl, 100 Gramm Backpflaumen, 30 Gramm Zucker und $0{,}_{03}$ Liter Essig. Oder es

müssen gereicht werden: 250 Gramm gesalzenes Schweinefleisch, 150 Gramm Erbsen und 250 Gramm Sauerkohl; oder 400 Gramm präservierter Lachs, 200 Gramm präservierte Kartoffeln und 0,05 Liter Essig. Andere Speisen, welche die Speiserolle in bestimmten Mengen vorschreibt, sind: 250 Gramm Büchsenfleisch, 300 Gramm Erbsen und 25 Gramm Butter; oder 340 Gramm präserviertes Hammelfleisch, 40 Gramm gedörrter Weißkohl und 750 Gramm frische Kartoffeln.

Bei dieser Kost kann der Mann selbst bei schwerster Arbeit bestehen, besonders, da er auch zu anderen Tageszeiten reichliche Verpflegung erhält.

Die Speiserolle schreibt nämlich vor, daß dem Mann täglich außerdem zu geben sind: Zum ersten Frühstück 15 Gramm Kaffee und 20 Gramm Zucker. Dann zum Abendbrot 3 Gramm Thee und 20 Gramm Zucker, außerdem 500 Gramm hartes oder 700 Gramm frisches Brot, dazu 65 Gramm Butter und 15 Gramm Salz.

Es werden aber sehr oft, zum mindesten an den Sonntagen und dann, wenn die Mannschaften schwer gearbeitet haben, besondere Stärkungsmittel oder Extraverpflegung gereicht. Erstere bestehen in 25 Gramm Schokolade oder 0,05 Liter Branntwein oder 0,07 Liter Rum.

Die Leute, welche in Unkenntnis der Verhältnisse immer vom „steifen Seemannsgrog" sprechen und der Ansicht sind, daß auf einem Kriegsschiff die Matrosen täglich große Kneipereien abhalten, mögen es sich gesagt sein lassen, daß der Grog, den die Mannschaften bekommen, nichts weniger als „steif" ist, und daß zur Bereitung gerechnet werden: 15 Gramm Zitronensaft, 15 Gramm Zucker, 0,02 Liter Rum und 0,3 Liter Wasser. Da kein Mann mehr als ein Glas bekommt, wird man es verstehen, daß von einem Kneipen keine Rede sein kann.

Die Extraverpflegungen werden nach jeder schweren

Arbeit gereicht, und wenn wir in den Schiffsverpflegungslisten der deutschen Marine blättern, finden wir zum Beispiel Notizen wie folgende aus dem Hafen von Hongkong:

„Da die Mannschaften vom frühen Morgen an mit dem Uebernehmen von Kohlen sehr schwer zu arbeiten hatten, wurde ihnen eine Extraration, bestehend in einem zweiten Frühstück, gereicht. Dazu wurde verwendet: Frisches Brot, Butter, Schlackwurst, Schweizerkäse und Lagerbier aus der Brauerei von Hongkong."

Man sieht, ein solches zweites Frühstück ist ganz annehmbar.

Der Kommandant des Schiffes und ebenso die Verpflegungskommission, die aus Offizieren, dem Arzt, dem Zahlmeister und aus Matrosen besteht, die von der Mannschaft gewählt sind, haben überhaupt das Recht, aus den vorhandenen Verpflegungsgeldern das Essen so zu beschaffen, wie es ihnen gefällt. Es wird sogar gewünscht, daß möglichst viel Abwechslung in das Essen hineinkommt, und daß es auch einmal etwas besonders Gutes giebt.

Die Verpflegungskommission hat sich beim Einkaufen der Lebensmittel nur danach zu richten, daß die Sachen, die in Kiel und Wilhelmshaven im großen bezogen und an die Schiffe abgegeben werden, nur von den Verpflegungsämtern genommen werden; daß sie gewisse Proviantbestandteile von den Lieferanten kaufen, mit denen die Marineverwaltung besondere Verträge abgeschlossen hat, und daß die Verpflegung einer Woche im Durchschnitt mindestens stets denselben Nährwert hat, wie ihn die Speiserolle für die Schiffe der kaiserlich deutschen Marine vorschreibt.

Durch Sparsamkeit ist es daher möglich, daß zum Beispiel an einem Ostersonntage im Hafen von Hongkong den Mannschaften gereicht werden konnte: Zum Frühstück Kaffee mit Zucker, dazu Kuchen und bunte Eier.

Zu Mittag Schokoladensuppe, gebratenes Huhn, Schnittbohnen mit Kartoffeln und Pflaumenkompott. Nachmittags als Extraverpflegung Kakao und Kuchen. Zum Abendbrot endlich Thee, Zucker, frisches Brot mit Butter, Frankfurter Würstchen und Exportbier.

Sonntags wird fast ausnahmslos, sowohl in den heimischen Gewässern wie unterwegs, den Mannschaften zum Abendbrot außer Thee, Zucker, Brot und Butter noch etwas anderes gegeben, seien dies Kartoffeln mit Salzhering und Lagerbier oder gebratenes Hackfleisch, sogenannter falscher Hase, mit Kartoffeln und Bier.

Zum Schluß aber führen wir das Mahl vom Weihnachtstage 1896 an, wie es an Bord des Panzers „Großer Kurfürst" in den heimischen Gewässern gereicht wurde.

Es gab zu Mittag Labskausch*) und Salzgurken. Am Abend gab es Bratwurst mit Rotkohl und Kartoffeln, dazu Weinpunsch, und als Extraverpflegung braune Kuchen, Pfeffernüsse, Feigen, Apfelsinen, Walnüsse und Haselnüsse.

Unsere Schiffsküche also kann sich schon sehen lassen.

*) Labskausch ist ein Gemisch verschiedener kleingeschnittener Fleischarten, unter denen sich unter allen Umständen auch Pökelfleisch befinden muß.

Vierbeinige Künſtler.

Charakterſtudie aus der Tierwelt. Von **G. Merker.**

Mit 9 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

„Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen,“

meint ſogar der pedantiſche Famulus Wagner im „Fauſt“, und in der That hat der Menſch von jeher in dem Hunde ſeinen treueſten Freund und liebſten Geſellſchafter aus dem geſamten Tierreich erblickt. Schon ſeit den älteſten Zeiten wurde der Nutzen der Hunde erkannt und gewürdigt; auch begann man ſchon ſehr früh, ihn zu allerlei Kunſtſtücken abzurichten.

Eines der älteſten Beiſpiele davon berichtet uns der ältere Plinius (23—79 n. Chr.) nach eigener Anſchauung. „Ein Mime, der in Rom ein verwickeltes und mit vielen Perſonen beſetztes Stück gab,“ erzählt er, „hatte dabei einen Hund, der allerlei Geſtikulationen machte, die den ſceniſchen Vorgängen entſprachen; vorzüglich aber gab er eine Probe ſeines Talentes bei einer Vergiftung, die Schlaf und hernach den Tod bewirken ſollte. Er nahm das Brot, worin ihm das Gift gegeben wurde, und nachdem er es

verzehrt, stellte er sich, als ob er zittere, wanke, schwindle; endlich streckte er sich wie tot aus und ließ sich ziehen und fortschleppen, wie es der Gang des Stückes mit sich brachte. Als er dann nach dem Verlaufe des Gesprochenen und Dargestellten sich seinen Zeitpunkt ersehen, begann er allmählich sich zu bewegen, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwache, und sah mit aufgerichtetem Kopfe umher. Dann

Pudel vor dem Ziehkarren.

näherte er sich dem, dem er sollte, bezeigte seine Freude mit Liebkosungen zur großen Bewunderung aller Zuschauer und selbst des alten Kaisers Vespasian, der bei der Vorstellung im Theater des Marcellus mit anwesend war."

Ein wahres Wundertier war der sogenannte „Danziger Pudel", den ein Holländer um 1754 in Deutschland zeigte. Der Hund stand bei den Vorstellungen neben seinem Herrn auf einem Teppich, und vor beiden lagen auf einem Teppich in der hergebrachten Ordnung die Buchstaben des großen

lateiniſchen Alphabets, auf große Papptafeln gemalt, deren untere rechte Ecke umgebogen war, ſo daß der Hund ſie mit den Zähnen faſſen konnte; jeder Buchſtabe war in zwei Exemplaren vertreten. In einem gedruckten Büchlein, das unter die Zuſchauer verteilt wurde, ſtanden über hundert verſchiedene Fragen nebſt den meiſt aus einem, höchſtens aus zwei Worten beſtehenden Antworten.

Pudel als Jongleur.

Es ſtand nun jedem Zuſchauer frei, dem Hunde eine jener Fragen zur Beantwortung vorzulegen. Lautete beiſpielsweiſe dieſe Frage, wer der Erbauer Roms geweſen, ſo wiederholte ſie der Abrichter zunächſt auf franzöſiſch, worauf der Hund an dem auf der Erde liegenden Alphabet von A bis zum Buchſtaben R entlang ſchritt, letzteren ergriff und vor ſeinen Herrn niederlegte. Hierauf ſchritt er abermals den Halbkreis ab bis zum O, legte dies neben das R, und ſo weiter, bis er das Wort Romulus zuſammengeſtellt hatte. Ein Gehilfe legte dann die gebrauchten Papptafeln wieder an ihre vorige Stelle, und es erfolgte eine neue Frage,

die in der gleichen Art beantwortet wurde. Kam ein Buchſtabe in der Antwort mehr als zweimal vor, wie etwa das N in dem Namen Conſtantinus, dann ging der Hund, nachdem er beim dritten Mal kein N mehr gefunden, an dem von ihm bereits zuſammengeſtellten Teile des Namens entlang, nahm das erſtere N hinter dem O weg und legte es hinter das J, um den Namen hierauf durch U und S zu vervollſtändigen. Auch die Namen von Zuſchauern ſtellte der kluge Pudel in dieſer Weiſe zuſammen, und als hierbei einmal der Name Puhl vorkam, legte er ihn auf das Geheiß ſeines Dreſſeurs nicht nur in deutſcher Schreibweiſe zuſammen, ſondern hinterher auch in holländiſcher (Poel), franzöſiſcher (Poule) und engliſcher (Poole). Ferner gab das Tier mit Hilfe von Papptafeln, auf denen die römiſchen Zahlen I bis XII und die arabiſchen Ziffern von 0 bis 9 ſtanden, Stunde und Minute an, die eine ihm vorgezeigte beliebig geſtellte Uhr zeigte. Der Pudel las endlich aus einer Anzahl farbiger Tafeln diejenige Farbe aus, welche ein ihm aus dem Zuſchauerkreiſe bezeichnetes Kleidungsſtück, Tuch oder dergleichen beſaß, und bei ſpäteren Vorſtellungen führte er ſogar Rechenkünſte aus. Selbſtverſtändlich nahm das Tier in allen dieſen Fällen jedesmal nur diejenige Papptafel, welche ihm durch einen Blick oder eine für das Publikum ganz unmerkbare Bewegung ſeines Gebieters bezeichnet wurde, allein trotzdem ſtaunte alles mit Recht über die Intelligenz und die Gelehrigkeit des Hundes.

Wohl die meiſten unſerer Leſer haben bereits Hunde geſehen, die zählen, Namen aus mit Buchſtaben beſchriebenen Täfelchen bilden, Karten ſpielen und ähnliche Kunſtſtücke ausführen. Man trifft ſolche Tiere mit ihren Beſitzern ja häufig auf Meſſen und Jahrmärkten, aber auch in den großen Cirkus ſind die Hunde jetzt als ſtändige „Artiſten“ zu ſehen.

Der Hund als Balancierkünſtler.

Durchaus nicht alle Hundearten lassen sich in solcher Weise dressieren, denn in demselben Grade, wie sie leiblich voneinander abweichen, sind sie auch geistig verschieden. Wohl am besten eignet sich der Pudel dazu, der überhaupt als Gesellschafter des Menschen das Höchste leistet, dessen ein Tier fähig ist. Er lehrt sich selbst, ahmt dem Menschen nach und drängt sich förmlich zum Lernen. Er ist, wie Scheitlin sagt, ein halber, ein Zweidrittelmensch. Er benutzt ja seinen Körper so gescheit, wie der Mensch den seinigen, und wendet seinen Verstand für seine Zwecke vollkommen an; doch mangelt ihm das letzte Dritteil.

Der Pudel ist nach dem genannten Autor auch unter allen Hunden am besten gebaut und schon hierdurch zu allen Künsten ganz besonders geeignet. Er kann von selbst Tanzen lernen, denn seine Natur treibt ihn, sich an seinem Gebieter aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen und aufrecht zu gehen. Sein Geruchsinn und sein Gehör sind besonders fein, dagegen sieht er weniger gut. „Der Ortssinn ist im Pudel ausgezeichnet. Er findet den Weg nach Hause stunden- und tageweit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum und besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn, sei es auch nur einmal, gewesen, in welchem ihm wohlgethan worden ist. Deshalb kann er abgerichtet werden, Brot beim Bäcker, Fleisch in der Fleischerei zu holen. Sein Zeitsinn ist merkwürdig; er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt; er kennt, wie der hungrige Mensch, die Mittagsstunde und die Schlachttage im Schlachthause. Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hilfe derselben deutlich.

Der Pudel hat ein außerordentlich scharfes Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht ihm, und darum heißt er gescheit. Er ist ein vollkommener Beobachter und lernt deshalb nicht bloß die Worte, sondern auch die

Mienen und Blicke seines Herrn ausgezeichnet verstehen. Sein Gedächtnis ist in hohem Grade treu. Dieses Ge-

Serpentinentänzerin.

dächtnis ist eine Hauptursache zur Gelehrigkeit des Pudels. Doch bedarf er auch dazu Geduld, Gutmütigkeit und Folg-

ſamkeit. Er kann wirklich trommeln, Piſtolen losſchießen, an Leitern hinaufklettern, frei mit einer Schar Hunde eine Anhöhe, die von anderen Hunden verteidigt wird, erſtürmen und mit Kameraden eine Komödie ſpielen lernen."

Neben dem Pudel eignen ſich die Terriers und Rattenfänger am beſten dazu, allerlei Kunſtſtücke zu lernen, da auch ſie mit Intelligenz, Gewandtheit und lebhaftem Lerneifer eine nicht unbedeutende Kraft verbinden. Unſere Bilder zeigen, zu was allem man gegenwärtig dieſe vierbeinigen Künſtler abzurichten verſteht.

Der Pudel giebt einen ganz vorzüglichen Clown ab, der durch ſein drolliges Benehmen unwiderſtehlich komiſch wirkt. Er geht mit großer Gewandtheit auf den Hinterbeinen und zieht in dieſer ihm doch ganz unnatürlichen Stellung ſogar noch einen zweiräderigen Karren; noch Großartigeres leiſtet er als Jongleur mit Tellern und Gläſern. Den Gipfel der Abrichtung dürfte wohl der Hund darſtellen, der auf den Vorderfüßen eine kleine Treppe hinabzulaufen gelernt hat, während er auf dem Kopfe eine brennende Lampe balanciert.

Urkomiſch und zu gleicher Zeit in hohem Grade überraſchend wirkt der als Serpentinentänzerin ſich produzierende Pudel. Wenn er auf der Bühne in bunten faltigen Gewändern, von elektriſchem Lichte beleuchtet, auf den Hinterpfoten ſtehend, dieſen Tanz beginnt, ſo kann man zunächſt gar nicht unterſcheiden, was für ein Weſen man eigentlich vor ſich hat. Erſt wenn er ſeine Schlußverbeugung macht, erkennt alles mit Erſtaunen in der kleinen „Miß Loïe Fuller" einen Pudel, wodurch eine äußerſt komiſche Wirkung erzielt wird. Eine ſchwierige Aufgabe hat auch der „Herkules", deren er ſich mit Ernſt und Würde, ſowie mit nicht zu unterſchätzendem Mute erledigt. In der Schlußnummer ſeiner Produktion hebt er eine Kanone mit den Zähnen, ſich dann auf die Hinterpfoten auf-

richtend und nun ſtandhaft das Abfeuern des Schuſſes erwartend.

Tüchtige Künſtler ſind auch der auf der Flaſche balancierende Rattenfänger, der Foxterrier, der den ſchwierigen Kugellauf vorführt, ſowie ſein den ſogenannten Totenſprung machender Kollege, wobei er ſich in der Luft rückwärts überſchlägt.

Pudel als Herkules.

Namentlich für Sportsleute von Intereſſe dürfte die glatte Dogge ſein, die gleich dem Pferde einer fürſtlichen Reitſchule und mit einem Affen als Reiter alle Figuren der „hohen Schule“ ausführt.

Wie iſt es nun möglich, ſolche Wunder der Dreſſur zu erzielen? Der fachmäßige Abrichter unterſcheidet zwei Arten von Dreſſur: eine wilde, bei der Peitſche, Piſtolenſchuß und heftige Worte, die das Tier erſchrecken, die Hauptrolle ſpielen, und eine milde, die ihr Ziel durch Geduld und Güte auf dem Wege allmählicher Gewöhnung zu erreichen ſucht.

Bei Hunden wendet man gegenwärtig ausſchließlich

das zweite Dreſſurverfahren an. Bei ihrer Abrichtung iſt allergrößte Geduld die Hauptſache. Den Zweck ſolcher Künſte, die ihrer Natur nicht allzufern liegen, ſehen die Hunde gut ein, und ſolche Sachen laſſen ſich ihnen daher verhältnismäßig leicht beibringen. Alles andere dagegen, wie zum Beiſpiel den vorhin erwähnten Totenſprung, kann man ſie nur mechaniſch lehren, indem man ſie zuerſt mittels geeigneter Apparate nacheinander in jene Stellungen bringt, die ſie einnehmen ſollen, und das ſo lange wiederholt, bis ſie es ſchließlich von ſelber machen. Ebenſo verhält es ſich mit dem Serpentinentanz. Die in ſolcher Weiſe abgerichteten Tiere werden zuletzt förmliche lebende Automaten, deren Kunſtſtücke bloße Reflexbewegungen darſtellen. Der erwähnte tanzende Pudel, der ſeine Nummer beim Scheine elektriſchen Lichtes vorführt, iſt zum Beiſpiel ſo ſklaviſch an den Zuſammenhang zwiſchen dem Aufflammen der Bogenſtrahlen und dem Beginne ſeines Tanzes gewöhnt, daß er auch zu tanzen anfängt, wenn in ſeinem Beiſein ein Streichholz angezündet wird. Der den Totenſprung machende Hund that dies jedesmal auch, ſobald man ihm einen Stock vorhielt, denn er konnte eben gar nicht mehr auf natürliche Weiſe ſpringen.

Ein Dreſſeur, der glänzende Erfolge erzielen will, muß vor allen Dingen ein guter Tierkenner ſein, der die Charaktereigenſchaften ſeiner Zöglinge richtig beurteilt, denn auch ſie müſſen, wie unſere Kinder, je nach ihrem Weſen verſchieden behandelt werden. Dann muß der Abrichter ſtets mit ſeinem Zögling verkehren, damit zuletzt eine völlige gegenſeitige Vertrautheit herbeigeführt wird. Bei dem Unterricht ſoll er ferner mit dem Hunde allein ſein, damit deſſen Aufmerkſamkeit durch nichts abgelenkt wird.

Anhänger der alten Schule ſuchten auch bei dem Hunde die Dreſſur mittels „Peitſche und Zuckerbrot“ durchzu-

führen. Ein Fachmann, der sich unter dem Pseudonym „Signor Albertino“ verbirgt, berichtet darüber folgendes: „Der Unterrichtsgang läuft immer darauf hinaus, die anfänglich groben Hilfen, die dem Tier zur Erzielung der verlangten Leistungen gegeben werden müssen, mehr und mehr abzuschwächen, so daß sie zuletzt zu fast unmerkbaren Zeichen werden. Denn thatsächlich hört die Beihilfe des Dresseurs bei den Produktionen seiner Schüler niemals ganz auf, sondern sie ist für den Laien nur so wenig auffällig geworden, daß sie als solche nicht erkannt wird. Der Dresseur ist bei den Vorführungen seiner Zöglinge sozusagen der Souffleur, ohne den der tierische Schauspieler sofort stecken bleibt und aus

Balancieren auf der Flasche.

der Rolle fällt. Denn mit dem Kommandowort allein iſt die Mitwirkung des Dreſſeurs nicht erſchöpft, ſondern eine Reihe von Zeichen und Winken ſorgt ſtets dafür, daß der Schüler während der Produktion eine ſtetige Unterſtützung erhält. Ein geringes Heben und Senken der Peitſche, ein Blick nach einem beſtimmten Punkt, eine leichte Bewegung des Fingers oder des Mienenſpiels ſind für das ſcharf beobachtende Tier die Richtſchnur für ſeine Bewegungen und Gebarungen."

Der Kugellauf.

Nach dieſem Syſtem wird beiſpielsweiſe einem Pudel das Tanzen, eines der einfachſten Kunſtſtücke, etwa in folgender Weiſe beigebracht. Ein emporgehaltenes Stückchen Zucker und die Peitſche unter den aufgehobenen Vorderpfoten ſind die Hilfsmittel. Der Leckerbiſſen wird immer weiter von dem Hunde entfernt und dieſer dadurch veranlaßt, nur auf den Hinterfüßen zu folgen, da ſeine Vorderpfoten ja auf der Peitſche ruhen. Allmählich läßt man dann den Zucker fort und ſtützt auch die Vorderfüße nur noch ganz leicht durch die Peitſche, bis ſich zuletzt der Hund ganz ſelbſtändig auf den Hinterfüßen aufrecht erhält. Wenn er Miene macht, die Vorderfüße zu ſenken,

dann trifft dieſe die Peitſche von unten, daß er ſie raſch wieder emporzieht. Er lernt, ſich auf das bloße Kommandowort „Tanzen!“ emporzurichten; daß er aber auch hüpft, dazu veranlaſſen ihn die Bewegungen des Ab-

Der Totenſprung.

richters während der Produktion. Die nach unten gehaltene Peitſche erinnert ihn fortwährend daran, daß jederzeit ein Schlag ſeine Vorderfüße treffen kann, während ihn der wagerecht gehaltene Arm des Dreſſeurs an den ihm früher gezeigten Leckerbiſſen gemahnt.

Die auf solche Art abgerichteten Tiere werden also bloß zu Künstlern aus Furcht vor Strafe dressiert, während die neuere Schule, zu deren Vertretern auch der bekannte französische „Professor" Richard gehört, ihre Zöglinge allein durch geduldige Gewöhnung und liebevolle Be-

Die „hohe Schule".

handlung zu außerordentlichen Leistungen bringt und förmlich künstlerischen Ehrgeiz in ihnen zu wecken bemüht ist. Richard unterläßt bei seiner Abrichtung die Anwendung jeglicher Gewalt; wenn er auch nicht in allen Fällen auf die „anfänglich gröberen Hilfen" verzichtet, so läßt er sie doch nur als Hilfs-, nicht als Schreckmittel gelten. Bei schwierigeren Aufgaben erspart er sogar seinen vierbeinigen

Zöglingen durch Unterlegen von Matratzen und ähnliche Mittel allen körperlichen Schmerz und vermeidet selbst sorgsam jegliche Kränkung seiner Hunde, um ihnen nicht die Lust am Weiterlernen zu rauben.

Die größte Sorgfalt verwendet er auf die Auswahl seines „Personals", wobei er gar nichts auf Rasse und edle Abstammung giebt, sondern einzig und allein die natürliche Begabung zu erforschen bemüht ist. Er besucht zu dem Zweck die sogenannten „Fourrièren", wohin die auf der Straße abgefangenen herrenlosen Hunde gebracht werden. Dort ruft er alle möglichen Hundenamen, worauf die intelligenten Tiere die Ohren spitzen, sobald der ihrige ertönt. Das ist das erste Kennzeichen; als die nächsten bezeichnet er Blick und Schwanzhaltung. Aus dieser Elite der Hundeintelligenz wählt sich Richard alsdann die auch körperlich am besten geeigneten Tiere aus, um mit ihnen die höhere Dressur zu beginnen, die so erstaunliche Resultate liefert.

Mannigfaltiges.

Die Mitgift. — Vor einem Jahrhundert, kurz bevor der Papst Pius VII. zur Regierung kam, lebte in Rom die Witwe eines Gerichtsbeamten, Signora Nostro, mit ihrer Tochter Lauretta von einer Witwenpension, die allerdings zu klein war, um darauf ein heiteres sorgenloses Leben begründen zu können, wie die Römer es heute noch lieben. Um ihre Einnahmen zu verbessern, suchte die Witwe für ihr bestes Zimmer einen Mieter, und sie hatte das Glück, einen ganz vortrefflichen zu finden, nämlich den Signor Pietro Latroni, der das Amt eines Barigello, das heißt eines Polizeileutnants, bekleidete.

Ein Jahr war vergangen, da stellte es sich heraus, daß der junge Mann in seiner schmucken Uniform Lauretta, der schönen Tochter der Witwe, sehr ernsthaft den Hof machte. Lauretta war ein kluges Mädchen und verstand es, den Barigello so weit zu bringen, daß er endlich das ersehnte Wort vom Heiraten aussprach.

„Aber," sagte dieser, „wir werden wohl mit der Hochzeit recht lange warten müssen, denn mein Gehalt reicht nicht aus, um als Verheirateter standesgemäß hauszuhalten. Ja, wenn du eine Mitgift hättest —"

Lauretta senkte traurig das Köpfchen.

„Nun," fuhr Pietro rasch fort, „laß dir dadurch die Laune nicht verderben. Ich habe es mir schon überlegt, ich werde meine Bedürfnisse aufs äußerste einschränken, ich werde sparen."

„O, wie gut du bist, Pietro!“ flüsterte Lauretta, seine Hand ergreifend, „aber wie lange dürfte es noch dauern, bis — —“

„Bis ich die nötige Summe zusammen habe? Nun, ich denke sechs bis sieben Jahre.“

Lauretta seufzte. Das bedeutete für sie so viel, daß die Heirat überhaupt nicht zu stande kommen würde. In Rom ist man zu heißblütig, um so lange warten zu können. Außerdem war und ist in Rom das junge Mädchen eine Sklavin, die verheiratete Frau im Besitz einer ziemlich schrankenlosen Freiheit, Grund genug für Lauretta, die Wartezeit möglichst kurz zu wünschen.

Ein Jahr verging. Die Liebenden waren einander treu geblieben, aber mit dem Sparen Pietros wollte es nicht recht vorwärts gehen, und die Länge der Wartezeit bemaß er noch immer auf Jahre.

Das junge Mädchen war aber nicht mutlos geworden, im Gegenteil, von Tag zu Tag wurde sie heiterer und machte dem Leutnant gegenüber geheimnisvolle Andeutungen von der nahe bevorstehenden Heirat.

Eines Tages endlich empfing sie ihren Bräutigam mit strahlender Miene. „Sagtest du nicht, Pietro, daß, wenn ich eine Mitgift von tausend Skudi hätte —“

„Gewiß, mein Täubchen, ich habe es dir mehr als einmal gesagt.“

„Nun schau her!“

Sie hob einen schweren Beutel auf und ließ aus diesem eine Menge Gold- und Silbermünzen auf den Tisch gleiten.

„Es ist kein Traum,“ rief sie lebhaft, als der junge Mann sprachlos den Schatz anstarrte, „es sind richtig tausend Skudi, wenn du nachzählen willst. Aber du freust dich ja gar nicht.“

„Woher hast du das Geld?“ fragte der Polizist betreten.

„Woher? Du glaubst wohl, ich hätte einen reichen Kaufmann in den Abruzzen überfallen und ausgeplündert? Nein, so schlimm ist es lange nicht. Zum Teil sind es Ersparnisse der Mutter, die sie für den Notfall zurückgelegt, zum Teil der Erlös für einen wertvollen Familienschmuck, den zu veräußern die Mutter sich erst gestern entschlossen hat.“

Da diese Auskunft auch von Laurettas Mutter bestätigt

wurde, freute sich Pietro mit Lauretta des Schatzes, und der Termin der Hochzeit wurde festgesetzt. —

Lauretta und Pietro waren einige Monate verheiratet, als der letztere, eines Tages von seinen Amtsgängen heimkehrend, seine junge Gattin mit froher Miene umarmte.

„Freue dich mit mir, Lauretta," sagte er, „ich bin auf dem Wege, Carriere zu machen. Die Regierung will die verschiedensten Reformen einführen und unter anderem auch die immer mehr überhand nehmende Bettelei vor den Kirchenthüren beschränken. Man hat mir nun die Aufsicht über das Bettelwesen anvertraut, und ich bin entschlossen, mit eiserner Energie meine Aufgabe zu lösen. Zunächst werde ich die Kirche St. Agostino in Angriff nehmen, wo die Bettler am unverschämtesten zu Werke gehen. — Aber was ist dir, Lauretta?"

Besorgt eilte er zu der jungen Frau, die leichenblaß mit geschlossenen Augen in einen Sessel gesunken war.

Als sie endlich wieder zu sich gekommen war, sagte sie in bestimmtem Tone: „Pietro, du darfst das Amt nicht übernehmen!"

Pietro blickte sie verständnislos an.

„Nein, nein," fuhr sie hastig fort, „du darfst nichts mit den Bettlern zu thun haben, vor allem nicht mit denen von der Kirche St. Agostino."

„Und weshalb nicht?"

„Wenn du mich liebst, frage nicht weshalb. Bitte um eine andere Stellung, und du wirst mich glücklich machen. Später sollst du einmal alles erfahren."

Aber der Leutnant war weit entfernt, seiner jungen Gattin den Willen zu thun. Sofort wurde die Eifersucht des Römers in ihm rege. Für ihn war es über allem Zweifel erhaben, daß dahinter eine Liebesgeschichte stecke, und heftig verlangte er zu wissen, um was es sich handle. „Ich werde nicht eher ruhen," rief er aus, „als bis ich dein Geheimnis weiß. Und wenn du selbst es mir nicht sagen willst, so führe ich dich zu den Bettlern von St. Agostino —"

„Genug, genug," unterbrach ihn Lauretta mit tonloser Stimme. „Du sollst es wissen. Die Mitgift, welche ich dir brachte — —"

„Nun, nun —?"

„Ich habe sie an der Kirchenthür von St. Agostino selbst zusammenge—bettelt."

„Du? Unmöglich!"

„Ich hatte mir die Kleidung einer Bettlerin verschafft und mir das Gesicht braun geschminkt. Du selbst hättest mich in der Vermummung nicht erkannt."

Pietro überlegte. Was er eben gehört hatte, war ihm nicht so ungewöhnlich, als es uns heute erscheint. In den größeren italienischen Städten mischten sich nicht selten die Angehörigen der wohlhabenderen Stände unter die Bettler, um sich das Geld zu irgend einem Zwecke auf diese Weise leicht zu „verdienen". Flossen doch die Gaben der Kirchenbesucher reichlich genug, und nur wenige verließen die Kirche, die nicht den meisten oder gar allen Bettlern, welche die Hände emporreckten, Almosen spendeten.

„Wenn dich niemand bemerkt hat —" begann der junge Mann.

„Niemand, mit Ausnahme der Bettler selbst, welche sogar meinen Namen kennen, denn ohne genaue Angabe meinerseits hätten sie mich nicht in ihren Verband aufgenommen, und ich habe für meinen Platz an der Kirche ihnen eine Abgabe zahlen müssen."

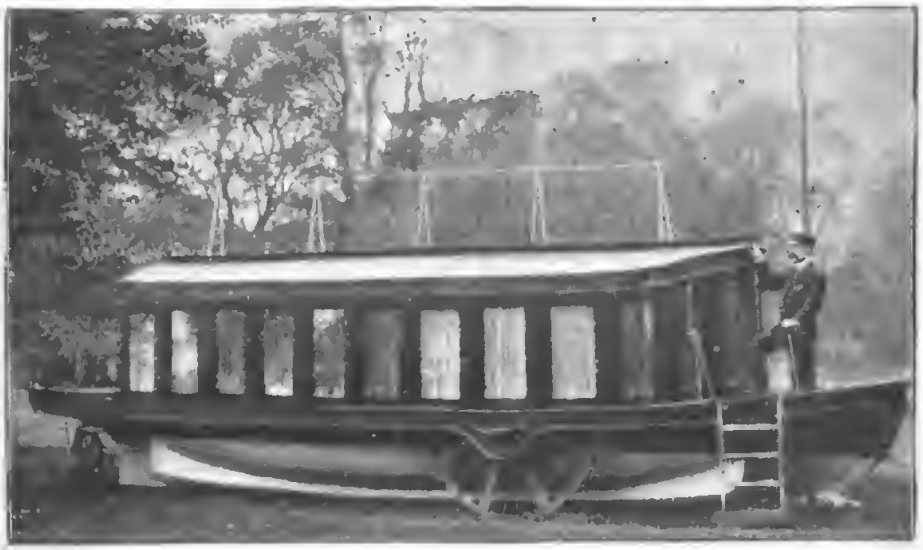
„Aber wie war es möglich, deine Mutter zu täuschen, da du dich doch täglich entfernen mußtest — —"

„Meine Mutter? Sie selbst war es, die mir dazu geraten hat, denn sie hat ihre eigene Mitgift auf ganz dieselbe Weise zusammengebracht."

Pietro grollte, aber nicht lange. Er überlegte sich, daß er sich vor der Kirche St. Agostino ja nicht persönlich zu zeigen brauche. Ob es nun bei ihm an der nötigen Energie gefehlt hat oder ob es Schuld seiner Nachfolger war: die Bettler der Kirche St. Agostino sind heute noch so zahlreich wie in jener Zeit. M. H—d.

Neue Erfindungen: I. Ein amphibisches Fahrzeug. — Zu Zwecken des Sports kommen täglich neue Erfindungen zu stande, und wenn sich auch nicht alle bewähren, so hat dieser Wetteifer doch andererseits auch die besten praktischen Ergebnisse. Im Bau der Segel- und Dampfjachten einerseits, in dem der

Motorwagen andererſeits iſt neuerdings Vortreffliches geleiſtet und zu Land wie zu Waſſer die Fortbewegung auf das erſtaunlichſte beſchleunigt worden. Eine ganz neue Bahn für den Sport eröffnen vielleicht amphibiſche Fahrzeuge, wie ſich ein reicher Engländer ein ſolches hat bauen laſſen, nämlich ein Fahrzeug, das ſich ſelbſtändig ſowohl auf dem Lande wie im Waſſer fortbewegen kann. Es iſt ein Motorboot zu Vergnügungszwecken, und zwar ein Raddampfer eigenartiger Konſtruktion, der auch auf ebenem Lande gleich einem Motorwagen laufen, alſo je nach Belieben ſeines Beſitzers von einem Fluſſe oder See



Ein amphibiſches Fahrzeug.

nach dem anderen nahe gelegenen überſiedeln kann. Wir bringen obenſtehend eine Abbildung des ſeltſamen Fahrzeuges, das in Twickenham in England daheim iſt. Der Prinz von Wales hat es wiederholt benutzt. Wahrſcheinlich werden wir nächſtens hören, daß ein ſportluſtiger Engländer oder Amerikaner in ſolch einem amphibiſchen Fahrzeug eine Reiſe um die Erde angetreten hat. F. Z.

II. Ein Inſtrument für die Maſſage der Augen. Die in neuerer Zeit namentlich durch den holländiſchen Arzt Mezger ſyſtematiſch ausgebildete und wiſſenſchaftlich begründete Maſſage oder Knetkur, durch die bereits zahlreiche Heilerfolge, nament-

lich bei Muskelaffektionen, Ischias, Gelenkneuralgien u. s. w., erzielt wurden, wird jetzt auch von Augenärzten, und zwar besonders gegen Kurzsichtigkeit, angewendet. Mag der Spezialist aber auch noch so erfahren sein, so vermag doch die bloße Gewandtheit und Leichtigkeit der Hand nicht die absolute Präzision zu ersetzen, welche ein für jenes Verfahren geeignetes Instrument

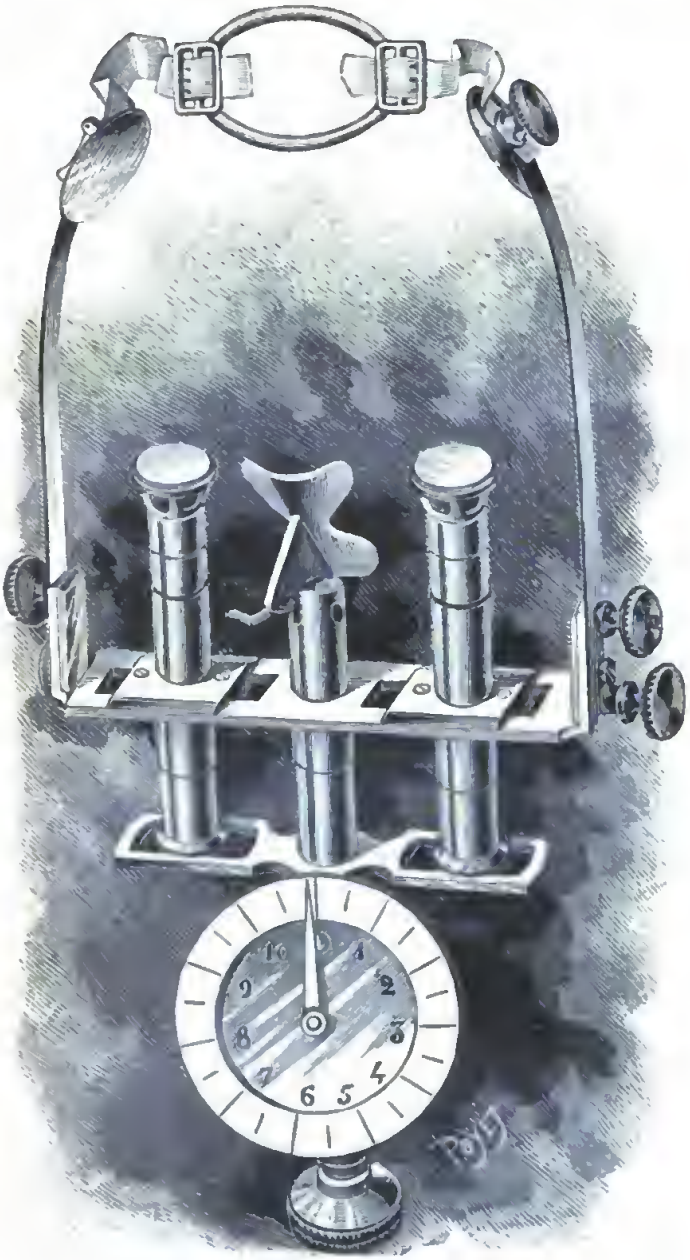
Die Anwendung des Dionschen Apparates für Augenmassage.

besitzt, und das Auge ist ein so zartes und kostbares Organ, daß die allergrößte Vorsicht bei seiner Behandlung geboten erscheinen muß. Ein derartiges Instrument hat nun ein Franzose, Namens Dion, konstruiert, und unsere beiden Abbildungen führen es, sowie die Art und Weise seiner Anwendung, den Lesern vor.

Der Apparat besteht aus zwei Röhren, die sich — genau der Entfernung der Augen des Patienten voneinander ent-

ſprechend — näher zuſammen oder weiter auseinander rücken laſſen. Dieſe Röhren haben an ihrem unteren Ende je eine Scheibe von Rauchglas. Letztere preſſen ſich auf die geſchloſſenen Augenlider des Patienten, dem Druck entſprechend, den der Arzt auf einen Knopf ausübt, der die beiden Röhren gleichzeitig bewegt. Die Stärke des Druckes läßt ſich auf das genaueſte kontrollieren vermittelſt eines mit Zeiger verſehenen Dynamometers, das ſich oberhalb des Knopfes befindet. Wie man ſieht, iſt die Anwendung des Apparates höchſt einfach. Er wird zunächſt um den Kopf des Patienten gelegt und feſtgeſchnallt, dann werden die Röhren genau über dem Punkte, wo der Druck auf die Augen ſtattfinden ſoll, eingeſtellt, und hierauf beginnt die Maſſage. Den Grad und die Dauer der letzteren feſtzuſtellen, iſt natürlich Sache des Arztes. Der Patient hat hierbei faſt niemals eine Schmerzempfindung; gewöhnlich ſtellt ſich nach acht oder zehn Minuten eine leichte Ermüdung ein, und dann muß die Maſſage ſogleich unterbrochen werden. Wie ſchon erwähnt, hat ſich dies Verfahren bisher namentlich in vielen Fällen von Kurzſichtigkeit als beſonders wirkſam erwieſen. Bekanntlich iſt die Kurzſichtigkeit oder Myopie, die angeboren oder erworben ſein kann, die verbreitetſte Art der Sehſtörungen. Sie läßt ein deutliches Erkennen der Gegenſtände nur bei kurzer Entfernung zu. Sie beruht darauf, daß parallel einfallende, alſo aus der Ferne kommende Lichtſtrahlen nach dem Paſſieren der Hornhaut und der Kryſtalllinſe nicht bis zur Netzhaut gelangen, ſondern ſchon vor dieſer einfallen und daher nicht genügend auf den optiſchen Nerven wirken können, um ein klares Bild der Gegenſtände zu erzeugen. Die Kurzſichtigen können deswegen nur auf ſehr geringe Entfernungen ſehen, weil bei ihnen eine Ankyloſe, d. h. ein Steifwerden der Nerven, welche das Anpaſſungsvermögen des Auges je nach den verſchiedenen Entfernungen bewirken, eintritt. Es iſt das die einfache Myopie; wenn der Zuſtand ſich ſtetig verſchlimmert, findet eine progreſſive oder fortſchreitende Myopie ſtatt. Man unterſcheidet ferner eine axile Myopie, bei der Hornhaut und Linſe zu weit von der Netzhaut entfernt ſind, und eine kryſtalliniſche Myopie infolge der zu ſtarken Strahlenbrechung des Kryſtallkörpers; häufig ſind auch beide Arten miteinander verbunden. Das Auge iſt eben

keine Masse, deren Form stets unveränderlich bleibt, sondern es ist der Einwirkung der Muskeln und Nerven unterworfen und hat einen Umlauf des Blutes und der Lymphe wie die übrigen



Der Dionsche Apparat für die Massage der Augen.

Organe unseres Körpers. Damit seine bewunderungswürdige Fähigkeit, sich den Entfernungen anzupassen, erhalten bleibt, ist eine tägliche Uebung des Sehens in die Nähe wie in die

Ferne erforderlich. Anhaltendes Leſen und Schreiben, wobei nur auf die nächſten Entfernungen geſchaut wird, ſchadet daher — zumal bei Schulkindern, die immer dicht über ihre Arbeiten gebeugt ſitzen — dem Accommodationsvermögen der Augen und erzeugt ſchließlich Kurzſichtigkeit; unglücklicherweiſe iſt dieſe Dispoſition oft auch erblich.

Die mittels des Dionſchen Apparates bewirkte Augenmaſſage bringt nach der Ausſage von Fachmännern die Ankyloſe des Auges allmählich zum Schwinden und giebt dem Organ ſchließlich ſeine normale Form zurück. Die axile Myopie wird daher faſt immer geheilt, und meiſt tritt gleich nach der erſten Anwendung des Verfahrens bereits eine wahrnehmbare Beſſerung ein. Hartnäckiger verhält ſich die kryſtalliniſche Myopie, doch iſt auch in dieſem Falle ſtets wenigſtens eine Beſſerung des Zuſtandes wahrnehmbar, indem die Maſſage den Kryſtallkörper der Netzhaut nähert und ſomit die Wirkung der zu ſtarken Strahlenbrechung verringert. In den meiſten Fällen wird auch die progreſſive Myopie aufgehalten, wenn nicht verringert. Dieſe Maſſage modifiziert nämlich nicht nur die Form des Auges, ſondern ſie ſtärkt auch ſeine Nerven und befördert den Blutumlauf. Sie ſtellt eine wirkliche Gymnaſtik dar und iſt im ſtande, dem geſchwächten Organ neue Kraft zu verleihen. Dr. O. St.

Die Belagerung von Kufſtein. — Mit Herzog Georg dem Reichen war beim Beginn des 16. Jahrhunderts die Landshutiſche Linie, die bis dahin in Bayern regiert hatte, ausgeſtorben, und es entſpann ſich um die Erbfolge ein heißer Streit.

Georg hatte ſeinen Schwiegerſohn Ruprecht von der Pfalz zum Erben beſtimmt. Herzog Albrecht in München aber, der Schwager Kaiſer Maximilians, des „letzten Ritters", machte dagegen ſeine auf nähere Verwandtſchaft gegründeten Anſprüche geltend und wandte ſich um Beiſtand an den Kaiſer, der ihm das bayeriſche Erbe auch zuſprach. Pfalzgraf Ruprecht ſuchte nun ſeinem vermeintlichen Recht mit den Waffen Anerkennung zu verſchaffen. Er brach den Landfrieden und führte acht Monate hindurch einen durch viele Verwüſtungen und Brandſchatzungen gekennzeichneten Krieg gegen Albrecht und den zu ſeinem Beiſtande herbeigeeilten Kaiſer. Maximilian erklärte Ruprecht in

die Reichsacht und nahm „als Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten" die drei bayerischen Städte und Herrschaften Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel in Besitz. Die Bergfestung Kufstein vertraute er dem Ritter Hans v. Pinzenau, einem schönen und tapferen Edelmanne, der sich seiner besonderen Gunst erfreute. Der Pinzenauer aber erwies sich des kaiserlichen Vertrauens nicht würdig. Durch ein Geschenk von 30,000 Gulden bestochen, trat er zu dem Pfalzgrafen über und empfing den Kaiser, der eilig heranzog, um die Verräter zu strafen, mit einem solchen Kugelregen, daß Maximilian zunächst genötigt war, sich zurückzuziehen. Es ist bezeichnend für die Denkungsart dieses Herrschers, daß er — nach dem Bericht einer alten Tiroler Handschrift — bei dieser Gelegenheit zu seiner Umgebung äußerte: „Uns erbarmet der Ritter, daß er hiermit nichts anderes schaffet, denn er sich selbst sein Leben verkürzet."

Der Kaiser schritt nun zu einer regelrechten Belagerung, aber die Schüsse, die er aus sieben sogenannten Feldschlangen gegen das hochgelegene Schloß abfeuern ließ, thaten den starken Befestigungen desselben so geringen Schaden, daß der Pinzenauer die von den Kugeln getroffenen Stellen der Mauer mit Besen abkehren ließ, um den Kaiser zu verhöhnen. Dieses allzu verwegene Beginnen reizte Maximilians Zorn so sehr, daß er einen feierlichen Eid leistete, keinen von den Insassen des Schlosses zu schonen. Jeder, der es wagen würde, Fürbitte für die Verräter einzulegen, sollte mit einer Ohrfeige abgefertigt werden. Und die Art, wie diese Drohung ausgestoßen wurde, ließ keinen Zweifel, daß sie sehr ernsthaft gemeint sei, aufkommen. Wahrscheinlich aber würde die Belagerung sich noch beträchtlich in die Länge gezogen haben, wenn die in Innsbruck zurückgebliebenen „kaiserlichen Regenten", Fürst Rudolf von Anhalt, Paul v. Liechtenstein und Philipp v. Rechberg, in der von Maximilian eingerichteten Geschützgießerei nicht zwei ungeheure Kartaunen hätten anfertigen lassen, die auf dem Inn nach Kufstein gebracht wurden. Diese zwei Donnerbüchsen, welche die Namen „Purlepaus" und „Weckauf" erhalten hatten, blitzten nach der oben erwähnten Handschrift „so grausam auf das Schloß", daß die Kugeln nicht nur allein die 14 Schuh breiten

Mauern durch und durch, sondern auch bis in den Felsenstein anderthalb Schuh tief eindrangen, daß „alles daneben zu Trümmer ging und denen Belagerten der Muth zu sinkhen anfing. Der Pinzenauer mußte also zum Creiz kriechen, er schikhte zwei edle Knaben, Jüngling von Redwiz und Stauffer genannt, in weißen Kleidern und mit Stäben in der Hand in das Lager und ließe dem Kaiser das Schloß anerbieten, sofern ihm erlaubt würde, unbekümbert mit Sakh und Bakh abzuziehen, und ließ den Kayser um Huld bitten. Dieser aber hatte auch den Kopf aufgesetzet und gab ihnen einen kurzen Bescheid, sprechend: ‚So will eur Haubtmann endlich einmal die Besen wekhwerfen, mit denen er uns so lange gespohtet? Gehet, sagt ihm, wir verlangen mit einen dergleichen Spottvogl keinen Vergleich einzugehen. Hat er dieses schene Schlos also zerschissen lassen, kann er auch, so er will, die Trümmer behalten.‘ Auf dieses fing Pinzenau mit seinem Anhang an zu verzweifflen, es befiehl ihn eine große Forcht und schlug seinen Stolz auf einmahl darnider. Ein jeder suchte, da überall schon die Kayserlichen hereinbrachen, sich aus dem zersplitterten Schloß, so gut er möchte, zu retten. Es wurden aber alle aufgefangen und vor den ergrimmten Kayser mit auf den Rucken gebundenen Händen geführet."

In der That zeigte sich Maximilian diesmal, seiner sonstigen Art entgegen, jeder milderen Regung unzugänglich und befahl, das Strafgericht an den Verrätern auf der Stelle zu vollstrecken. Der Ritter v. Pinzenau war der erste, dessen schönes Haupt in den Sand rollte, nachdem er sein Vergehen in einer kurzen, mannhaften Rede zu entschuldigen versucht und in kräftigem Zuge den Humpen Wein geleert hatte, den man ihm auf seine Bitte gereicht. Nach ihm kam die Reihe an die Herren v. Trautenberg, Waumbold und an einen Sachsen Namens Tirigel, der den Anwesenden dadurch ein „lächerlich Spihl" gewährte, daß er „auf keine Weiß sterben wollte, sondern mit Kopf, Händ und Füßen darwider strebte und lang auf der Erden herumzappelte, bis es doch endlich ernst wurde und der gutte Sachs auch wider seinen Willen über die Klingen springen mußte". Noch dreiundzwanzig andere adelige Herren, die man mit dem Pinzenauer im Schloß gefangen genommen, sollten nach des Kaisers Gelöbnis das

Schickſal jener vier Gerichteten teilen, da trat Herzog Erich von Braunſchweig vor Maximilian hin, beugte ſein Knie und legte im Namen aller im Lager anweſenden Fürſten, Grafen und Herren Fürbitte ein. In den Augen des Kaiſers blitzte es auf, eine Sekunde lang wußte man nicht, ob vor Zorn oder vor Freude. Dann aber beugte er ſich zu dem knieenden Herzog herab und verſetzte ihm einen ſanften Backenſtreich, den jener geduldig hinnahm. Maximilian hatte ſein Wort eingelöſt, und die Ohrfeige, die der menſchenfreundliche Fürſt von ſeiner Hand empfangen, entband ihn von ſeinem Schwur, keines Gefangenen zu ſchonen. Die dreiundzwanzig wurden begnadigt und ſogleich in Freiheit geſetzt. Die 30,000 Gulden aber, die man neben großen Vorräten aller Art in der Feſtung gefunden, wurden den kaiſerlichen Kriegsleuten als Beute überlaſſen.

Der Chroniſt, der dieſe intereſſante geſchichtliche Epiſode erzählt, fügt ſeinem Bericht hinzu: „Umb die 2 vorgedachte Stukh Geſchiz aber darf man nicht mehr vorwizig ſein oder nachfragen, da ſolche König Ferdinand I. 1526, weillen ſie wegen ihrer abentheuerlichen Größe in das Feld nicht bequem und vielleicht auch ſonſt Mangel ware, umgießen laſſen. Von ſelber Zeit an blib Kufſtein in Oeſterreichiſchen Händen.“ R. O.

Die Feinde der Bienen. — Zu den Feinden der Bienen zählt außer der Weſpe, welche das Flugloch des Stockes umſchwirrt, um eine Biene zu erhaſchen und dann mit Blitzesſchnelle gleich dem Habicht mit der Taube ſich in die Lüfte davonmacht, außer der lichtſcheuen Wachsmotte, welche die wabengebaute Bienenſtadt als bequemes Neſt für die eigene, unheilſinnende Brut beſetzen möchte, außer der zudringlichen Maus, welche des leckeren Honigs wegen als ungebetener Gaſt Einlaß begehrt, auch der Totenkopf, einer unſerer größten Nachtfalter, der gern in die Bienenſtöcke eindringt, um Honig zu ſtehlen. In manchen Gegenden und in gewiſſen Jahren tritt er in den Bienenſtänden ſehr zahlreich auf. Der berühmte Naturforſcher Huber (geſt. 1831) machte dabei eine nicht unwichtige Beobachtung. Die Totenköpfe hatten mehrere Jahre lang einen beſtimmten Stock zur Belagerung auserſehen. Die Bienen dieſes Stockes ſetzten ſich aber durch den Querbau einer Wachswabe vor das

Flugloch erfolgreich zur Wehr. Im Jahre 1805 zerstörten die Bienen merkwürdigerweise selbst diese Mauer, und in der That, weder 1805 noch 1806 kamen irgend welche Totenköpfe zum Vorschein, deren Brut durch irgend welche Einflüsse untergegangen sein mußte. 1807 dagegen baute das Bienenvolk plötzlich wieder seinen Wachsbau neu auf, und richtig tauchten auch die Räuber wieder auf. Dieses Verhalten der klugen vorbeugenden Bienen ist gewiß wunderbar. C. T.

Schwimmunterricht bei der kaiserlichen Marine. — „Wie kannst du auch im Frieden deinen Mut beweisen?" fragte einst in der Instruktionsstunde der Leutnant einen Matrosen. Die Antwort auf diese regelmäßig wiederkehrende Frage sollte lauten: „Durch geduldiges Ertragen aller Strapazen beim Dienst." Der Matrose aber war verlegen und platzte heraus: „Wenn ich schwimme, Herr Leutnant."

Ja, wenn er schwimmt! Alles, alles — nur nicht ins Wasser gehen, wenn man nicht weiß, daß man noch Boden unter den Füßen hat.

Daß die Seeleute und Fischer nur sehr selten schwimmen können, ist bekannt. Wie kommt das? Die Seeleute sagen: Wenn wir untergehen, so ist es besser, gleich zu ertrinken, als daß wir erst stundenlang mit den Wogen ringen, Todesqualen ausstehen und dann schließlich doch sterben müssen. Gewiß, das sagen die Seeleute, aber nur, um sich wegen ihrer Scheu vor dem Schwimmen zu entschuldigen, denn dieser Grund ist nicht haltbar. Der Matrose kann ja auch im Hafen über Bord fallen, und wenn es nicht gleich jemand merkt und ihm ein Tauende zuwirft, so geht er auf den Grund. Uebrigens hängt man doch so am Leben, daß man lieber stundenlang Todesqualen ausstehn, wenn man nur noch Hoffnung hat, gerettet zu werden. Nein, der Grund ist ein ganz anderer: der Seemann ist einfach wasserscheu.

Wenn ich hier vom Seemann spreche, so meine ich den Küstenbewohner, dessen Urahnen schon Seeleute waren, für den es überhaupt keinen anderen Beruf giebt, als wieder Seemann zu werden.

Vor allen Dingen ist es durchaus falsch, wenn man sagt, daß

der Seemann das Meer liebe. Er liebt nur das Schiff, welches ihn über Waſſer hält; das Meer aber fürchtet er, haßt er, denn es hat ihm Verwandte und Freunde geraubt, er ſelbſt muß mit ihm um das tägliche Brot kämpfen, er ſieht die alles zermalmende, rückſichtsloſe, menſchenfeindliche Gewalt dieſes Elementes, es hat ihm ſchon Stunden bitterer Not bereitet, und jeden Augenblick können auch ihn die Wogen verſchlingen. Und da ſoll er das Meer lieben? Die Seefahrt iſt ſein Handwerk, nicht ſeine Liebhaberei. Das Schiff allein iſt es, dem er Dankbarkeit zollt. Solange er auf ihm ſteht, fühlt er ſich ſicher; um das Schiff zu retten, kämpft er bis zum letzten Atmenzug, denn ſinkt es, ſo iſt auch er verloren. Ohne Not ins Waſſer zu gehen, fällt ihm gar nicht ein. Nur wenn es ſich um Erwerb handelt, wagt er ſich hinein, etwa beim Krabbenfang, beim Bergen geſtrandeten Gutes, aber nur ſo weit, als es die hochgeſtreiften Hoſen erlauben. Ja, es kann auch einmal vorkommen bei recht heißem Wetter, daß er als Junge ſich auszieht und mit ſeinen Kameraden badet. Aber höchſtens einmal bis an den Hals eingetaucht und ſchleunigſt wieder heraus!

Der Schiffsjunge wird Leichtmatroſe, befahrener Vollmatroſe, und dann zieht man ihn zur Marine ein. Eines ſchönen Morgens heißt es beim Appell: Wer ſchwimmen kann, einen Schritt vortreten. Von den zweihundert Mann melden ſich keine zehn.

Der Offizier intereſſiert ſich dafür, er fragt, woher die Schwimmer gebürtig ſind. Aus Köln — aus München — aus Magdeburg — aus Berlin. Es ſind lauter Binnenländer.

„Sind denn keine Küſtenbewohner da, die ſchwimmen können?“ fragt der Offizier.

Einer tritt zögernd vor, ein zweiter. Sie blicken ſich um, erſchrecken ob ihrer Vereinzelung und treten ſchnell wieder zurück. Schließlich ſollen die, welche ſchwimmen können, ins Waſſer gehen, denken ſie. Das Waſſer hat aber keine Balken.

Von nun an werden die Rekruten täglich zum Schwimmunterricht geführt. Ich nehme die Garniſon Wilhelmshaven an. Die Schwimmanſtalt befindet ſich im Ems-Jadekanal, wird Schwimmfloß genannt, beſitzt zwei Baſſins, ein großes zum Schwimmen, ein kleines mit Holzboden zum Baden, doch darf

in letzteres meistenteils niemand hinein. Wer nicht schwimmen kann, muß an die Angel, und wenn er nach drei Jahren wieder einmal nach Wilhelmshaven kommt und kann's noch nicht, muß er wieder an die Angel. Der Sprung ins Wasser beträgt etwa drei Meter, dann giebt es noch ein schwingendes Sprungbrett von Stockhöhe, ein anderes von zwei Stock Höhe.

Zuerst werden die Schwimmlehrer ausgesucht. Diese müssen mindestens ein Jahr gedient und die Stundenprobe abgelegt haben. Es sind fast nur Binnenländer, zumeist vom Rhein. Da die Zahl niemals voll wird, werden Mannschaften des Seebataillons und der Matrosenartillerie hinzugezogen, welche die gleiche Badeanstalt benutzen und dieselben Schwimmlehrer haben. Matrosen aber sind bevorzugt, weil diese ihre wasserscheuen Kameraden entsprechend zu behandeln wissen.

Die Schwimmlehrer legen eine Probe ab, machen Tauchversuche, erhalten Unterricht über ihre Obliegenheiten und von einem Arzte solchen über Wiederbelebungsversuche an Ertrunkenen.

Schwimmlehrer in der Marine zu sein, ist für den Matrosen das Paradies auf Erden. Man ist entweder früh von 6 bis 12, oder nachmittags von 2 bis 7 Uhr im Dienst; die übrige Zeit hat man frei. Keinen Appell braucht der Schwimmlehrer mitzumachen, keine Kleidermusterung, keinen Feuerlärm, nichts. Auf dem Schwimmfloß hat ihm niemand etwas zu sagen als der über die Schwimmlehrer gesetzte Offizier oder Bootsmann, sonst hat sich ihm jeder Maat zu fügen. Außerdem erhält der Schwimmlehrer Zulagen, und wer die meisten Schüler ausgebildet hat, auch noch Preise von zehn bis dreißig Mark, schließlich kommen in den Pausen Kinder, meist solche von Offizieren, welche den besten Schwimmern und Tauchern anvertraut werden, und natürlich giebt's dafür auch noch besondere Bezahlung. Man sieht also, daß der Schwimmlehrer in der Marine ein ganz bevorzugter Posten ist.

Die neuen Schwimmschüler der Matrosendivision rücken an. Der Offizier prägt ihnen nochmals ein, daß auf dem Schwimmfloß verschärfte Strafen verhängt werden für jeden Ungehorsam, und verteilt sie an die Lehrer, zu dem sie nun immer zu gehen haben. Keinem von ihnen ist behaglich zu Mute, viele

preſſen die Lippen zuſammen und klappern ſchon jetzt mit den Zähnen. Keiner will ſich zuerſt auskleiden, einer ſchiebt den anderen vor. Scheue Blicke ſchweifen nach der glatten Waſſerfläche. Wie kalt, wie tief, wie lange? wird gefragt. Der Schwimmlehrer ſteht davor und muntert durch Spott und Hohn auf.

Ich war zwei Jahre Schwimmlehrer in der Marine. Mir kam es unbegreiflich vor, wie ſich dieſe ſtarken, trotzigen, ſonſt ſo verwegenen Kerle, die ich von Bord aus kannte, auf dem Schwimmfloß betrugen. Und ſo ging es nicht nur das erſte Mal, ſondern immer, bis ſie endlich merkten, daß ſie nicht unterſanken, und mit kurzem Entſchluß hineinſprangen. Aber richtig ſchwimmen, ſich im Waſſer wohl fühlen, ſich wie ein Seehund herumtummeln, das habe ich von keinem einzigen Küſtenbewohner geſehen.

Der erſte wird an die Angel gebunden, wobei er zuſammenſchaudert, und ſoll nun die drei Meter hinabſpringen, mit dem Kopfe voran. Sobald man ihn anfaßt, klammert er ſich irgendwo an. Zureden hilft nichts, auch Spott nicht, losreißen kann man ihn nicht, nur die Drohung des Offiziers nötigt ihn endlich auf das Sprungbrett. Man zeigt ihm, wie er es machen ſoll, er ſtellt tauſend Fragen, nur um Zeit zu gewinnen, bis er unverſehens einen Stoß bekommt, wobei man ihm die Füße feſthält, ſo daß er kopfüber hinabſauſt.

So werden die meiſten hineingeſtoßen. Gerade die Aengſtlichſten ſpringen von ſelbſt, um dieſem Hinabſtoßen zu entgehen, wer aber auf die Füße ſpringt, muß wieder heraus, da hilft kein Bitten und Wimmern. Es kommt manchmal zu förmlichen Kämpfen zwiſchen Schülern und Schwimmlehrern. Der Matroſe klammert ſich an, und iſt er endlich im Waſſer, ſo klettert er an der Angelleine wieder in die Höhe. Es wäre leicht, ihn loszubekommen, indem man die Leine nachläßt, wobei er Waſſer ſchlucken muß. Das iſt aber verboten. Solch hartnäckige Schüler werden an die Kreuzleine genommen, ſo daß ſie keine Leiter erreichen können.

Auf dem Schwimmfloß giebt es auch eine Kantine — ein großer Troſt. Der letzte Groſchen wird ausgegeben, mit dem Schwimmlehrer geteilt. Zehn Minuten ſoll jeder mindeſtens an

der Angel oder an der Leine zappeln. Da wird dann geflüstert: „Du, nicht so lange, nur fünf Minuten, ich zahle dann auch einen Schnaps, eine Flasche Bier, ein Stück Wurst.“ — Es sind ja Kameraden.

Nach der Schwimmstunde muß sich jeder nackt und naß beim buchführenden Maat melden. Später, wenn er erst schwimmen kann, kommt es oft genug vor, daß er sich nur einen Kübel Wasser über den Kopf gießt und sich dann meldet. Der Schwimmlehrer hat ein oder beide Augen zugedrückt. Zuerst aber giebt es kein Erbarmen.

Von der Angel kommt der Schüler an die straffe Leine, dann an die lockere, dann schwimmt er sich frei. Vorschrift ist: In Unterzeug, Arbeitszeug, Schuhen eine Viertelstunde lang schwimmen. Während meiner Zeit wurde nur im Arbeitszeug und in Schuhen geschwommen. Dabei nahmen die Schlauberger stets altes, unbrauchbares Schuhwerk, welches sie sofort nach dem Hineinspringen abstreiften. Ich holte im ersten Jahre durch Tauchen 86 Paar Schuhe aller Gattung, vom Seestiefel an bis zum Pantoffel, die sich auf dem Grunde angesammelt hatten, herauf. Und wie viele lagen noch im Schlamme!

Der Freischwimmer erhält einen roten Streifen an der Badehose, braucht wöchentlich nur viermal baden zu gehen und muß von dem obersten, zwei Stock hohen Sprungbrett springen — immer mit Kopfsprung. Da ist gar oft Heulen und Zähneklappern. Nach einiger Zeit wird er dazu angehalten, eine halbe Stunde lang zu schwimmen ohne Kleidung, erhält zwei rote Streifen und heißt Fahrtenschwimmer. Zuletzt giebt es noch Stundenschwimmer mit drei roten Streifen. Diese brauchen nur einmal in der Woche das Schwimmfloß zu besuchen.

Eine große Rolle spielt das Drücken, das heißt der Versuch, sich durch Vorspiegelung falscher Thatsachen von der Schwimmstunde zu entbinden. Zwar ist ein ärztliches Attest nötig, um vom Baden oder doch Springen befreit zu werden, dennoch werden immer wieder plötzliche Erkrankungen vorgegeben. Die Erfindungsgabe der Matrosen ist darin wirklich großartig. Spaßeshalber hatte ich mir ein besonderes Buch angelegt, in dem ich jede neue Krankheit eintrug. Seite füllte sich nach Seite. Als

dies bekannt war, wurden alle Schwimmlehrer Mitarbeiter, und bald war das Buch voll. Mit Naſenbluten fing es an und mit einem Rückfall von Cholera hörte es auf. Einmal geriet das Buch dem Offizier in die Hände. Er fragte mich, was das ſei. Ich erklärte es ihm, worauf er den Kopf ſchüttelte und meinte „Da fehlt nur noch die Trichinoſe, ſonſt iſt alles vertreten."

Im übrigen ſoll ja den Leuten das Baden keine Strafe, ſondern ein Vergnügen ſein. So wußte auch unſer Offizier, ein Leutnant zur See, überdies ein vorzüglicher Schwimmer, Ernſt mit Scherz zu verbinden. Mit den Fahrten- und Stundenſchwimmern ging es hinaus in den Kanal, er ſelbſt an der Spitze. Dann veranſtaltete er ein Compagnieexerzieren, ließ die Sektionen aufmarſchieren, abſchwenken, einzeln vorbeimarſchieren, nahm Parade ab — alles im Waſſer — und wenn jemand dabei Waſſer ſchluckte, ſo kam das vom Lachen. Wenn die Muſikkapelle kam, ſo durfte immer nur die eine Hälfte derſelben baden, während die andere zu den Schwimmübungen aufſpielen mußte. Um zum Tauchen aufzumuntern, hat er, glaube ich, mehr Bierflaſchen verſenkt, als ſein Gehalt betrug.

Am Schluſſe der Saiſon erſcheint der Stationschef, läßt ſich die neu ausgebildeten Schwimmer vorführen, ſpricht ſein Lob aus und fordert die Schwimmlehrer auf, einmal ihre Kunſt zu zeigen. Jeder thut ſein Beſtes im Schwimmen, Springen und Tauchen, man hat ſich ja vier Monate lang Tag für Tag geübt. Die Preiſe werden dann verteilt, und die Anſtalt iſt bis zum nächſten Sommer geſchloſſen.

An Bord der im Hafen liegenden Kriegsſchiffe iſt es Sache des Kommandanten, ob Schwimmunterricht erteilt wird oder nicht. Meiſt iſt es nicht der Fall, es läßt ſich an Bord nicht recht machen. Die Mannſchaften werden ab und zu nach der Badeanſtalt geführt, die Schwimmer können ſich üben, die Nichtſchwimmer ſich in dem kleinen Baſſin tummeln. Wenn ſie aber wieder einmal von Bord nach der Kaſerne kommen, dann fängt die Ausbildung mit aller Strenge von neuem an, denn ohne Schwimmen gelernt zu haben, ſoll keiner die Marine verlaſſen. Robert Kraft.

Napoleon I. und Cherubini. — Mit Napoleon I. war oft nicht gut Kirſchen eſſen, am ſchlimmſten zeigte ſich dies im Ge-

biete der Politik, schlimm aber auch im Gebiete der Kunst. Napoleon war noch Brigadegeneral, als er Cherubini einige Bemerkungen über dessen Musik machte und tadelte, daß sie zu gelehrt und nicht gut singbar sei. Das nahm Cherubini übel und sagte zu Napoleon: „General, Schlachten gewinnen, das ist Ihr Handwerk; lassen Sie mich mit dem meinigen gewähren, von dem Sie nichts verstehen!" Diese Antwort konnte Napoleon nie vergessen. Das zeigte sich bei folgender Gelegenheit.

In besonderer Gunst bei Napoleon standen die Tonmeister Paësiello und Mehul. Als Paësiello, bisher Napoleons Kapellmeister, Frankreich verließ, warf Napoleon seine Blicke auf Mehul. Alle Welt glaubte, Mehul würde den glänzenden Antrag mit beiden Händen ergreifen. Wie erstaunte aber Napoleon, als Mehul die ihm zugedachte Ehre förmlich ablehnte.

„Nur unter einer Bedingung," sagte er, als Napoleon ihn nötigte, „kann ich diese Stelle annehmen: wenn Sie mir erlauben, sie mit Cherubini zu teilen."

„Wie? Cherubini? Nennen Sie mir den nicht!" rief Napoleon aus; „das ist ein naseweiser Gesell; den kann ich durchaus nicht leiden!"

„Er ist wahrscheinlich so unglücklich gewesen," entgegnete Mehul ruhig, „sich Ihr Mißfallen zuzuziehen; aber bei alledem ist und bleibt er doch unser aller Muster und Meister in der Musik. Zudem lebt er in dürftigen Umständen. Er hat Familie; ich wünsche herzlich, ihn wieder durch Ihre Gunst beglückt zu sehen."

„Ich wiederhole Ihnen aber," rief Napoleon, „daß ich nichts mit ihm zu schaffen haben will."

„Nun, General," erwiderte Mehul, „so wiederhole ich in diesem Falle auch meine bestimmte Weigerung und schwöre, daß mich nichts vermögen soll, meinen Entschluß zu ändern. Ich bin Mitglied des Instituts; er ist es nicht. Ich kann es nicht ertragen, daß etwa jemand von mir sagen sollte, ich ziehe eigennützig von der Gunst, womit Sie mich beehren, Vorteil, so daß ich alles für mich behalte und einen berühmten Mann dessen beraube, worauf er Anspruch zu machen ein Recht hat."

Mehul blieb fest bei seinem Entschlusse; aber auch Napoleon

gab nicht nach. Die Folge war, daß ein anderer Kapellmeister gesucht werden mußte. Lesueur hieß der Nachfolger, welcher die einträgliche Stelle erhielt. C. T.

Der Schlaf der Fische. — Die Fische, welche sich tagüber in unausgesetzt lebhafter Bewegung befinden, halten sich, wenn die Dunkelheit eintritt, vollkommen ruhig. Sie schweben dann schlafend stundenlang auf ein und demselben Fleck: in einem Winkel, über einem Felsbrocken, neben einer Wasserpflanze oder auf dem Grunde; auch die sonst ruhelosen Augen bewegen sich nicht mehr. Nicht alle Fische legen sich, wenn sie schlafen, auf den Bauch oder auf die Seite; sie können schwebend schlafen, wie die Pferde stehend. Beschneidet man Fischen die Flossen, die rasch wieder nachwachsen, wie dem Menschen die Haare, so schlafen diese Fische, mit dem Kopfe nach unten gerichtet, senkrecht im Wasser stehend, weil sie sich nicht mehr in ihrem Gleichgewicht zu erhalten vermögen. Einige Fische legen sich zum Schlaf in der That auf eine Seite, zum Beispiel der Lippfisch, den ein Uneingeweihter während des Schlafes für krank oder tot hält. Auch der Mondfisch legt sich zum Schlummer auf die Seite; Seeleute sehen ihn in diesem Zustande oft auf den Wellen treiben. Man kann einen so schlafenden Fisch bei vorsichtiger Annäherung sogar mit der Hand greifen und aus dem Wasser nehmen. Im Schlafe hat der Fisch die Augen nicht geschlossen, weil ihm die Natur die dazu notwendigen Organe versagte; aber die Augen bewegen sich im Schlafe nicht, sie stehen still. Ob ein Mensch schläft oder sich schlafend stellt, ist leicht an der Ausdehnung seiner Atmungsbewegungen zu erkennen. Wacht der Mensch, so dehnen sich seine Atmungsbewegungen auch auf das Zwerchfell und den Bauch aus, schläft er dagegen wirklich, so atmet er nur mit der Brust. Ein solch sicheres Merkmal für das Schlafen der Fische hat man bis jetzt noch nicht entdeckt. C. T.

Ein Kalmückenprinz. — In Sibirien, nahe der chinesischen Grenze, überfielen im Sommer des Jahres 1770 russische Soldaten eine Kalmückenhorde, die in schleunigster Flucht ihr Heil suchte, indem sie ihre Filzzelte und alle sonstigen Habseligkeiten zurückließ. Bei der gründlichen Plünderung des Lagers entdeckten die Russen in dem Winkel eines Zeltes, versteckt zwischen

Fellbündeln, einen kleinen, etwa fünfjährigen Knaben, der sich in seiner Angst dahin verkrochen hatte. Da er reicher gekleidet war als andere Kalmückenkinder — er trug chinesische bunte Seidenstoffe und kostbares Pelzwerk — so hielt man ihn für einen kleinen Prinzen. Man vermutete in ihm den Sohn eines „Taidscha" oder kalmückischen Stammesfürsten, und augenscheinlich täuschte man sich in dieser Annahme nicht. Der Knabe wurde von den Russen gut und freundlich behandelt; sie nahmen ihn mit, als sie weiterzogen. Bald wurde er heiter und lustig nach Kinderart und offenbarte ein solch zutrauliches possierliches Wesen, daß er der allgemeine Liebling der Russen wurde.

Ein Jahr später brachte man ihn nach St. Petersburg und bot ihn der Kaiserin Katharina zum Geschenk an, gewissermaßen als lebende Kuriosität aus dem fernen Osten ihres ungeheuren Reiches. Die Kaiserin fand ein lebhaftes Interesse und Wohlgefallen an dem Knaben; sie ließ ihm Unterricht erteilen, er wurde getauft und erhielt die Namen Feodor Iwanowitsch.

Einige Zeit nachher geriet Katharina auf den sonderbaren Einfall — aus welchem Grunde dies geschah, ist nicht bekannt geworden —, den Knaben der Markgräfin Amalie von Baden zu schenken. Auf solche Art kam der kleine Kalmückenprinz nach Deutschland. Seine neue gutherzige Gebieterin wurde ihm zu einer wahren Wohlthäterin. In Karlsruhe erhielt er eine treffliche Erziehung und widmete sich dann der Kunst, nämlich mit allem Eifer der Malerei, für welche er eine hervorragende Begabung offenbarte. Zuerst in Karlsruhe, dann sieben Jahre lang in Italien machte er höchst erfolgreiche Studien, worauf er sich noch drei Jahre in Griechenland und einige Zeit in London aufhielt. Danach kehrte er nach Karlsruhe zurück, und nun wurde er zum badischen Hofmaler ernannt. Seine Gemälde zeichneten sich durch besondere Schönheit und großartigen Stil aus; auch als Kupferstecher und Radierer machte er sich durch treffliche Leistungen rühmlich bekannt. Jedenfalls ist er der einzige Kalmücke, der auf dem Gebiete der Kunst sich bemerkbar gemacht hat. F. L.

Schicksale einer Panzerrüstung. — Die Rüstung, die König Franz I. von Frankreich (gestorben 1547) besaß, hat eine gar

seltsame Geschichte. Der verstorbene Anton v. Rothschild erstand den Panzer seiner Zeit für den Preis von 100 Pfund Sterling. Er verkaufte ihn einige Zeit darauf für 1000 Pfund Sterling an Lord Asburnham in London. Dieser überließ ihn für 4000 Pfund Sterling einem Kuriositätenhändler, der innerhalb 24 Stunden einen Liebhaber fand, der 17,000 Pfund Sterling (circa 345,000 Mark) dafür zahlte. Der letztere Käufer verwahrte die begehrte Rüstung in einem Kunstinstitute Londons, und als dieses Gebäude total niederbrannte, versank auch der Panzer in Schutt und Trümmer. Wieder hervorgezogen, wurde die Rüstung für etliche Pfund Sterling als altes Eisen an einen Krämer verkauft, der sie durch einen Sachverständigen renovieren ließ und bald darauf einen Käufer in dem Sammler Spitzer in Paris fand, der dafür 12,000 Pfund Sterling zahlte.

Ob sich das antike Stück in diesen Händen heute noch befindet, oder wo es sonst hingekommen ist, das verschweigt die Geschichte. E. K.

Gemütsbewegungen unter den Vögeln. — Wenn wir den Vögeln Gemütsbewegungen zuschreiben, die uns angenehm berühren, so begegnen wir andererseits auch Gemütserscheinungen, die uns überall abstoßen. So bemerken wir unter den Vögeln bisweilen Neid und Schadenfreude, Eitelkeit, Eifersucht und Rachsucht. Hier einige Beispiele:

Der englische General Napier besaß einen sehr gelehrigen Papagei, den er während seiner Abwesenheit in Deutschland seiner Familie zur Verpflegung zurückließ. Nun geschah es bisweilen, daß sich zugleich mehrere Personen in dem Zimmer befanden und sich lebhaft unterhielten, ohne auf den Papagei zu achten. Da stieß der Vogel von Zeit zu Zeit schallende Rufe aus, von denen der eine immer drolliger war als der andere. Dabei machte sich der Großvater der Familie den Spaß, diese Töne nachzuahmen, wodurch der Papagei gereizt wurde, sich immer mehr anzustrengen und endlich einen Ton hervorzubringen, den sein Nachahmer trotz aller Anstrengungen nicht herausbrachte. Darauf schien der Vogel gewartet zu haben, denn als er die vergeblichen Bemühungen des Großvaters bemerkte, rief er schadenfroh: „Ha, ha, ha!“ sprang von seiner Stange

herab und lief mit den merkwürdigsten Sprüngen und Grimassen in dem Käfig herum, immer und immer wieder sein triumphierendes, schadenfrohes „Ha, ha, ha!“ wiederholend.

Ein anderer Papagei lebte mit einer Katze, die sich Tag und Nacht mit ihm in demselben Zimmer aufhielt, in guter Kameradschaft. Eines Tages aber wurden beide uneins, weil die Katze wahrscheinlich die Leckerbissen ihres Freundes sich angeeignet hatte. Wie jedoch immer, wenn sie etwas gegeneinander hatten, schlossen sie auch diesmal wenigstens scheinbar Frieden, und der Papagei ließ durchaus nichts merken, daß er gegen die Katze etwas im Schilde führe. Ungefähr eine Stunde später rief auf einmal Polly, so hieß der Papagei, am Rande des Tisches mit lauter Stimme: „Puß, Puß, komm!“ Auf diesen Ruf näherte sich ahnungslos die Katze dem Vogel und streckte ihm zutraulich den Kopf entgegen. Darauf hatte der auf Rache sinnende Schlaukopf gewartet, denn in demselben Augenblick ergriff er mit seinem Schnabel einen in seiner Nähe stehenden kleinen Milchtopf, goß den Inhalt desselben auf seinen Freund hinab und erhob ein schadenfrohes, gellendes Lachen, das so lange anhielt, als sich die Katze mit ihrer Reinigung beschäftigen mußte.

Eine Art Stolz verrät der Pfau, wenn er, vom übrigen Hofgeflügel etwas zurückgezogen, seinen langen Schweif zu einem prächtigen Farbenrad gestaltet und mit langsamen kurzen Schritten einherschreitet, um sich bewundern zu lassen. Auch der Puterhahn scheint an dieser Schwäche zu leiden, wenn er seinen erbärmlichen Stutzschwanz radförmig emporrichtet, die Flügel straff hinabsenkt, daß die Schwungfedern den Boden scharren, und sich laut kollernd aufbläht, so daß das kleine Geflügel ringsum zurückweicht. Aehnliche Beobachtungen machen wir bei anderen männlichen Vögeln, die mit einem glänzenderen Gefieder ausgestattet sind als die Weibchen. Mit einem gewissen Selbstgefühl stolzieren sie vor den Weibchen einher, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wir brauchen hier nur auf die Tauben hinzuweisen. Und was die Rachsucht anlangt, so wissen wir, daß die Störche einem Kameraden, von dem sie sich beleidigt fühlen, niemals verzeihen und nicht eher ruhen, bis sie

sich grausam gerächt haben, selbst wenn die Rache nach Jahren erst zur Ausführung kommt. L. Ht.

Eine Sprache, die nicht telegraphiert werden kann, ist die chinesische. Um dieser Schwierigkeit abzuhelfen, hat man ein Ziffernsystem erfunden, mittels dessen es ermöglicht ist, Mitteilungen in dieser Sprache auf dem Drahtwege zu befördern. Der betreffende Beamte, der das Telegramm weitergiebt, braucht sich wegen des Inhalts desselben den Kopf nicht zu zerbrechen und kann Tag für Tag telegraphieren, ohne auch nur die leiseste Ahnung von dem Sinne der Depesche, die er abgiebt, zu haben, denn er telegraphiert thatsächlich weiter nichts als Ziffern. Anders dagegen liegt es mit dem Beamten am anderen Ende der Linie, er muß ein vorschriftsmäßiges Wörterbuch bei der Hand haben und nach Empfang der Depesche diese „übersetzen", indem er die gebräuchlichen Buchstaben — eigentlich Wortsilben — an Stelle jeder empfangenen Zahl niederschreibt. Nur ein Achtel der Wörter der chinesischen Schriftsprache sind in dem Telegraphenkodex aufgenommen; es hat sich aber gezeigt, daß diese für alle praktischen Zwecke vollkommen ausreichen. —dn—

Londoner Marktverkehr. — Welche gewaltigen Mengen von Fleisch- und Fischwaren die Riesenstadt London und deren Vororte Tag für Tag benötigen, darüber geben die nachfolgenden Notizen einigermaßen Aufschluß.

Die für den Londoner Marktverkehr bedeutendsten Eisenbahnzüge sind die zwei täglichen Fleischzüge aus Schottland, von denen der eine mit 45 bis 50 Wagen um elf Uhr nachts, der andere mit 50 bis 60 Wagen um zwei Uhr früh in London eintrifft.

Fischzüge werden je nach der Jahreszeit eingerichtet und sind je nach der Ergiebigkeit des Fischfanges von verschiedener Stärke. Zur Hauptzeit des Makrelenfanges kommt während eines Monats täglich ein Zug mit etwa 90 Tonnen Fracht an; ebenso treffen zur Zeit des Heringsfanges täglich 20 bis 25 Wagen mit Heringen aus ganz Schottland und Irland ein. Eine halbe Stunde nach der Ankunft dieser Ware auf dem Londoner Bahnhof ist dieselbe bereits in Wagen unterwegs zum Fischmarkt. W. H.

Dessalines Dose. — Die Schnupftabaksdose des berüchtigten Negerpräsidenten Dessaline auf St. Domingo entschied, gleich den Ordalien der Vorzeit, über Schuld und Unschuld, über Leben und Tod. Wenn jemand bei Dessaline wegen irgend eines Vergehens oder Verbrechens angeklagt war oder als Bittsteller zu ihm kam, so sah er den Betreffenden starr an, machte dann seinen inwendig mit einem Spiegel versehenen Dosendeckel auf und untersuchte den darin befindlichen Tabak. War dieser feucht, so ließ er es als ein Zeichen der Unschuld und Ergebenheit gelten. War der Tabak jedoch trocken, dann mußte der Unglückliche sterben oder aber der Bittsteller mit einem abweisenden Bescheid von dannen gehen. M. L—l.

Ein seltsamer Brauch herrschte früher am englischen Hofe. Während der Fastenzeit hatte ein älterer Offizier, der den Titel „Hahnenschreier des Königs" führte, jede Nacht innerhalb des Palastes die Stunden zu krähen.

Kurz nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover, am Aschermittwoch des Jahres 1715, als der Prinz von Wales, der nachmalige König Georg II., sich eben zum Abendessen niedergesetzt hatte, betrat der „Hahnenschreier des Königs" plötzlich den Saal und krähte, in getreuester Nachahmung eines kampflustigen Hahnes, zum Zeichen, daß es zehn Uhr geschlagen habe. Der überraschte Prinz, der zuerst glaubte, man wolle ihn beleidigen, sprang hochrot vor Zorn auf, um den Schreier persönlich zu züchtigen, beruhigte sich jedoch, als ihm die Erklärung dieses seltsamen Brauches ward. Seitdem wurde diese lächerliche Zeremonie abgeschafft. W. St.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte

Geschichte des Krieges
1870/71.

Mit 318 Illustrationen, 14 Karten und Plänen im Text,
5 Kunstbeilagen und 4 Extrakarten.

Preis in elegantem Ganzleinenband nur 9 Mark 50 Pf.
Auch in 30 Heften à 25 Pfennig zu beziehen.

Die **25jährige Gedenkfeier** des Feldzugs 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebte, veranlaßte uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer** Hinsicht **wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unsrem Geschäftsvorgänger Hermann Schönlein in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und wie diese, so bietet auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen, sondern vereinigt alle Vorzüge in sich, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Ist aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so ist andrerseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert worden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet hat, das gewiß ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bildet.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als Reiselektüre empfohlen!

Georg Hartwig:

Die Generalstochter. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Die goldene Gans. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Alpenrose. Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Wilhelmine von Hillern:

Am Kreuz. Oberammergauer Passionsroman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 10.—, elegant gebunden M. 12.—

Balduin Möllhausen:

Die beiden Nachten. Roman. 3 Bände.
Preis broschiert M. 10.—

Der Spion. Roman. 3 Bde. Preis broschiert M. 10.—

Die Söldlinge. Roman. 3 Bde. Preis broschiert M. 10.—

Der Fährmann am Kanadian. Roman. 3 Bände.
Preis broschiert M. 10.—

Welche von Beiden? Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Fedor von Zobeltitz:

Die Armutsprobe. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Lehrbuch der Graphologie.

Von

L. Meyer.

Gr. 8° ca. 240 Seiten mit ca. 330 Handschriftenfaksimiles.

Broschiert 5 M., elegant gebunden 6 M.

Die Erkenntnis, daß es dem menschlichen Scharfsinn möglich ist, aus den Schriftzügen auf die geistigen Eigenschaften, auf den Charakter des Schreibers zu schließen, ist alt. Die Systematisierung dieser Erkenntnis zu der Form der neueren „Graphologie" hat namentlich in neuester Zeit zu vielseitigen Untersuchungen und Veröffentlichungen geführt. Eine große graphologische Litteratur ist entstanden, die in ihren Auswüchsen der Komik nicht entbehrt und in übertriebener Schablonisierung die Gefahr nahe legt, die Graphologie werde, noch bevor sich herausgestellt hat, was Gutes an ihr ist, in Mißkredit geraten. Im Gegensatz zu derartigen Veröffentlichungen glauben wir das vorliegende Buch des durch seine graphologischen Untersuchungen in unsrer Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" weit bekannt gewordenen Autors, der wohl als einer der erfahrensten graphologischen Praktiker gelten darf, als einen Leitfaden bezeichnen zu dürfen, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, weiten Kreisen Gebildeter den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern

Nach berühmten Mustern.

Parodistische Studien

von

Fritz Mauthner.

Erste Gesamtausgabe.

Elegant broschiert Preis 2 Mark.

Von dem in unsrem Verlage erschienenen Bändchen „Nach berühmten Mustern" wurden in verhältnismäßig kurzer Zeit achtundzwanzig Auflagen abgesetzt. An Stelle der neunundzwanzigsten Auflage veröffentlichten wir unter Vereinigung mit dem in sechzehn Auflagen erschienenen Bändchen „Nach berühmten Mustern, Neue Folge", sowie unter Einreihung einiger neuer Parodien im Herbst v. J. die **erste Gesamtausgabe.** Der Preis derselben ist trotz Verdoppelung des Umfanges nur um 50 Pfennig höher gestellt, als der jedes Einzelbändchens.

Wir können das geschmackvoll [illegible] Werkchen — ein litterarisches Dokument seiner Zeit — zur Anschaffung [illegible]

Zu beziehen d[illegible]